

12 Vols in 6

Jahrbüch

Jahrbücher der Literatur.

Erster Band.

1818.

Jänner. Februar. März.

Wien.

Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

Inhalt des ersten Bandes.

Seite.

Inhalt des Anzeige-Blatts Nr. I.

Jahrbücher der Literatur.

Jänner Februar März 1818.

Art. I. Geschichte der schönen Redekünste Persiens, mit einer Blütenlese aus zweyhundert persischen Dichtern. Von Joseph von Hammer, Ritter des St. Annenordens zweyter, und des Danebrogs dritter Klasse, wirklichem k. k. Hofrath und Hofdolmetsch an der geheimen Hof- und Staatskanzley ꝛc. ꝛc. Mit dem Bildnisse des Verfassers, und einem Sach-Register. Wien 1818. Bey Heubner und Volke. gr. 4. S. VIII. u. 432.

Männer, welche das Leben überhaupt zu würdigen wissen, und den Gang ihrer Forschungen über den Character der Völker, und die Bedeutung ihrer National-Eigenheit gern auf jedem Ausbeute versprechenden Wege verfolgen, haben die Wichtigkeit der Kunstgeschichte von jeher anerkannt, und derselben anhaltende Studien gewidmet. Denn, wenn universalhistorische Begebenheiten allerdings von dem Geiste, welcher die Völker, durch die sie ins Daseyn kamen, belebte, Zeugniß geben, so liefert die Geschichte ihrer Kunst oft den Schlüssel zu den geheimsten Eigenheiten ihres Characters, und eröffnet so zu sagen, den Zugang zur innersten Tiefe ihrer Gefühle. Beynahe jede Nation des heutigen wissenschaftlich gebildeten Europa hat wichtige Beyträge zur Kunstgeschichte geliefert; die Deutschen aber, welche in allem, was angestrengte Forschung erfordert, gern ihren Zeitgenossen vorangehen, haben auch hierin nicht zurück bleiben wollen. In vieler Hinsicht selbst bereits ein kunstgebildetes Volk, und über den großen Zusammenhang der Mythen und Dichtungen aller Zeiten hinreichend aufgeklärt, haben sie während der unruhvollen Jahre politischer Stürme in diesem Zweige der Wissenschaft Arbeiten zu Tage gefördert, welche nur durch die ganz ungetheilte Kraft des Mannes, und dessen volle, durch keine äußern Störungen gehemmte Aufmerksamkeit zu bewerkstelligen möglich schienen.

Diese Erscheinung würde vielleicht schwer zu erklären seyn, böte sich die Bemerkung nicht von selbst dar: daß dem Deutschen die Kunstgeschichte darum vorzüglich wichtig seyn muß, weil seine Kunstbildung bis jetzt nicht unmittelbar aus seiner etwa vervollkommneten Naturanlage, sondern vorzüglich aus dem Studium fremder Kunst, sowohl klassischer als romantischer, hervorging; daher auch der bis jetzt größte Meister deutscher Kunst, Göthe, mehr durch klare Besonnenheit als durch Kraftfülle und nationale Tiefe der Empfindung bewundernswerth geworden ist. Im Grunde hat die Bildung aller Völker des neuern Europa diesen Weg ge-

nommen, und der Deutsche unterscheidet sich nur darin, daß er sich am wenigsten Einseitigkeit gestattet, und daß er vermöge der ihm eigenen parteylosen Würdigung alles Schönen und jeder Vollkommenheit, sich selbst und das Lobenswerthe seiner eigenen Naturanlage über dem Anstaunen fremder Vorzüglichkeit mehr als Andere vergessen durfte. Wenn manchen Völkern neuerer Zeit das Glück, oder das Verdienst ward, frühzeitig auf eigener Kraft, und wäre sie die beschränkteste, zu fußen, durch weise Haushaltung diese möglichst zu steigern, und mit ihr zur eigenen Zufriedenheit auszureichen, so verbietet dem Deutschen in jeder Hinsicht schon seine Lage im Herzen Europa's ein so bescheidenes Daseyn. Er hat nur die eine Wahl, die Strahlen der mannigfaltigen Bildung, die von allen Weltgegenden nach diesem Mittelpunkt des europäischen Lebens hinströmen, möglichst in sich zu vereinigen.

Diese Bemerkungen können um so weniger zufällig, oder außer ihrem Platz hieher gestellt scheinen, da sie den Gang der Kunst bey den Deutschen, und das, was für sie Kunstgeschichte ist und seyn wird, hinreichend erklären. Denn von diesen Einflüßen des Auswärtigen, sowohl des Alterthums als der neueren Zeit lange überwältigt, und von der Liebe auch für das fremdartigste Schöne allzusehr dahin gezogen, war den Deutschen die einheimische Art und Weise der Kunst beynahe unbekannt geworden. Nach der reinen Idee des Schönen strebend, glaubten sie diese wechselweise bald in den Kunstbildungen des Alterthums, bald in jenen neuerer Zeit verwirklicht zu finden, und versuchten sich nach gewählten Vorbildern, ohne Glück, weil sie ihre eigene Natur während der Dauer solcher mühseliger Arbeit verläugnen mußten. Alle Kunst ist nichtig, der nicht das Leben selbst, aus dem sie hervorgegangen, als Grundlage ihrer Gestaltungen gegeben ist; und wenn es zwar nur ein und dasselbe Streben seyn kann, welches alle der Kunst fähigen Völker leitet, wenn ein und dieselbe Begeisterung für die hohe Schönheit des Daseyns sie alle ein und demselben Ziele der Vollendung entgegen führt, so sind doch die Wege, auf welchen diesem gemeinsamen Ziele zugeschritten wurde, von jeher die verschiedensten gewesen, und es kann nicht gestattet seyn, der Natur zum Trotze die heimatlichen Bahnen zu verlassen, um fremde, uns nicht geziemende einzuschlagen.

Die Kunstgeschichte der Perser, deren Anzeige wir uns hier zur Pflicht gemacht, bietet überhaupt Erscheinungen dar, welche an deutsche Kunstgeschichte erinnern, und darf uns mehr noch durch den Character des Volks, welcher aus derselben hervorleuchtet, merkwürdig seyn. Dieselbe künstlerische Verständigkeit, welche unsern vorzüglichsten Geistern von jeher eigen war, tritt uns auch dort, und zwar in Begleitung des üppigsten Reichthums der

Phantasie entgegen, der durch die Sicherheit, mit welcher ihn der Dichter als Meister handhabt und zügelt, nur um so reitzender wird. Die Kunst selbst, niedergedrückt und Jahrhunderte lang durch die Barbarey der Eroberer zum Verstummen gezwungen, erwacht durch das Anschließen an die Heldensage der heimatlichen Vorzeit plötzlich in jugendlicher Kraft, und anfangs sich fremden Formen anschmiegend, verläugnet sie doch im innern Gehalte ihres reichen Lebens nicht einheimischen Ursprung. Sie strebt das Höchste wie das Gewöhnlichste des Daseyns mit gleicher Liebe zu erfassen, und verschmäht es nicht mit zarter Neigung bey Geringfügigkeiten häuslicher Freuden zu verweilen, guten Rath dem Bürger ins Haus zu tragen, während sie auf der andern Seite, unbefriedigt von jeder Wirklichkeit gen Himmel aufstrebt, mit vermessener Kühnheit das Verborgene enträthseln will, oder anbetend vor der Unbegreiflichkeit des Höchsten sich verhüllt. Das Leben ist dem Perser jederzeit von hoher Bedeutung gewesen, wie es auch die Völker germanischer Abkunft jederzeit betrachteten. Zweyerley Wege schlug er ein, der Bewunderung desselben Raum zu geben, den Heldengesang, der die Größe der That kühner Menschen feyert, und jene gefälligeren Spiele der Einbildungskraft, welche nur der Schönheit menschlicher Verhältnisse nachstreben, oder auch die Leiden des Gemüthes mit weicher Klage beseufzen, mehr froh diesen Schmerz zu empfinden, als durch ihn zerrüttet, oder wahrhaft niedergedrückt.

Diese reiche Kunst, obwohl von fremden Mustern ausgehend, ward dennoch schnell sich selber treu, und hat jene ihrer ersten Meister überflogen. Sie konnte nicht ohne großen Einfluß auf das Leben der Zeitalter seyn, in welchen sie blühte, und wird das Vaterland beglückt haben, eben darum, weil sie aus ihm hervorgegangen, und ganz sein Eigenthum war, ein Theil seines inneren Lebens. Selbstständigkeit ist in allen Dingen groß, in Werken des Geistes aber unerläßlich. Auch dem Deutschen ward dieß fühlbar, der lange fremde Wege statt der eigenen gesucht. Durch die Verirrungen selbst auf die falschen Schritte, die sie gewagt, aufmerksam gemacht, und durch die allseitige Bearbeitung der Kunstgeschichte endlich auch auf die alt-vaterländische, und deren große Erscheinungen hingeleitet, glaubte die Mehrzahl deutscher Künstler heutiger Zeit zur alt-vaterländischen Weise zurückkehren zu sollen: weil sie aber diese mit einer ihnen nicht geziemenden Einseitigkeit aufgefaßt, und mehr das Alte, als das rein Vaterländische gesucht, so sind sie, wenige erleuchtetere Meister ausgenommen, in dieser letzten Epoche mehr nur gebrechliche Nachahmer kräftiger Altvordern, als selbstthätige Gründer einer wirklich einheimischen Kunst geworden. Dennoch führt dieses Anschließen an die einheimische

Vergangenheit auf jenen einzigen Weg, auf welchem wir, nach manchem Straucheln, zum Ziele gelangen werden. Die Gründlichkeit, mit welcher deutsches Alterthum gegenwärtig erörtert, der Eifer womit die Meisterwerke altdeutscher, und der ihr verwandten nordischen Kunst gegenwärtig hervorgezogen, beleuchtet, und auch im Gemüthe bewahrt werden, muß endlich dem deutschen Künstler seine an die Fremde verlorne Eigenthümlichkeit wieder geben, und ihn über sich selbst aufklären. Das gehaltlose Spiel mit altdeutschen Formen muß vor dem Ernste solcher Bestrebungen endlich verschwinden. Sich selbst wieder geschenkt, wird der Deutsche seine erhabene Bestimmung: die Nationalität aller Völker, und mit deren Wissenschaft auch ihre vielseitig gebildete Kunst — wie einst die Griechen die Kenntnisse des Alterthums — in sich aufzunehmen, und in sein Eigenthum zu verarbeiten, ohne Gefahr Nachäffer der Fremde zu werden, mit Sicherheit verfolgen können. Wie deutscher Sinn durchaus ein universaler ist, so auch deutsche Kunst; sie hasset Beschränkung und Vereinzelung. Ihr Umfang ist der möglichst größte, der denkbar seyn mag; denn alles Leben, welchem Theil der Schönheit ward, ehrt der Deutsche, und seine Kunst verlangt es darzustellen. Was aber so weit hinaus strebt, muß erst in der nächsten Heimat fest begründet seyn, wie sich die Eiche tiefer und tiefer in den Boden, welcher sie nährt, einwurzelt, je höher und weiter sie ihre Aeste verbreitet. Die jetzige Beschränkung auf die individuellste vaterländische Eigenheit, dieß Zurückdrängen in längst verfallen gewesene Schachten altvaterländischer Kunst, wie sie wirklich eine sogenannte Reaction sind, durch einstige zu große Liebe des Fremden herbeygeführt, sind eben so gewiß auch nur eine Vorbereitung und Kräftigung zu künftigen Siegen im Gebiete der Kunst, welche früher zu versuchen deutsche Künstler wohl den Muth, nicht aber die Kräfte hatten.

Wenn man nun die Kunstgeschichte nicht bloß als Aufzählung oder Aneinanderreihung dürftiger Nachrichten über Menge und Gattung der Kunstproducte, sondern als eine Wegweiserin betrachten muß, welche uns ins Gebiet des Schönen einführt, wie es verschieden in äußerer Form, doch der innern Natur nach überall dasselbe, in dem Gemüthe der Völker blühte, so ist es von selbst klar, daß sie den Deutschen Bedürfniß ist, deren Bildung auf der Gesammterkenntniß alles Kunststrebens ruht, und deren Wißbegierde in dieser Hinsicht so schrankenlos ist, daß sie den poetischen Stimmungen auch der Irokesen, Samojeden und Letten nachzuspüren nicht verschmähen, und über ein grönländisches Todtenlied sich zu Abhandlungen herbeylassen. Das gegenwärtige Werk einer Geschichte der schönen Redekünste Persiens, liefert, indem es

eine der bis jetzt bestandenen bedeutendsten Lücken der Kunstgeschichte ausfüllt, mit andern von deutschen Gelehrten dem Ganzen und einzelnen Theilen der Kunstgeschichte gelieferten Arbeiten, einen sprechenden Beweis, wie wenig durch die einseitige Beschränkung deutscher Kunst auf sich selbst, welche man im Ganzen jetzt bemerkt, dem rühmlichen Bemühen Einzelner, die Kenntnisse des Vaterlandes zu erweitern, Zwang angelegt werden konnte. Nach dem Oriente haben, seit dem Wiedererwachen des Gefühls für romantische Schönheit, deutsche Künstler immer mit Sehnsucht hinüber geblickt. Die nähere Bekanntwerdung der persischen Poesie insbesondere war ein eifriger Wunsch der Kunstfreunde geworden, seit durch die Schirin des Herrn Hofraths von Hammer, und durch die Uebertragungen des Herrn Chezy, die ganze Fülle ihrer romantischen Schönheit sich ahnen ließ, seit die Uebersetzung des Hafis ihren lyrischen Schwung und Reichthum offenbarte, und manche Versuche, in den Fundgruben des Orients und anderwarts, die gediegene Pracht Firdussis enthüllt hatten. Um so mehr noch war die Aufmerksamkeit dorthin gerichtet, da wegen der vermutheten Stammverwandtschaft der Deutschen und Perser man auch von daher Aufklärungen über den Character der einheimischen Kunst zu erhalten hoffen durfte. Der Verfasser dieser Geschichte der schönen Redekünste Persiens, welche er Herrn Sylvestre de Sacy, als dem größten Orientalisten unserer Zeit, zueignete, hat sein Werk in sieben Abtheilungen, nach den zum Behufe der leichtern Uebersicht des Ganzen gesetzten Zeiträumen, gesondert. Das Ganze dieser Geschichte umfaßt die persischen Redekünste von der Zeit ihres Wiederauflebens nach Eroberung des Reichs durch die Araber. Die vor-arabische Periode konnte wegen Dürftigkeit der Nachrichten nur summarisch behandelt werden. Der Verfasser hat daher derselben in der dem Werke vorausgehenden allgemeinen Uebersicht eine eigene Abhandlung gewidmet, in der er sich freylich nicht auf eine Darstellung der Redekünste einschränken konnte, sondern vielmehr sich über das Ganze älterer persischer Kunst und Wissenschaft verbreiten mußte; da von allem, was in dem Gebiete der Redekünste in jenem Zeitraum groß seyn mochte, die Sendbücher ausgenommen, nichts zur Nachwelt herabgelangte. Indeß gibt der Verfasser diese vor-arabische Periode mit Recht als die Urquelle persischer Sagen an, und leitet aus den heiligen Büchern der Perser viele in die Religion Mohammeds übergegangenen Lehren ab.

Die frühen Einflüsse indischer Bildung auf Asien sind auch in dieser Uebersicht der vor-arabischen Periode der Perser nachgewiesen. Der Verfasser bemerkt, daß Balch (Bactrien), wo persische Cultur entstanden sey, aus dem benachbarten Bamian, wo der Inder Weisheit und Kunst im höchsten Flore stand, sich frühe

Bildung entlehnt, die dort während der Dauer des Reiches nie wieder zu Grunde ging, und sich allmälig dem übrigen Persien mittheilte. In den großen Städten Bamian, Balch, Merv und Bochara, als eben so vielen Vereinigungspunkten der Cultur, habe sich das Parsi, oder der reinste persische Dialect gebildet, der Hofsprache geworden, und sich bis in die ersten Zeiten des Islam unvermischt in seiner Reinheit erhielt. Als die Zeit des höchsten Flors persischer Wissenschaft und Kunst werden die Regierungen des Chosru Nuschirwan, und Chosru Parwis angegeben.

Chosru Parwis und sein Zeitalter ist durch die höchste Blüte alt-persischer Baukunst und Malerey, Bildhauerkunst und Musik von jeher berühmt gewesen. Die Vermuthung, daß auch die Dichtkunst damals in vorzüglichem Grade werde ausgebildet worden seyn, und daß eine auf einheimische Religion gestützte Philosophie sich zur Vollendung werde ausgebildet haben, scheint daher um so mehr gegründet, da die Folgezeit diese Epoche zum Gegenstande der unbedingten Lobpreisung erhob, und alles Schöne und Große persischer Vorwelt in diesen Zeitraum verlegte. Chosru Parwis, und seine Liebe zur schönen Schirin, die Liebe Ferhads, des in hoffnungsloser Sehnsucht hinschmachtenden, welcher Schirin, das Ideal seines Daseyns, zu verherrlichen, den Felsenmassen von Bisutun mit dem Meissel ewig denkwürdige Bilder aufzwang, die ungeheuren Paläste und Paradiesesgärten jener Zeit, sind der bleibende oft bearbeitete Gegenstand späterer Dichtung geworden. Der Verfasser glaubt auch diese Zeit als die Entstehungsepoche der bekanntesten persischen Märchen, die damals schon im Munde des Volks gewesen seyen, und vor welchen Mohammed seine Araber warnte, annehmen zu sollen. Diese, später unter Mamun ins Arabische übersetzt (Sindbad, die Geschichte der zehen Wesire, die Tausend und eine Nacht), sind jetzt noch die Lieblingslectüre der Araber. In die Regierung der Sassaniden gehören auch außer mehreren im Pehlewi, einer Mundart der nordwestlichen Provinzen des Reichs, geschriebenen Werken, die verschiedenen Schahname oder Reichskronikey. Dennoch belehrt uns schon eine geringe, diesen Nachrichten gewidmete Aufmerksamkeit, daß dieß Zeitalter der beyden Chosru, wie es in politischer Hinsicht gar sehr von jener frühen religios-kräftigen Zeit der alten Persermonarchie sich unterschied, auch in Hinsicht der Früchte der Geistesbildung keineswegs mehr die ursprüngliche hohe Einfalt der Vorwelt offenbarte, sondern vielmehr nur üppigeres Wachsthum, zwar der National-Eigenheit nicht völlig entfremdeter, doch aber durch den materiellen Einfluß äußerer Annehmlichkeiten des Lebens, und

durch die Einwirkungen des Auslandes aus ihrer naturgemäßen Lage gedrängter Geisteskräfte darstellte. Die alte Bildung der Perser, als eine in ihren innersten Tiefen religiose, war aus den geheiligten Tempeln ihrer Gottheit hervorgegangen, und hatte in der Gesellschaft der Priester dieser Gottheit (den Magen, Mobeden) ihre Bewahrer gefunden. Die weltlich gewordene Baukunst der Sassaniden, welche die geweihten Tempel verließ, um Paläste und Gärten zu gründen, welche nicht mehr Nationalgröße, oder die Würde des die Gottheit repräsentirenden Despoten verkünden, sondern nur dessen Vergnügen dienstbar seyn sollten; diese Musik, die von den Griechen sich Belehrung holte, und eine Malerey, welche, wie der Verfasser S. 4. von jener des Künstlers Mani oder Manes bemerkt, bemüht war, sich als selbstthätige Offenbarung höherer Religionsgeheimnisse geltend zu machen, sind dem alten Perserkultus gar zu fern stehende Erscheinungen, und müssen vielmehr als eben so viele revolutionäre Bestrebungen und als feindselige Angriffe gegen die alte Nationaldenkungsart betrachtet werden. Eben so wenig, was bey weitem das wichtigste ist, genügte mehr die einheimische Philosophie, weil der Geist aus der alten Denkungsweise hinausgerückt, das Daseyn bereits mit unsicherem Blicke betrachtete, und gegen im Gemüthe aufstrebende Zweifel nach auswärtiger Hülfe sich umsah. So bemerkt der Verfasser, daß schon unter Chosru Nuschirwan sieben griechische Philosophen von Byzanz nach Persien gezogen worden seyen, und daß denselben Freyheit der Lehre und ungehinderte Heimkehr in einem Artikel des zwischen Griechenland und Persien abgeschlossenen Friedens bedungen worden sey. Diesen, die nationale Denkweise umwandelnden Vorkehrungen und Ereignissen, stand das vereinte Streben der ehemaligen Bewahrer des Nationalcharacters, der Magenpriester, entgegen. Im Aufstande gegen Chosru Parwis fallen ihrer dreyßigtausend unter dem Schwerte des Herrschers. Unter Alexander dem Großen war schon eine große Anzahl der heiligen Bücher verloren gegangen. Unter Chosru Parwis mußten durch die fast bis zur Ausreutung getriebene Verfolgung der Magen auch die Reste der alten Literatur in traurige Dunkelheit zurücktreten; die Eroberung Persiens durch die Araber hatte endlich die Auswanderung dieser Priester, und durch Omars Anordnung die Vertilgung aller vorzufindenden Werke zur Folge. So gingen, wie der Verfasser nach Ibn Chaledun bemerkt, die Wissenschaften Persiens zu Grunde.

Nach dieser Darstellung der vor-arabischen Zeiten persischer Cultur wird es zweckmäßig seyn, mit Uebergehung sowohl der vom Verfasser vorausgeschickten allgemeinen Uebersicht der arabischen Epoche,

deren Bemerkungen wir bey der Anzeige des Details selbst einzuflechten gesonnen sind, als der Abhandlung über Sagen und Bilderlehre der persischen Dichter, welche übrigens sehr interessante Data liefert, unmittelbar zur Anzeige des eigentlichen Werkes selbst überzugehen, und mit vorläufiger Aufzählung der Quellen, nach welchen der Verfasser arbeitete, zu beginnen. Eine besondere Begünstigung von Umständen hat denselben, wie die Vorrede bemerkt, in den Stand gesetzt, sich hinreichende Sachkenntniß zu erwerben, und sein Urtheil mit Beyspielen aus zweyhundert persischen Dichtern zu begründen. In der That, ein Unternehmen seltener Art; und sind wir gleich der Meinung, daß sehr viele der bey Aufzählung der einzelnen Dichter angeführten Stellen ihrer Werke keineswegs so beschaffen seyen, daß sie von der Eigenthümlichkeit des Dichters einen hinreichenden Begriff geben, so ist doch auch an dem, was wirklich geleistet wurde, eine jede Erwartung übersteigende Arbeit geliefert worden. Von Jugend auf, bemerkt der Verfasser, persischer Poesie mit Liebe zugethan, habe er (dem auch nebst der hierortigen kais. Bibliothek und jener der orientalischen Akademie, der Bücherschatz des Hrn. Grafen v. Rzewusky zur Benützung offen stand) die meisten der angeführten Dichter, mehr als eine Million Verse, selbst gelesen, um über die Tiefen und Untiefen des Oceans persischer Poesie ein befriedigendes Urtheil zu sprechen. Als Geschichtbücher persischer Dichtkunst, welche Lebensbeschreibung und Blumenlese miteinander verschmelzen, werden angeführt: das Beharistan, d. i. der Frühlingsgarten des Dichters Dschami (die Biographien der ältesten persischen Dichter enthaltend), die Biographien der Dichter von Dewletschah (vom vierten Jahrhundert der Hedschira bis in's neunte fortgeführt), Sam Mirsa (in's zehnte fortgesetzt), endlich das Ateschkede, das ist der Feuertempel, in welchem die persische Dichtkunst bis in das vorige Jahrhundert herabgeführt wird. Dieses letztere Werk habe aber der Verfasser aus Ungefälligkeit des jetzigen französischen Consuls zu Bagdad, Herrn Rousseau, der c. 1807 nach Europa gebracht, aber ihm nicht zur Benützung zusenden wollen, und wegen Mangel eines Käufers wieder mit sich fortführte, nicht gelesen. Desto fleißiger habe er frühere persische Geschichtschreiber, nahmentlich Lari und Mirchond, zu Rathe gezogen.

Erster Zeitraum. Die persische Poesie in ihrer ursprünglichen Reinheit. Episches Zeitalter. Firdussi (913 bis 1106).

Dreyhundert Jahre, seit Eroberung des Perserreichs durch die Araber, verstummte dort vaterländische Kunst, doch blühte in Persien selbst arabische Kunst und Wissenschaft während dieses Zeitraums, und ward auch von Persern in der Mundart ihrer Besieger gepflegt und weiter geführt. Allgemeine Unterdrückung der

Landessprache, Ausschließung derselben von Gerichtshöfen und jeder Geschäftsführung hemmen jeden Fortschritt nationalgemäßer Bildung. Der Unterdrückung der einheimischen Religion und der gewaltsamen Einführung der Lehre Mohammeds entspricht die allmälige Umwandlung des Volkscharakters, und des Persers Ansicht der Welt und ihres Verhältnisses zur Ewigkeit gewinnt eine, dem Gesammtcharakter der Bekenner Mohammeds sich anschließende Eigenthümlichkeit. Nachdem aber Fürsten aus persischen Geschlechtern, als Statthalter der Chalifen, über Persien mit wachsender Eigenmacht zu herrschen anfingen, ward, indem der Landessprache in den Geschäftsführungen wieder ihr altes Recht gegeben wurde, heimatliche Würde wieder geltend, und mochte sich in Kunst und Wissenschaft glanzvoll zeigen. Die Fürsten der Familie Saman, unter ihnen insbesondere Ahmed Ben Naßr, der in den ersten 30 Jahren der Hedschira in Chorassan regierte, sind die Wiederhersteller persischer Bildung geworden. Die bald emporkeimenden Dichter dieses Zeitraums nannten sich Meister der Kunst. Meister Rudegi (Rüdiger) wird als der Vater der neupersischen Dichtkunst, als ein lieblicher Minnesänger vom Verfasser gerühmt. Er verfertigte übrigens eine poetische Übersetzung der Fabeln Bidpai's, da die frühere in Prosa gewesen war. In diesem Zeitraume führt der Verfasser zwanzig Dichter auf; nach den gegebenen Proben ihrer Dichtungen sowohl als nach dem was aus persischen Historiographen angeführt wird, Männer, so verschiedenen Strebens, so mannigfachen poetischen Zwecken nacheilend, daß wir keineswegs dem Verfasser beystimmen können, wenn er, durch das große Werk Firdussi's bewogen, und vielleicht auch um eine Ähnlichkeit anderer Literaturen mit der Persischen nachzuweisen, dieß Zeitalter das Epische nennt. Ein episches Zeitalter charakterisirt sich durch die gleichmäßige Richtung aller Geister: die Erscheinungen der Welt nur als schönes oder großes Ereigniß, als der Liebe oder Bewunderung werthe Begebenheit aufzufassen; und alle Aufmerksamkeit wie alle Kraft desselben ist nur auf Darstellung oder Erzählung gerichtet, während der Mensch sich noch nicht in die Tiefen des individuellen Gefühls wagt, und daher der Lyrik wie der gnomischen Dichtung entbehrt. Diese Erscheinung ist aber auch nur in der Periode eines kaum erst zum Bewußtseyn erwachenden Volkes möglich, als welches wir die Perser in jenem Zeitraume nicht gelten lassen können. Aus der Unterdrückung nicht durch selbstthätig strebende Kraft hervorgedrungen, sondern ihr durch die milde Hand einheimischer Fürsten entzogen, zeichnet sich dieß Zeitalter wohl durch ein freyes Aufathmen, nicht aber durch energische Kühnheit aus. Diese Epoche ist aber dessen ungeachtet, wie der Verfasser

sie entwickelte, eine höchst interessante, und für das Studium der Kunst selbst sehr lehrreiche. Sie gibt uns das Bild einer zwar nicht ursprünglich nationalen, aber mit wahrem vaterländischen Bestreben auf die Heimat übertragenen Bildung. Wie die Sage der Entstehung neu-persischer Poesie, welche der Verfasser anführt, berichtet: daß ein Kind beym Spiele einen Vers improvisirt habe, welchen die Gelehrten des Hofes nach den Regeln der arabischen Prosodie zergliederten, und demnach die Regeln derselben auf die persische Sprache anwendeten, verhält es sich, die Wahrheit dieser individuellen Sage nicht in Vertheidigung genommen, in Hinsicht ihres eigentlichen Sinnes in der That. Arabische Poesie ward in persischer Sprache einheimisch, da sie, voraus gebildet, und in ihrem Umkreis zur Vollendung gebracht, wie bey uns die des Alterthums, in zu großem Ansehen der neu erwachenden persischen gegenüberstand, um hier eine unabhängige Ausbildung zuzulassen. Statt einer epischen Periode trat also bey den Persern als Anfang der Grundlage ihres reichen Kunsttempels jene einer mannigfaltigen Uebung in allen bereits durch die Araber bekannt gewesenen Formen der Dichtung ein. Doch waren es nicht schwache Nachahmer, die sich hier versuchten, sondern Männer von selbstständigem Sinne, begierig alles Schöne, dessen Daseyn ihnen bekannt geworden, aus der vaterländischen Erde hervorzulocken. Nach solcher Ehre des Vaterlands in edler Nacheiferung mit allen Kräften einer unverdorbenen Natur strebend, mußte endlich auch der Wunsch erwachen, die alte einheimische Sage vormaliger Nationalherrlichkeit in eine große Dichtung zusammen zu fassen. Diese Sage lebte damals nicht mehr im Munde des Volks, und konnte es nicht, weil eine völlige Veränderung des Volkslebens eingetreten war, welches die riesenhaften Ideen der Vorwelt in sich aufzunehmen, und als wirkliches Volksgut, wie die Griechen in der homerischen Periode die Begebenheiten der Ilias, zu bewahren, nicht fähig seyn konnte. Es konnte daher auch kein im eigentlichen Sinne volksgemäßer Heldengesang entstehen, weil er nicht aus dem Munde des Volks genommen werden konnte. Alte Geschichtbücher waren es, aus der Todesflut mohammedanischer Zerstörungswut gerettet, welche ein kunstliebender Fürst aufzusuchen befahl, um ihren, dem Gebildeten theuern, an die einstige größere Vorwelt mahnenden Inhalt durch die dichterische Behandlung für alle Zeiten zu verewigen. Der Verfasser belehrt uns, daß es Mahmud, der Gründer der Dynastie der Gasnewiden, gewesen, dem wir die Entstehung des Schahname im eigentlichsten Sinne verdanken. Früher schon hatte Ahmed Ben Naßr, aus der Familie Saman, der Unterstützer persischer Poesie in Chorassan, durch seinen Wesir dem Dichter Da-

kiki aufgetragen, die alte Geschichte Persiens in Verse zu bringen. Dieser vollendete tausend Verse, und starb. Der Nachfolger Ben Naßr's, vielleicht einsehend, daß es vor allen um Erhaltung der bereits vorhandenen Nachrichten und Quellen zu thun sey, befahl die sorgfältige Sammlung aller derer, die noch vorhanden waren. Diese Quellen, und auch arabische, aus frühern persischen Quellen zusammengestellt, machen die Grundlage des vom Ruhme hochgetragenen Werkes Firdussi's. Wie der Verfasser den Hof Mahmuds darstellt, war er der Sammelplatz der Gelehrten und Dichter, und doch war Mahmud ein Fürst, nicht weichlicher Ruhe des Friedens hingegeben, sondern ein Eroberer, der seine Kriegesscharen bis nach Indien führte. Desto mehr mochte ihn alte Heldensage und hoher Waffenruhm der Vorzeit begeistern. Er war so sehr Verehrer der Dichtkunst, daß er den Söhnen der Muse, die seinem Hofe Glanz gaben, einen eigenen König vorsetzte, der über den Werth ihrer Werke entschied. Er äußerte wiederholt den Wunsch, daß die alte Reichsgeschichte in Verse gebracht werden möchte; aber weder sein Dichterkönig Anßari, wie es scheint mehr für Dichtungen zarter Art geschaffen, noch Farruchi, der weit gepriesene Schüler Anßari's, noch Essedi, nach dem Dichterkönig der erste Dichter seines Hofes, getrauten sich an ein so schwieriges Werk. Da ward endlich Ishak, Sohn Scheresschahs, eines Gärtners von Tus, genannt Firdussi (der Paradiesische) zur Bearbeitung des Werkes, welches Persiens Ruhm der Nachwelt bewahren sollte, ausersehen. Er vollendete es in dreyßig Jahren, mit Ausnahme der letzten viertausend Verse, welche, als Firdussi sich auf seinem letzten Krankenlager sah, ihm zum Troste sein ergrauter Lehrer Essedi, (der ehmals vor 30 Jahren schon, zu sehr vorgerückter Jahre wegen, das Werk nicht zu übernehmen wagte) innerhalb 24 Stunden dichtete, und es auf diese Weise vollendete. Viele interessante Einzelnheiten, welche der Verfasser aus dem Leben Firdussis und seiner Zeitgenossen mittheilt, müssen wir hier übergehen, wo es sich einzig um gedrängte Darstellung des Charakteristischen der Kunstgeschichte selbst handelt. Der Verfasser, welcher sich durch Uebertragungen aus dem Schahname in den Fundgruben des Orients um Firdussi Verdienst erwarb, gibt hier, zum genaueren Verständnisse sehr ausgedehnte Proben zum Danke des Lesers in gehaltreichen, dem Maaße des Originals

∪ — — — ∪ — — ∪ —

sich anschmiegenden Versen. Was nun diese mitgetheilten Proben betrifft, so darf man wohl sagen, daß sie an gedrungener Kraft der Rede, Kühnheit der Bilder wie des Gefühls, verbun-

den mit ächt epischer Parteylosigkeit der Darstellung, den epischen Dichtungen keines Zeitalters und keines Volks den Vorrang gestatten, und eben so sehr von dem hohen Gemüthe des von der Vorzeit männlich begeisterten Dichters, als von dem poetischen Werthe der Quellen zeugen, aus welchen er schöpfte. Wir wissen aber, und der Verfasser dieser Geschichte der Redekünste Persiens erinnert es selbst wiederholt, daß dieser hohe Schwung einer sich dennoch nicht überbietenden Einbildungskraft, in ihrer edlen Mäßigung auf alle Fälle alleiniges Verdienst des großen Firdussi, sich allmälig verändere, und zum gewöhnlichen Gange nicht zwar sinke, doch sich herabstimme, so wie Firdussi jene alte erste Zeit des persischen Lebens und ihre wunderbaren Sagen verläßt, um die ihm nähere Zeit darzustellen. Ein Zeichen nicht der Ermattung des Dichters, sondern des seiner Dichtung eigenen, nicht epischen, sondern rein historischen Prinzips, welches die Sage, die es vorfindet, aufnimmt, ohne dieselbe in Dichtung verarbeiten zu wollen. Diese Eigenheit des Schahname bezeichnet der Verfasser S. 55. selbst sehr treffend, indem ihn die Größe Firdussi's begeistert:

»Wenn dem Geschichtschreiber Quellenstudium vor allem heilig und wichtig seyn muß, so ist auch aus allen in Betreff Persiens aus dem Oriente zu erwartenden Werken das Schahname für ihn das wichtigste, indem alle neuere persischen Geschichtschreiber aus Firdussi geschöpft, wie Firdussi aus den alten Annalen des Reichs, die seit ihm verschwunden sind. Und je näher er seiner Zeit rückt, desto mehr verliert, wie natürlich, die Poesie an Spielraum, und gewinnt die historische Wahrheit an festem Grunde. In der Reife des männlichen Alters, wo er die fabelhafte Kindheit der Vorzeit zu besingen begann, fährt sein Genius als Triumphator einher auf dem Siegesgespann der Phantasie, das Diwe und Simurge ziehen. Gegen das Ende des Werkes, wo er selbst um dreyßig Jahre, und die Geschichte um dreyßig Jahrhunderte gegen das Greisenalter des Menschen und des Reiches fortgerückt sind, verfolgt er mit großer Ruhe und Stätigkeit (wiewohl auch selbst hier nicht ohne poetisches Feuer) die Bahn, die ihm nun durch historische Quellen und kältere Urtheilskraft sicherer vorgezeichnet ist. Das Schahname kann daher füglich in zwey Hälften getheilt werden, wovon die erste vorzugsweise die poetische, und die zweyte vorzugsweise die historische heißen mag.«

Es ist nun wohl von selbst klar, daß weil ein aus Einem Geiste hervorgegangenes Werk nicht doppelter Natur seyn kann, der Charakter des Schahname nicht eigentlich episch, sondern historisch sey, und daß die poetischere Hälfte von der Natur der Quellen herrühre, welche dazu benützt worden. Wir glaubten

aber auf eine genauere Untersuchung dieses Gegenstandes eingehen zu sollen, nicht etwa um Firdussi's Dichtergröße zu schmälern, welches ein fruchtloser und auch unwürdiger Versuch wäre, sondern um, wie die Natur seiner Dichtung, so auch ihren Erfolg genau bezeichnen zu können. Firdussi hat nämlich mit Gründung dieses Werks die schon verflüchtigt gewesene Nationalität Persiens in ein helles Flammenbild ehrwürdigen Glanzes, eine strahlende Sonne des Ruhms, vereint, und in erquickendem und neu belebendem Lichte über dieß alte Reich der Tugend leuchten lassen. Er hat dieß Persien, das an das Ausland verloren war, erst wieder zum Vaterlande erhoben, und ihm mit dem Gefühle eines würdevollen Daseyns auch die Kraft freyer Entwickelung einer lang niedergedrückt gewesenen Phantasie gegeben, und man darf daher sagen, alle Poesie Persiens sey von Firdussi ausgegangen. Dieser Koloß, wie ihn der Verfasser nennt, steht übrigens mit dem Streben seines Zeitalters nicht im Widerspruche, und bildet durchaus keinen Gegensatz. Denn alle Bemühung dieses Zeitalters ging auf die Bildung einheimischer fremd gewordener Kunst. Die übrigen gefeyerten Dichter desselben, bey Nachahmung arabischer Form, suchten die Selbstständigkeit durch die Reinheit der Sprache zu behaupten. Firdussi wie sie; doch bildete er zugleich dem Vaterlande eine eigentliche Heimat edler Gefühle, in welche spätere Dichter sich einbürgern, und Werke hervorbringen konnten, die vor ihm ganz unmöglich gewesen wären.

Der Verfasser führt als gleichzeitig mit Mahmud den in Dilem herrschenden Fürsten Kabus Schemsolmaali (Sonne der Erhabenheit) als Freund und Beschützer der Gelehrten und Dichter an, der selbst eine Sammlung von Gedichten und Briefen arabisch und persisch geschrieben. Auch vom Dichter Ferruchi wird bemerkt, daß er ein Werk über Beredsamkeit verfaßt; Beweis, wie uns dünkt, daß dieß Zeitalter seine poetische Größe nicht einer plötzlich entwickelten Naturanlage, sondern dem Studium bereits vorhandener auswärtiger Kunst und Wissenschaft verdankte. Es hat übrigens die psychologisch merkwürdigsten Erscheinungen aufzuweisen: so finden wir in dem Dichterkönige Emir Moasi einen philosophischen Denker, und in Omar Chiam einen die mystischen Ansichten Moasi's bespöttelnden, aber zugleich zur Verläugnung alles Heiligen herabgesunkenen Freygeist. Dergleichen Geister verkündigen vielmehr eine durch Uebermaß der Hingebung an wissenschaftliche Untersuchungen der Auflösung nahe literarische Welt, als die Unbefangenheit eines epischen Zeitalters. Diese schon im Beginn der Literatur des neuen Persiens vorbereitete Auflösung ist aber durch die Riesenarbeit Firdussi's, welche den Gemüthern einen bleibenden Gegenstand der Bewunderung

gab, aufgehalten, und für die Zukunft eine neue poetische Welt der Schönheit begründet worden, in welcher sich wirklich ein den Nationalgefühlen gemäßes Epos, nämlich ein romantisches, in Fülle der heimatlichen Schönheit reichgeschmücktes, erzeugte.

Zweyter Zeitraum. Einfluß des Arabischen. Lyrische Panegyriker und romantische Dichter. Enweri und Nisami. (1106 bis 1203.)

Dritter Zeitraum. Mystisches und moralisches Zeitalter. Dschelaleddin Rumi und Saadi (1203 bis 1300).

Der Verfasser bemerkte zur zweyten Hälfte des vorigen Zeitraums, daß die Seldschugiden, welche alle andern herrschenden Dynastien verschlangen, große Beförderer der Wissenschaften in Persien geworden, und erwähnt insbesondere Sultan Melekschahs, und seines großen Wesirs Nisamolmulk, welche, selbst Schriftsteller im historischen und politischen Fache, zugleich durch weise Einrichtungen für die Dauer, und das fernere Emporblühen persischer Wissenschaften Sorge trugen; so erbaute der Wesir die unter seinem Namen lange berühmt gewesene Akademie zu Bagdad, und gründete mehrere Schulen. Die Früchte dieser Unternehmungen zeigten sich nunmehr im zweyten vom Verfasser auf hundert Jahre berechneten Zeitraume, und die in den verschiedenen Provinzen des Reiches gesondert herrschenden Sultane thaten auch während dieser Epoche das Mögliche zur Beförderung der Künste der Rede und der Wissenschaften. Bey dem Einflusse, welchen sich durch oft glänzende Unterstützung der Wissenschaften die Fürsten auf dieselben zueigneten, fanden sich die Dichter und Schriftsteller in einem vorher nicht so sehr gekannten Verhältnisse der Abhängigkeit zu diesen Fürsten, und verschwendeten poetische Kraft in übertriebenen Lobeserhebungen der Beschützer. Die wirklich glücklichen Erfolge, welche die der Geistescultur gewidmete Pflege haben mußte, zeigte sich auch in der in diesem Zeitraume zur Vollendung gediehenen Ausbildung der episch-romantischen Poesie, dieser dem neu-persischen Volkscharakter vorzüglich zusagenden Dichtungsart. Eben so finden wir schon in diesem Zeitraum das bereits im ersten bemerkte Streben nach Mystik bedeutend ausgebildet, und auch das Lehrgedicht mannigfaltig versucht. Beyde letztern Arten der Poesie treten in dem dritten Zeitraume in die Epoche ihrer Vollendung, wo, nach des Verfassers richtiger Bemerkung, durch die Zerstörung alles heitern Lebensglücks, welche der Einbruch Dschengischan's und seiner Mongolen über Persien brachte, die Gemüther zum innern beschaulichen Leben hingezogen wurden. Beyde diese Zeitalter der Dichtung sind der Geschichte im hohen Grade wichtig, wir müssen uns indeß hier darauf beschränken, das Einflußreichste derselben heraus zu heben, auch

hier noch mehr durch Reichthum als durch Armuth der Materialien in einiger Verlegenheit.

Der Verfasser, allerdings Bewunderer des hohen Schwungs der Panegyriker dieses Zeitraumes, tadelt zugleich mit Recht die sich im Ueberschwung der Lobpreisungen vergeudende Kraft edler Gemüther, und die Erniedrigung der Characterwürde, welche dieß gewöhnlich zur Folge hat. Allein, es muß gleichwohl bemerkt werden, daß in dem, in vielfachem Schmucke reicher Vollendung aufgeführten Kunstgebäude eines ächt poetischen Volkes, panegyrische Dichtung eben so wesentlich ist, als die satyrische, mit welcher sie nur den Gegensatz bildet, dessen Auflösung sich sodann entweder in der moralischen Dichtung, der ruhigen Richterin menschlicher Vorzüge und Gebrechen, der Führerin zum Ziele innerer Beruhigung, oder im Epos findet, welches mit unparteyischer Kühnheit das Edelste menschlicher Trefflichkeit neben die nicht mehr getadelte, sondern als zum Ganzen wirkende Gewöhnlichkeit des Lebens hinstellt, und beyde Gegensätze auflöst, und zu einem reinen Bilde des Daseyns vereinigt. Wenn es nämlich der menschlichen Natur gemäß, und ein Zeichen ihrer höhern Abkunft ist, daß sie das Edle menschlicher Handlungen, und jede höhere Vollkommenheit mit Begeisterung erfaßt, und sich an deren Erwägung gleichsam das innere Leben erneuert, so ist die Lobpreisung auch der Macht und Gewalt, wie sie in Fürsten sich offenbart, eine herrliche Erscheinung im Gebiete der Poesie, und bey uns, mit vollestem Rechte zwar, nur darum in Verachtung gesunken, weil diejenigen, die sich derselben hingaben, meistens nicht Dichter, sondern nur feile Schmeichler gewesen. Wer aber, der Calderon seinen König preisen hört, mag hier, wo der kühnste Aufschwung der Phantasie ihn mit fortreißt, an Käuflichkeit des Lobes denken? oder wer hat sein Herz noch gegen Pindars Siegeshymnen verwahren wollen? Die despotische Natur der Herrscherwürde Persiens, wenn sie gleich in jener Zeit ihr Gegenbild in gemeiner Anbetung der Gewalt bey den meisten, welche Fürstenlob sangen, gefunden, hat dennoch durch die Idee verklärter Macht, die sie in edlen Gemüthern erzeugte, auch manche, der Bewunderung der Nachwelt werthe Dichtungen hervorgerufen. Und wie die Dichter dieser Bewunderung noch heute werth sind, sind es auch diese Fürsten, bey welchen wir ächte Anerkennung der Würde des Menschen, und Begeisterung für diese Kunst, welche ihr Andenken feyert, vorfinden. Enweri, Chakani, Sahir Farjabi, und Achestegi sind die Dichter dieses Zeitraums im Fache der Panegyrik, deren Werke der Orient noch heute mit Entzücken liest, und so auch ihren edlen Namen vor jeder Verunglimpfung sicher stellt. Ein Beweis, wie nahe das Streben des panegyri-

schen Dichters an die höchste Forderung, die an den Menschen gestellt werden kann, gränze, ist der plötzliche Uebertritt eines dieser panegyrischen Dichters, Sanaji's, zur religiosen Dichtung: aus dem Lobpreiser seines Fürsten ward er ein nur für Gott und die ewige Vollkommenheit begeisterter Sänger, nachdem er die Idee des Erhabenen, die er vorher im Leben aufzusuchen sich begnügt hatte, jenseits dieses Daseyns zu finden gelernt hatte.

Einer der größten Dichter Persiens dieses Zeitraums und aller künftigen Zeit ist Nisami aus Gendsch, der seinem Vaterlande das romantische Epos schenkte. Früher schon, und seit Beginn des Wiederauflebens persischer Literatur hatten sich die Dichter Persiens an episch-romantischen Stoffen versucht, die sie in den Märchen vorfanden, die im Munde des Volks waren. Verachtung der Volkspoesie (wie uns die heutige Zeit das Beyspiel liefert) ist von jeher in den Dichtern mit abstracter Trockenheit ihrer eigenen Ausarbeitungen bestraft worden; denn alle Dichtung strebt ihrer Natur nach den größtmöglichsten Einfluß auf die Gemüther zu gewinnen, da sie das ihr eigenthümliche, in der Darstellung geltend gemachte Ideal des Daseyns, überall anerkannt wissen möchte: die absichtliche Entfernung aber von den Ansichten des Volks, zu welchem man doch selbst mit gehört, veranlaßt unausbleiblich im Gemüthe eine durch nichts ausfüllbare Leere. Diejenigen, welche daher, selbst ohne sich über die gewöhnlichen poetischen Ansichten und die Gefühlsweise des Volks zu erheben, und sie höher zu steigern, welches eigentlicher Beruf des Dichters und jedes Künstlers ist, sich bloß damit begnügen, sich an das Volk anzuschließen, sind wenigstens ihrer Natur nicht untreu geworden, und geben größeren Talenten der Zukunft wenigstens Veranlassung und Stoff, das, was sie versäumten, die Steigerung der Nationalansichten des Schönen, zu vollenden und auszuführen. Nisami war ganz aus der eigenthümlichsten Natur der Neuperser hervorgegangen. Durch die großen Ansichten Firdussis über die Gewöhnlichkeit empor gehoben, für den Reitz und die milde Schönheit des Lebens von seltener Empfänglichkeit, dabey ruhiger besonnener Denker, gewissenhafter Abwäger menschlicher Pflichten und der Anforderungen, welche unser edleres Selbst an sittliches Ebenmaaß unser Handlungen stellt, hat sich dieser Dichter in vielseitiger Fruchtbarkeit für Moral und ausgeführte Lehre der Religion, wie für zarte Schönheit des Daseyns und phantastischen Wunderbau kühner Schöpfungen in gleichem Grade empfänglich gezeigt. Die Werke eines seltnen Ruhms, die in dieser Hinsicht durch ihn in's Leben traten, sind später gesammelt, und da es ihrer fünf sind, unter dem gemeinsamen Titel: der Fünfer Nisami's der Bewun-

derung der Nachwelt aufbewahrt worden. Das erste dieser Werke, Machsenol-esrar (Magazin der Geheimnisse) ist in zwanzig Hauptstücke getheilt, ganz moralischen Inhalts, und in manchem Sinne zugleich speculativ, und ächt philosophisch. Es verbreitet sich, wie über die Natur des Menschen und der Welt, die ursprüngliche Erhabenheit beyder, und über ihren Untergang, so auch über jenes zukünftige Daseyn, dessen Geheimnissen wir vergebens nachforschen, über die Vorbereitungen zum Uebertritt in dasselbe, über Gerechtigkeit im Allgemeinen, und jene der Fürsten insbesondere. Chosru und Schirin, nach des Verfassers Bemerkung sowohl des alt-historischen Stoffes willen, den schon Firdussi in sein Schahname aufgenommen, als der vorzüglichen Neigung wegen, mit der der Dichter dieser Arbeit sich hingab, die Krone aller persischen romantischen Gedichte, ist das zweyte Werk des Fünfers. Welche Fülle der Schönheit, in Lebhaftigkeit und Wechsel der Farben ganz unerreicht, dieses Gedicht darbiete, ist aus der Schirin des H. Hofraths v. Hammer deutschen Lesern bereits hinreichend bekannt. Der Verfasser gibt hier ausführlich Rechenschaft, wie er dieß Gedicht sowohl, als Leila und Medschnun, das dritte Gedicht des Fünfers, zu seiner Schirin benutzt, und in ein Ganzes verflochten habe. Ueber das vierte Gedicht, der Heftpeiger (die sieben Schönheiten), bemerkt der Verfasser, es sey an Erfindung und Mannigfaltigkeit der darin vorkommenden Begebenheiten das fruchtbarste Gedicht der persisch-romantischen Literatur. Es enthält die Geschichte eines persischen Prinzen, in welche sieben andere, von sieben Prinzessinnen erzählte, verwebt sind. Das interessante Detail dieses Gedichts ist von dem Verfasser weitläufig entwickelt, und gibt uns, wie es größtentheils mit Benützung der Volkssagen geschrieben zu seyn scheint, auch die Urquellen so mancher im Mittelalter nach Europa herüber gewanderter Sagen und Märchen zu erkennen. Das letzte Werk der Sammlung ist das Iskendername (das Buch Alexanders), eine romantisirte Geschichte dieses auch in der romantischen Zeit des europäischen Mittelalters vielfach in Dichtungen gefeyerten Heldenkönigs. So reich war die Phantasie des unübertroffenen Nisami, daß sie sich nicht in einem Meisterwerke hoher romantischer Kunst in all ihrer Farbenpracht entwickeln konnte, und des mannigfaltigsten Stoffes bedurfte, um sich selbst Genüge zu thun. Die Folgezeit hat von diesem Dichter die Mannigfaltigkeit der Arbeiten gleichsam als Regel angenommen, und der Fünfer ist mehrmals von späteren Dichtern versucht worden.

Bey Entwicklung des dritten Zeitraums verbreitet sich der Verfasser über die Verheerungen der Mongolen, und die

ganze Barbarey ihres Verwüstungssystems, und indem er die Folgen für Persien zeigt, gibt er überhaupt zugleich die nöthigen historischen Aufklärungen über die ganze Epoche. In der Hälfte dieses Zeitraums erholten sich Samarkand und Bochara, die alten Sitze der einheimischen Cultur, wieder von den Verwüstungen, doch flüchtete sich Kunst und Wissenschaft in die südlichen und westlichen Länder nach Schiras und Ikonium zu den Atabegen Farsistan's und zu den Seldschugiden Rumi's. Ueber die beyden größten Dichter dieser Epoche Dschelaleddin den Mystiker, und Saadi, der ein volles Jahrhundert durchlebte, und ein Drittheil desselben auf Reisen in der Fremde zubrachte, gibt der Verfasser folgende treffende Bemerkungen:

»In diesen beyden großen Dichtern spiegelt sich der durch die großen Begebenheiten begründete Character ihres Zeitalters, wiewohl unter verschiedener Strahlenbrechung treu und vollkommen ab: in Dschelaleddin die innere Zurückgezogenheit des Geistes, der unter dem äußeren Schwalle der Mongolensündflut erliegend, sich in die Tiefen des innern beschaulichen Lebens zu retten sucht, und in Saadi, der in den Kreuzzügen für den Glauben der Väter wider die Franken gestritten, und bey ihnen gefangen gewesen war, der erste Anstoß europäischer Bildung auf morgenländische, durch klare Besonnenheit und kältere Einbildungskraft.«

Aus dem Diwane Dschelaleddins und aus seinem Mesnewi sind größtentheils die heiligen Hymnen genommen, welche bey den Religionsübungen der Derwische Mewlewi (deren Stifter Mewlana Dschelaleddin Rumi, so lautet der volle Name des Dichters, ist), unter Begleitung der Flöte abgesungen werden, wobey die Gesellschaft der versammelten Derwische, die Gestirne repräsentirend, sich im Wirbel um den ruhig sitzenden Scheich dreht, welcher die Sonne darstellt; ein Tanz so mystischer Art, daß er überhaupt die Aufmerksamkeit auf die Lehre der Derwische hinleiten muß. Diese ist nach der Angabe des Verfassers die Lehre: daß die Welt nichts als Erscheinung, die Wesenheit aber Gott allein sey, der überall und in allem sich unendlich gestaltend, in der Glut des Feuers und der Liebe, im Hauche der Brust und der Flöte, im Wirbel der Meere und der Sinnen, im Reigen der Gestirne und der Geister sich offenbarend, das einzige höchste Seyn und Gut sey, zu dem der Pilger auf dem Wege der Vollkommenheit nur durch gänzliches Vergessen seiner selbst, durch die vollkommenste Verläugnung alles irdischen Interesse, durch eine absolute Gleichgültigkeit gegen alle äußere Form gelangen könne.

Dschelaleddin R[illegible]i, ein Schüler des Schemsed-



din Tebrisi, zeigt sich ganz von jener geheimnißreichen Lehre erfüllt, als dereu Gründer er in gewisser Hinsicht anzusehen ist. Er wird als der größte mystische Dichter des Orients betrachtet, und steht als Verfasser des Mesnewi (des doppelgereimten Gedichtes) und als Stifter der Mewlewi (des berühmtesten Ordens mystischer Derwische) im höchsten Ansehen, so wie die Sammlung seiner lyrischen Gedichte als Gesetzbuch und Ritual, wie sich der Verfasser ausdrückt, aller Mystiker des Orients betrachtet wird. Der Verfasser theilt von dessen Gedichtsammlungen sehr ausgedehnte und lehrreiche Proben mit. Ueberall verrathen diese jenes Sehnen nach eigener Vernichtung, um in Gott, der Urquelle alles Seyns, oder vielmehr der einzigen wahren Existenz erst in's Daseyn zu gelangen. Wie sein eigenes Leben erscheint ihm auch das Leben der Welt überhaupt nur in Beziehung auf Gott von Werth oder Würde. So voll männlicher Hingebung, so voll erhebender Andacht sind diese Dichtungen, daß auch derjenige, welcher ganz und gar nicht die Ueberzeugungen des Dichters theilt, wenigstens der Größe seines Genius, und der edlen Würde seines Herzens die gebührende Ehrfurcht nicht versagen wird. In der That, wir wären begierig zu wissen, was manche unter uns, die sich bis jetzt für Mystiker gehalten, und unschuldig genug von der Unwissenheit um dieses Namens willen, den sie als Schild aushingen, verhöhnt und gelästert wurden, dazu sagen möchten, wenn sie hier wirklich einen Mystiker, im eigentlichsten Sinne des Worts, erblickten? Nicht leeres Spiel mit der Idee ewiger Liebe, noch die Versicherung, daß hinter dieser Welt und dem Leben Geheimnisse verborgen liegen, auf welche man anspielt, machen den Mystiker, welcher nicht vorsätzliche Verdunkelung an sich klarer Dinge sucht, wie die Unsern gethan, die sich dafür ausgegeben. Der Mysticismus ist vielmehr ein durch die rege Theilnahme des Gefühlsvermögens verdüstertes philosophisches Bestreben, aus der Dunkelheit, welche über dem Daseyn liegt, heraus zu treten; und wenn er das Daseyn als etwas Unbegriffenes darstellt, und die Welt als ein großes Geheimniß auffaßt, ist es ihm darum doch keineswegs um dieses Nichtverstehen der Existenz, sondern vielmehr um die Bekräftigung der Ahnung ihrer hohen Würde zu thun. Wie Einer, der in der Nacht mühsam nach einem Ziele vorwärts strebt, alles aufbietet, seine düstere Umgebung an den wenigen erkennbaren Merkmalen, wenn auch nur zweydeutig und ungewiß zu bestimmen, um, ohne des Wegs zu verfehlen, weiter zu rücken, so der Mystiker in seiner Erwägung der Welt und ihrer Verhältnisse, durch die er zur Klarheit alles Seyns hindurch dringen möchte. Der einzige Weg für den christlichen Dichter, dem die Welt ja

klar ist, weil sie ihm durch Gott aufgeklärt worden, und dem die Religion Klügeley und Erforschung des Unerforschlichen verbietet, ist, wenn er mystisches Streben äußert, dieser, den Dante eingeschlagen: erhabene Rechtfertigung Gottes, Nachweisung der ewigen Gerechtigkeit und Liebe in den Rathschlüßen der Vorsehung. Es treten aber Epochen in der Geschichte der Völker ein, wo innere Geistesermattung zu einem Pseudo-Mysticismus führt, vermöge welchem man, statt aus dem Unbegriffenen zum Begreiflichen empor zu streben, vielmehr in Nacht und Dunkel der Begriffe hinab taucht, und wie ein Ermüdeter, der rüstigen Thätigkeit des Lebens sich entziehend, den Schlummer und dessen Träume aufsucht. Daß dieses damals wenigstens in Persien nicht der Fall gewesen, und daß vielmehr nur die innere Nichtigkeit der mit sich selbst im Widerspruche befindlichen Religionsansicht Mohammeds, welche dem tiefer Forschenden nicht genügte, starke Geister auf selbstständige Bahnen der Untersuchung des Ewigen, und zum Mysticismus führte, beweiset die höchst kräftige, von matter Empfindeley und jener ohnmächtigen Geisteswollust, welche neueren Mysticismus brandmarkt, so sehr entfernte Natur ihrer Dichtungen.

Seine, und die nachfolgende Zeit haben Dschelaleddin Rumi den Preis unter den mystischen Dichtern Persiens zuerkannt; man würde sich aber irren, wenn man glaubte, daß er ohne würdige Nebenbuhler denselben erhalten habe. Wir wollen hier nur des Ferideddin Attar erwähnen, der ein Opfer der Wut der Mongolen geworden, und sie und den Tod verlachte. Etwas Erhabneres, als seine Vögelgespräche, eine Dichtung, deren Darstellung H. v. Hammer mit hinreichender Auswahl von ausgezogenen Stellen schmückte, wird nicht leicht in irgend einer Sprache sich vorfinden. Die Heere der Vögel, im großen Reichstage versammelt, beschließen Simurg (den fabelhaften König der Vögel, hier die Gottheit) aufzusuchen. Auf dem mühevollen Wege entfällt vielen der Muth, und sie bleiben zurück; die Gefahren der Reise verderben die übrigen, drey gelangen endlich vor den Thron Simurg's; da scheint ihr Daseyn in der Gottheit aufgelöst, und sie erblicken in ihr sich selbst, und da sie sich selbst betrachten, die Gottheit in ihrem eigenen Wesen; und Simurg weiset sie mit der Belehrung von sich, daß Irdisches das Göttliche eben so wenig, wie die Mücke mit ihren Zähnen den Elephanten erfassen moge. Die Deutung gibt der Verfasser auf folgende Weise. Nach jahrelangem Pilgern durch die Wüsten des beschaulichen Lebens, wo Karawanen von Reisenden, und ganze Menschenalter zu Grunde gegangen, erreicht Keiner oder Einer den Grad der höchsten Vollkommenheit, wo er den Ewigen zu sehen vermeint, von Angesicht zu Angesicht. Erschöpft,

entnervt, entmenscht, gelangt er endlich zu dem Ziele der Seher, und da schaut er die Gottheit im offenen Himmel seines eigenen Gemüthes. Doch nicht das ewige Licht, dessen Abglanz der Geist, dessen Schatten die Materie ist, hat er mit kurzsichtigem Auge erblickt, sondern sich selbst im ewigen Weltenspiegel, der dem Sinnlichen, der sich für übersinnlich gehalten, nur Sinnliches zurückstrahlt.

Von Saadi, dem Dichter weiser Rathschläge und sittlicher Sprüche, dem seine Landesgenossen aber eben so sehr seiner lyrischen Dichtungen wegen einen hohen Rang unter den Söhnen der Muse anweisen, ist bereits so viel in Europa die Rede gewesen, seit dessen Rosenhain und Fruchtgarten bekannt geworden, daß man seiner in dieser Anzeige, wie der Verfasser dieser Kunstgeschichte auch seinerseits that, kürzer erwähnen darf. Mäßiger Gesinnung, von seltener Besonnenheit, der Welt mit anständiger Neigung ergeben, hat diese auch solchem Manne keine Hindernisse seines ruhigen Glückes entgegen gestellt, und ihn liebevoll aufgenommen. Die ersten dreyßig Jahre seines Lebens brachte er auf Reisen zu, die nächsten dreyßig Jahre läuterte er seine Kenntnisse und Erfahrungen in der Stille und Abgezogenheit anschaulicher Betrachtung, in den letzten zwölf Jahren sandte er seine Arbeiten ans Licht; er starb im hundert und zweyten Jahre seines Alters (1291). Die Stellen, welche der Verfasser aus den Werken dieses Dichters anführt, sind durch zarte Einfachheit bey edlem Reichthum an Ideen besonders anziehend.

Vierter Zeitraum. Das Zeitalter der Minnesänger. Höchster Flor der lyrischen Poesie und Rhetorik. Hafis und Waßaf (1300 bis 1397).

Fünfter Zeitraum. Stillstand der persischen Poesie, begränzt durch den letzten großen Dichter Dschami (1397 bis 1494).

Nachdem persische Kunst sich bereits so vielfältig an Gegenständen der größten Bedeutung versucht, ließ sie sich durch Hafis, den gefeyertsten lyrischen Dichter, in die Kreise des gewöhnlichen Lebens herab, dessen Schönheit und flüchtige Freuden durch den Glanz einer mit der höchsten Pracht der Rede geschmückten Dichtung noch mehr zu erhöhen. Herr Hofrath v. Hammer hat durch seine Uebersetzung des ganzen Diwans Hafisens diesen Dichter bereits vor mehreren Jahren unter uns eingeführt. Er gibt hier, der Vollständigkeit dieser Geschichte der Redekünste wegen, Auszüge aus jener Uebersetzung, welches nicht anders als der Sache angemessen ist. Bey einem genaueren Studium dieses Diwans, dem, wie der Uebersetzer mit Recht behauptet, späterhin nur gezwungener Weise ein mystischer Sinn untergelegt

wurde, ist, wie bereits anderwärts bemerkt wurde, die Aehnlichkeit Hafisens mit Horaz in den Ansichten des Lebens auffallend, und möchte einzig nur durch die Aehnlichkeit der Zeitalter, in welchen beyde Dichter gelebt, wo bey Zerstörung aller Sicherheit des bürgerlichen Daseyns der Mensch sich auf flüchtigen, gleichsam im Vorübergehen gehaschten Genuß des Lebens beschränkt, zu erklären seyn. Bey manchem Zurückstoßenden und Abschreckenden, welches unsere geläutetere Sittlichkeit in diesen oft nicht die reinsten Freuden lobpreisenden Dichtungen finden muß, spricht sich dennoch überall eine so hohe Genialität des Dichters bey so edler Unabhängigkeit von diesen dennoch als höchstes Gut angepriesenen Genüßen des Lebens, so unverfälschter Sinn für die Schönheit der Natur aus, daß man in ihm einen der größten Dichter aller Zeiten nicht wird verkennen dürfen.

Der Verfasser führt in diesem Zeitraume 35 Schriftsteller auf, doch ist außer Hafis keiner vom ersten Range. Bey den Prosaikern wird Waßaf's Geschichte der Nachkommen Dschengischans, den Orientalen ein Muster der Beredsamkeit, angeführt: wir müssen aber gestehen, daß wir in den gegebenen Proben seines Styls nur absolute Geschmacklosigkeit erkennen konnten. In diese Epoche fallen die Verheerungen Timur's; doch bemerkt der Verfasser, daß wenn sie gleich für das Land unheilbringend gewesen, sie doch für die Geistesbildung nicht so nachtheilig wie die Eroberung durch Dschengischan gewirkt, weil Timur, wenn gleich grausam, doch die Wissenschaften und ihre Pfleger geehrt habe. Dennoch aber beweiset die immer tiefer sinkende Geistescultur Persiens, daß solche, die Nationalität der Völker auflösenden Stürme nicht ohne wesentliche Beeinträchtigung ihrer Bildung vorübergehen.

Die Nachkommen Timurs, bestrebt die Achtung, welche derselbe den Wissenschaften und Gelehrten überhaupt bewies, durch reelle Unterstützung der letztern, und eigene Anbauung manches Gebietes der Künste und Wissenschaften höher zu steigern, haben aller Bestrebungen für die gute Sache ungeachtet, dennoch in dem Jahrhunderte des fünften Zeitraumes, nach Hrn. v. Hammer's eigenem Ausdrucke, nichts weiter als einen Stillstand der geistigen Cultur der Nation hervorgebracht, und den raschen Rücktritt in die Geistesarmuth früherer Jahrhunderte in etwas aufgehalten, ein Beweis, wie wenig die bloß äußere Veranlassung der Huld oder Unterstützung selbstthätige Geister zu wecken im Stande ist, welche nur aus der Zeitstimmung des Volkes, durch innern nothwendigen Drang die Gefühle oder Lebensansichten herrschender Art zu verkünden, entstehen können. Auch in Persien war endlich nach ruhmvoll durchlebten Jahrhunderten der Zeitpunkt

des Verfalls einheimischer Größe eingetreten; doch wandte sich der Genius ihrer Kunst nur erst nach einem nochmaligen Rückblicke auf alle die herrlichen Schätze, welche er dem Lande der Perser verliehen, von ihnen wieder hinweg, indem er in dieser Epoche noch einen Dichter weckte, der mit Zartheit des Gefühls für alle Schönheit der heimatlichen Kunst ausgestattet, die herrlichen Erzeugnisse derselben in Nachbildungen wiederholte, und gleichsam auf diese Weise alle Herrlichkeit der einheimischen Poesie in einem, ihnen allen geweihten Tempel zu vereinen bemüht war. Mewlana Dschami war der durch ausgedehnten Reichthum des Gefühls begünstigte Dichter, der sich eine so heitere und heilige Pflicht auflegte. Nach des Verfassers Bemerkung in keinem Fache der Erste, doch überall der nächste an diesem Ersten, ist er, der in so vielen Gattungen der Dichtung sich mit Glück versuchte, mit Recht den größten Geistern Persiens beygezählt, und unter die Choranführer persischer Literatur aufgenommen worden. Er war Meister in gebundener, wie in ungebundener Rede. Als Dichter sammelte er lyrische Dichtungen in drey Diwanen, er dichtete wie Nisami einen Fünfer, den er später durch Hinzufügung zweyer Dichtungen in einen Siebener veränderte. Er näherte sich in andern Arbeiten dem Frühlingsgarten und dem Rosen- und Fruchtgarten Saadi's. Hochgeschätzt, und verehrt wie wenige Dichter vor ihm, starb er in einem Alter von zweyundachtzig Jahren (1492), den Kreis der Perserdichtung gleichsam zur vollkommnen Rundung und Einheit in sich selbst vollendend. Der Verfasser gibt das vollständige Verzeichniß der Werke dieses Dichters, dessen eigenthümliche Lieblichkeit durch sein von Herrn Chezy ins Französische, und aus dieser Sprache durch den verdienstvollen Hrn. Hartmann in's Deutsche übertragene Gedicht seines Fünfers: Leila und Medschnun bereits unter uns bekannt ist. Die sehr reichhaltigen Uebersetzungen aus verschiedenen Werken des Dschami, welche der Verfasser dieser Geschichte geliefert, erhöhen noch den Begriff von dem Werthe dieses überall als trefflich anerkannten Dichters.

Der sechste und siebente Zeitraum, die Abnahme der Poesie, und Aufnahme der Geschichte und Briefschreibekunst in Persien und Indien, so wie den gänzlichen Verfall der erstern enthaltend, bietet für diese Anzeige, welche den naturgemäßen Gang persischer wissenschaftlicher Bildung in ihren größten Führern darzulegen bemüht war, keine sehr fruchtreichen Resultate. Wichtig ist, unsers Bedünkens, in beyden Zeiträumen die sichtbare Verbreitung dieser Cultur auf eine gesteigerte Menge von Individuen, je mehr Poesie und Wissenschaft an eigentlicher Tiefe verloren hatten. Wichtig ebenfalls ist das bey Verflüchtigung der

productiven Geisteskraft eintretende Bestreben, die Schätze, die man nicht mehr zu vermehren im Stande war, zu sammeln: Erscheinungen, welche diese Nation mit allen, bey welchen Kunst und Wissenschaft blühte, gemein hat. Auch die politische Geschichte erhält endlich ihre gründlichen Bearbeiter: Mirchond und Chondemir werden Muster der Geschichtschreibung. Die nähere Verbindung mit Indien erzeuget einen überwiegenden Einfluß der religiösen Ansichten dieses Landes auf einige Denker der Perser, und entwickelt in dem Dichter Feisi eine den Persern bis dahin fremd gewesene, nichts mit ihrer früheren Religionsweise gemein habende Hinneigung zum Sonnencultus, die Sonne als Repräsentanten des Lichts betrachtet. Die Art, in der Feisi mit höchster Glut der Phantasie seine Ueberzeugungen aussprach, die ächt indische Ruhe der Darstellung bey so heftiger innerer Anregung zur höchsten Leidenschaftlichkeit des Ausdrucks, würden vielleicht den Charakter der persischen Poesie im Ganzen umgewandelt haben, wenn Feisi noch in eine productivere Epoche gefallen wäre: so ward er den Seinen bald ein verschollenes Gerücht.

Beyde Zeiträume sind von dem Verfasser mit gleichem Fleiße, mit eben so sorgfältiger Berücksichtigung der politischen Geschichte, wie die früheren behandelt, welches ihm um so mehr zum Lobe gereichen muß, da sie ihn nur wenig befriedigt haben können. Er beschließt sein Werk mit einer rühmenden Anerkennung desjenigen, was Engländer, insbesondere die asiatische Gesellschaft für die persische Literatur gewirkt; wir aber enden gegenwärtige Darlegung seines Werkes mit dem Wunsche: daß so viele gründliche Gelehrsamkeit, wie sie der Verfasser in dieser Kunstgeschichte entwickelte, daß so ächte Liebe für das Schöne und Erhabene der Kunst, wie sie die Blätter dieser Geschichte uns überall offenbaren, ihre angemessene Wirkung auf das gemeinschaftliche Vaterland und dessen einheimische Kunst nicht verfehlen möchten. Hr. v. Hammer hat durch dieß Werk den Eingang in den Tempel persischer Kunst eröffnet; es ist aber noch mehr als dieses zu thun übrig. Sein mühevolles Werk, der Genauigkeit der Angaben vorzüglich gewidmet, entbehrt der leicht faßlichen Uebersicht des Ganzen, nicht so wohl durch Schuld des Verfassers, wie uns dünkt, sondern durch den unglaublichen Reichthum des Inhalts, von dem wir nur einen sehr schwachen Abriß geben konnten. Es würde daher, damit dieser Reichthum auch uns wuchere, vielleicht eine nicht unnütze Arbeit seyn, wenn der Verfasser, der so vieles für seinen großen Gegenstand gewirkt, einst noch die Arbeit übernehmen wollte, in einer den Stoff besiegenden Darstellung nicht sowohl die Epochen dieser Kunstgeschichte neuerdings zu durchgehen (da dieß mit hinreichender Meisterschaft geschah),

sondern eine das reichhaltige Ganze persischer Dichtung nur allein in seinen größern Meistern umschließende Kunstkritik zu liefern. Die Uebersetzungen, die der Verfasser von den angeführten zweyhundert Dichtern lieferte, deren einige sehr reichhaltig sind, werden den Wunsch rechtfertigen, daß derselbe die gleiche Liebe, welche er einst Hafisen's Diwan gewidmet, auch auf einen der übrigen großen Dichter wenden möchte, um ihn Deutschland erst im eigentlichsten Verstande zu schenken; denn nur bey der genauesten Kenntniß der Dichter selbst kann von Einwirkung ihres Geistes die Rede seyn. Wir können nicht läugnen, daß uns die Uebersetzung der Proben des Firdussi, über welche er im Werke selbst seine Grundsätze entwickelt, bey weitem die gelungenste scheint, je weniger sie mit jener des Herrn Wahl in den Fundgruben des Orients Aehnlichkeit hat. Herr Görres hat eine Uebersetzung Firdussis angekündet, welcher für jetzt uns wohl der wichtigste Dichter Persiens seyn muß. Es wäre aber eine sehr verdienstliche Unternehmung, die vorzüglichsten Werke Dschami's zu übersetzen, da durch diesen Dichter im Allgemeinen über den Character der persischen Poesie, wenn wir bereits Firdussi, als deren Grundlage, besäßen, der umfassendste Begriff gegeben werden könnte.

Hiermit beschließen wir diese Anzeige, zufrieden, wenn wir auf die Wichtigkeit des Werks hinlänglich aufmerksam gemacht, und bey wirklich bedrängender Ueberfülle des Stoffs nichts Wesentliches zu berühren versäumt haben.

M—s.

Art. II. Description de *l'Egypte*, ou Recueil des observations et des recherches qui ont été faites en *Egypte* pendant l'expédition de l'armée française. Préface MDCCCIX. XCII. S. Fol. max. Antiquités: Planches, III. Bände. Fol. max. mit 97. 92. 69. Kupfertafeln. Antiquités: Descriptions. 2 Livr. Antiquités, Mémoires. 2 Livraisons.

Es war zu erwarten, daß die ausgezeichneten Bemühungen so vieler vortrefflichen Männer, welche Alterthumskunde zum Gegenstande ihrer Forschungen wählten, nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die Behandlung und die Wesenheit dieser Wissenschaft bleiben würden: wirklich hieße es anerkannten Thatsachen widersprechen, wenn man läugnen wollte, daß hier in eben dem Maße Ernst und Würde an die Stelle traten, als der oft gemachte, und nicht jedesmal unverdiente Vorwurf zweckloser Tändeley im-

mer mehr an Wahrheit verliert. Als ein zweyter günstiger Umstand erscheint die Wendung dieses Studiums, wodurch es zurückgeführt wurde auf die Erforschung der Quellen alter Bildung und Wissenschaft: es ist wahr, das Alles Schöne und Große, was das Alterthum hat, sich in griechischer Cultur vereiniget, und diese unverrückt das Ziel unseres Strebens bleiben muß; aber nicht minder wichtig ist uns der Gang, wie die Griechen sich zu jener hohen Stufe emporschwangen, und die Völker, deren Erfahrungen sie dabey leiteten. Ein vorzüglicher Bestandtheil unserer Wissenschaft, den wir unter dem Namen Mythologie begreifen, ein buntes Gemenge fremder und einheimischer Sagen, Lehren und Ansichten, konnte nur auf diesem Wege in seinem wahren Lichte erscheinen, und gewöhnlich ist jetzt mit dem Ursprung auch die eigentliche Deutung gefunden.

Das oben angegebene große Prachtwerk führt uns nach Aegypten — dahin würden uns, auch wenn wir in der alten Welt nichts als griechische Kunst und Bildung sehen wollten viele Umstände zurückgeführt haben: die ältesten Ansiedelungen in Griechenland (unter Inachus, Cecrops, Danaus), die ersten Religionslehrer, Weisen und Gesetzgeber dieses Landes (Orpheus, Eumolpus, Homer, Solon, Thales, Pythagoras, Plato u. s. w.), seine Götter selbst, die in Aegypten Schutz vor den Giganten unter Verkleidungen suchten; und gewiß, sollen diese täuschenden und irreleitenden Gestalten wieder in ihrer ursprünglichen Natur erscheinen, muß man sie früher in diesem Lande beobachtet haben

Wir glaubten, wenn in diesen Blättern von Alterthumskunde die Rede seyn sollte, nicht besser als mit Aegypten, und zwar mit einem Werke beginnen zu dürfen, wodurch es unserer Zeit gleichsam wiedergegeben wurde. Was man von den Gebäuden der Aegypter rühmt, daß da keine Willkür herrsche, alles seine bestimmte Bedeutung und Beziehung habe, darin scheint überhaupt das große Verdienst dieses Volkes um das ganze Alterthum zu bestehen; man lehrte dort Gegenstände der Sinnenwelt als Zeichen erkannter Begriffe ordnen, die gewöhnlichen Erscheinungen des Lebens als Bilder höherer Wahrheiten betrachten, und auf diesem Grunde gedieh die zarte Bedeutsamkeit griechischer Allegorie. Wir glaubten nicht die ganze Masse von Aufschlüssen, welche das große Werk darbietet, in eine Anzeige zusammendrängen zu sollen; es sey uns erlaubt, mit besonderer Rücksicht auf die zahlreichen und vortrefflichen Kupfertafeln, welche ein vorzügliches Verdienst dieses Werkes bilden, erst das zusammenzufassen, was zur näheren Kenntniß des Landes nach seinen bestehenden Monumenten gehört; wir hoffen in einer künftigen Anzeige um so freyer von

den vortrefflichen, in den Memoires der französischen Gelehrten enthaltenen Vorarbeiten zu einem Gemälde des alten Aegyptens überhaupt, Rechenschaft geben zu können.

Wir beginnen mit Philä, der äußersten Grenze Aegyptens gegen Aethiopien über den Cataracten, und verfolgen den nämlichen Gang von oben herab gegen das Meer hin, den die Bevölkerung des Landes und seine Cultur auch nahm.

Insel Philä. Man muß Cairo um die Herbstnachtgleiche verlassen, wo der Nil alle sandigen Inseln, die der Schiffahrt Hindernisse bieten, bedeckt hat, um die Wanderung nach Philä zu Schiffe anzutreten. Der Nordwind, der den ganzen Tag über bläst, befördert sehr die Fahrt stromaufwärts, und in weniger als funfzehn Tagen ist man in Syene, am rechten Ufer des Nils, wo eigentlich die Grenze Aegyptens seyn sollte. Die Felsen, die sich immer häufiger aus dem Flusse erheben, und die Nähe der Cataracten andeuten, bezeichnen das Ende der Schiffahrt und die Scheidelinie, welche die Natur dem gegenseitigen Verkehr hier entgegen setzte.

Diese schnelle Fahrt gewährt schon einen Ueberblick der an beyden Seiten des Flußes sich dem Auge darbietenden Monumente. Man befriediget die erste Neugierde, welche Alles auf einmal umfassen möchte, bekömmt einen Begriff von ägyptischer Architectur überhaupt, und kann sich ins Voraus jene Orte bestimmen, bey denen man auf der Rückkehr länger verweilen möchte.

Die Reise von Syene nach dem noch zwey französische Meilen entfernten Philä muß man zu Lande machen; der Weg führt durch lauter Felsenblöcke, die 36 bis 40 Fuß hoch und breit mitten aus dem Sande hervorragen, oder übereinander geworfen sich zu Massen aufthürmen, gleichsam losgetrennte Bruchstücke der großen Bergkette, aber ohne spitzige Ecken oder Spalten, überall abgerundet, voll Spuren eines hohen Alterthums. Der größte Theil dieser Felsen besteht aus jenem rothen Granit, dessen hohe Politur wir an den Fragmenten, die nach Europa kommen, bewundern.

Man bemerkt die Reste einer uralten Mauer, welche von Syene bis Philä in verschiedenen Richtungen fortläuft, und einst zum Schutze dieser Straße dienen mochte. Philä galt einst für einen der heiligsten Plätze Aegyptens, für das Grab des Osiris, und war ein zahlreich besuchter Wallfahrtsort; die Straße dahin mußte gegen die Ueberfälle der wilden Horden der Wüste gesichert seyn. An jene ehrwürdige Bestimmung dieser Insel mahnen die vielen Inschriften in heiligen Characteren, welche in den Felsen zu beyden Seiten des Weges eingegraben sind; man schliff bloß die obere braune Lage ab, so daß die rothe Na-

turfarbe des Steines zum Vorschein kam, und so erkennt man diese Inschriften noch jetzt von der Weite zwischen der übrigen braunen Umgebung. Aber wenn diese Stellen seit den zwey oder dreytausend, oder noch mehr Jahren, daß sie die Hand der Menschen bearbeitete, noch nicht jenen glatten braunen Ueberzug erhalten haben, den die Natur allein geben kann, wie viele Jahrtausende mußten denn an den Felsen vorübergehen, die damit ganz bedeckt sind?

Je näher gegen Philä, um so häufiger werden diese Inschriften, die den Geist immer mehr zu religiösen Empfindungen stimmten; sie sind hier sehr hoch über dem Boden, und die einzelnen Zeichen haben manchmal 3 Fuß Höhe.

Auf dem ganzen Wege von Syene nach Philä bemerkt man keinen Baum, die Dürre ist gränzenlos, die Hitze unausstehlich. Wenn im Sommer um die Mittagsstunden keine Stelle Schatten und Schutz gegen die volle erdrückende Kraft der Sonnenstrahlen darbietet, welche allenthalben von dem Sande und den Felsen verdoppelt zurückgeworfen werden, gleicht die ganze Gegend einem Glühofen, den selbst der Eingeborne scheuet; man wählt daher insgemein die Stunden vom Untergange der Sonne, und reiset die Nächte hindurch, bey einem so reinen Himmel und so glänzendem Mondlicht, daß die schönsten Nächte in Europa damit in keinen Vergleich kommen. Nachtreisen haben überhaupt etwas Großes, Ehrfurcht gebietendes, welches die Seele zu tiefen Empfindungen stimmt; man wird nicht ohne Theilnahme Herrn Lancret, dem wir die vortreffliche Beschreibung der Insel Philä verdanken, selbst darüber sprechen hören *): Je songeois avec une sorte d'émotion, de plaisir et de doute, que j'étois sur un des points les plus remarquables de la terre, dans des lieux qui semblent en quelque sorte fabuleux, et dont les noms, prononcés dès l'enfance, ont pris une signification gigantesque et presque magique. Je touchois aux rochers des cataractes, aux portes de *l'Ethiopie*, aux bornes de l'empire Romain; j'allois bientôt entrer dans cette île où fut le tombeau *d'Osiris*, île autrefois sacrée, ignorée aujourd'hui, le sanctuaire d'une antique religion, mère de tant d'autres cultes; enfin j'approchois d'une des immuables divisions de notre globe, et le pas que je faisois étoit peut-être déjà dans la zone torride. — Bald nähert man sich dem Flusse wieder, von dem man sich entfernt hatte, man hört das Geräusch der Wasserwogen, eine kleine Beugung rechts, und man steht vor Philä. Die großen Monumente, die sich hier dem Auge

*) Der Verfasser lebt nicht mehr.

darbieten, die Bäume, wovon sie umgeben sind, der Fluß, die grünen Ufer, das alles überrascht angenehm gegen die vorige Dürre.

Man sieht erst ein Gebäude, licht, auf Säulen gestützt, dann einen Obelisk, darauf einen langen Säulengang, dann eine Masse von Gebäuden — mit Ungeduld erwartet man den Nachen, und noch im Ueberfahren bemerkt man einen Felsen, der mitten unter den andern an die 50 Fuß hoch über dem Wasser hervorsteht, und oben eine Art von Sitz bildet, von den Einwohnern Riesensitz genannt; auch in diesen sind mit Fleiß und Nettigkeit hieroglyphische Figuren und Zeichen eingemeißelt.

Wir sind auf der Insel, und werden unseren Weg zu den interessanten Bautrümmern antreten, die nun ein Gegenstand unserer Betrachtung werden sollen: jener lange Säulengang (48 Toisen) an dessen Spitze wir noch einen aufrechtstehenden Obelisk bemerken, führt uns zu dem größten Tempelgebäude dieser Insel; wir stoßen auf diesem Wege nochmals auf zwey Obelisken, vor welchen zwey colossale liegende Löwen-Figuren waren, die nun freylich fast ganz verschüttet sind, und treten endlich vor das Tempelgebäude selbst.

Mehrere Gegenstände sind es, die hier unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, und unser vollstes Erstaunen erregen. Das ganze große Gebäude, wo es nur immer eine Mauerfläche darbietet und der Eingang allein hat plus de six cents mètres-carrés (5400 pieds carrés) de surface sculpteé, ist mit eingehauenen Figuren und hieroglyphischen Zeichen bedeckt; zwar ist das Relief dieser Figuren nicht hoch, nicht über die allgemeine Oberfläche des Steines und der Mauern erhoben, und der Künstler machte nur gleichsam um die Umrisse der Figuren, die er sich angegeben hatte, eine kleine Vertiefung: aber gegen Beschädigung gesichert, nirgends den Ueberblick der geraden Baulinien störend, stehen die Reihen von Figuren dennoch scharf in ihren Verhältnissen unterschieden und kenntlich da; das Eingangsthor selbst scheinen zwey solche übereinander gestellte Reihen von colossalen Figuren in Basrelief (die unteren haben 21 Fuß Höhe) zu beleben; wir erkennen noch in den oberen die sitzende Isis mit dem Vogel am Kopfe, der mit ausgespannten Schwingen ihre Kopfbedeckung bildet *), einmal neben Osiris (mit dem Sperber-

*) Eine Stelle aus *Euseb.* Praep. Evang. III, 12 wird uns diesen der Isis geweihten Vogel erklären: Vulturis specie significant lunam vim gignendi ciendique ventos habere, und daß die Aegypter die heilsamen Nordwinde, welche durch die Regenwolken, die sie in Aethiopien zusammen treiben, Ursache der

kopfe) und das andere Mal neben Horus; ein stehender Priester bringt jedesmal den beyden Gottheiten ein Opfer dar. Je friedlicher die obere, um so auffallender und erschütternder ist die untere Vorstellung: eine hohe, männliche Priester-Figur ergreift mit der Linken eine Anzahl von dreyßig auf die Knie niedergeworfenen menschlichen Figuren bey den Haaren, und scheint sie mit der Axt in der hochgeschwungenen Rechten drey stehenden Gottheiten, Osiris zwischen zwey Isisfiguren, opfern zu wollen. Sollte in diesem Tempelgebäude wirklich zu Ehren der Gottheiten Menschenblut seyn vergossen worden? Man schaudert bey dem Gedanken, für den das ägyptische Alterthum einige Belege liefert: doch wir können diese Frage, die in der Folge mehrmal wiederkehren wird, noch unerörtert lassen, und der Meinung jener beytreten, welche in diesem Opfer nur eine symbolische Andeutung erkennen, und nicht die Abbildung eines wirklichen Gebrauches; man findet einen neuen Grund zu dieser Behauptung in der, bey allen Vorstellungen dieser Art, die man an den meisten Eintrittsthoren der Tempel immer an demselben Orte findet, gleichmäßig vorkommenden Zahl von dreyßig zu opfernden Wesen.

Wir werden in das Innere eintreten, aber früher ist es noch die ganz befremdende Bauart des Thores selbst, die unsere Aufmerksamkeit fesselt; ganz unterschieden von Allem, was man bey Römern und Griechen zu finden gewohnt ist, und nur Aegypten allein eigen, besteht diese Art von Eingängen aus einem verhältnißmäßigen Thore, das sich an beyden Seiten an zwey sehr große Baumassen anlehnt, die, unten breit, gegen oben hin immer schmäler werden. Die französischen Gelehrten wandten sehr glücklich auf diese Art von Eingangsgebäuden die Benennung von Pylonen an, die man bey Diodor in seiner Beschreibung des Grabes von Osymandyas findet, und man versteht unter diesem Worte sowohl die beyden Seitenmassen, als das von ihnen in der Mitte eingeschlossene Eingangsthor. La première entrée, sagt Hr. Lancret als Augenzeuge, est composée d'une grande porte et de deux massifs semblables, larges à leur bases, plus étroits vers le sommet, et de peu d'épaisseur, qui s'élèvent l'un à côté de l'autre, bien au dessus de la porte qui se trouve comprise entre eux: cette sorte de construction, tout-à-fait particulière à *l'Égypte*, et qui n'a été imitée dans aucune autre architecture, se voit également au devant des temples et des palais. Diese thurmähnlichen Gebäude, welche eben so

---

dortigen Regenzeit, und der Ueberschwemmungen des Nils sind, der Isis zuschrieben, ist bekannt, so wie ihre Benennung Isis Pharia, die sich darauf bezieht.

sehr zur Vertheidigung des Eingangs, als ihrer Höhe wegen zu astronomischen Beobachtungen dienen konnten, zeigen schon dadurch ihre erste Entstehung und fernere Benützung an. Die Breite unsers Pylons beträgt 118 Fuß, und seine Höhe 54 Fuß; in Vergleich gegen ähnliche Pylone in anderen Gegenden Aegyptens, z. B. in Edfou, wo die Höhe desselben das Doppelte beträgt, bestätigt sich vollkommen die Bemerkung, daß die Gebäude auf der Insel Philä in Bezug auf Größe, sich gleichsam nur wie Modelle zu den andern enormen Baumassen in der Ebene von Theben u. a. O. verhalten.

Durch das Thor des ersten Pylons gelangen wir in einen Hof, der rechts und links einen Säulengang hat, und an letzterer Seite auch noch einen kleinen, von dem Hauptgebäude abgesonderten Tempel; wir verfolgen unseren Weg in gerader Richtung, und kommen bald zu einem zweyten kleineren Pylon, der mit dem darauf folgenden Tempelgebäude selbst in Verbindung steht, und durch den wir in eine Vorhalle (portique) treten *), die auf zehn Säulen ruht, von allen Seiten geschlossen ist, und nur durch die Thüre und eine Oeffnung in der Decke Licht bekömmt; von da betreten wir unmittelbar die inneren Säle, wo der Tag auch nur durch sehr kleine Oeffnungen sparsam einbricht, und man sich also der Hülfe von Fackeln bedienen muß. Durch drey große Säle, an welche rechts und links mehrere Seitengemächer anstoßen, gelangen wir zu dem eigentlichen Heiligthume (sanctuaire) ganz im innersten Hintergrunde des Tempels; wir erkennen hier noch in einem großen, regelmäßig ausgehölten, und über und über mit Hieroglyphen bedeckten Blocke von Granit das Behältniß, in welchem der heilige Sperber, der da als lebendiges Bild des Osiris verehrt wurde, eingeschlossen war. — Die Wanderung durch den Tempel ist vollendet, sie ist nicht ohne mancherley Beschwerlichkeiten, man muß sich bey dem täuschenden Scheine der Lichter mühsam durch Schutt und Unrath durcharbeiten, und ein sehr scharfer widriger Geruch, der gleich bey dem ersten Eintritte entgegenströmt, und von den unzähligen Fledermäusen, den einzigen Bewohnern dieser Hallen, herrührt, ist nicht die kleinste Belästigung; alles ist mit dickem Staube belegt, und zeigt die

*) Un temple Égyptien, sagt bey dieser Gelegenheit Hr. Lancret, est en général composé de deux parties principales: le temple proprement dit, qui est plus long que large, et distribué intérieurement en plusieurs salles; le portique plus élevé, plus large que le temple, soutenu par des colonnes, est fermé latéralement par des murs. Ces deux parties sont si distinctes, que l'on pourroit abattre la seconde sans que la première en fût endommagée.

tiefste Verödung: aber doch wie belohnend ist das Bild, das man sich nunmehr von dem Inneren eines ägyptischen Tempels machen kann! Man denke sich diese ganze unerschöpfliche Masse von Sculpturen, womit alle Flächen der Mauern, alle Säulen, alle einzelnen Steine bedeckt sind, in dem frischen Glanze ihrer Farben (roth, blau, weiß, grün, gelb), welche überall hervortreten; die Decke, das Firmament vorstellend, von Säulen in Gestalt von Palmbäumen und anderen Pflanzen gestützt, und in dieser reichen Umgebung den ägyptischen Weisen (Arpedonapten) herumwandelnd — und man hat ein schwaches Gemälde von dem, was die französischen Gelehrten auf der ungemein schönen Kupferplatte (pl. XVIII.), welche mit Farben aufgetragen ist, zu versinnlichen strebten, und hat einen tiefern Blick in die Oekonomie des ältesten Cultus gemacht, als ihn wohl hundert einzelne Götterabbildungen geben können. Merkwürdig ist es, daß bey dieser unglaublichen Anzahl von Vorstellungen und Verzierungen, hieroglyphischen Zeichen u. d. m. nichts überladen erscheint, das Auge im Auffassen der reinen architectonischen Formen nirgends gestört wird; eine glückliche Folge der nur den Aegyptern allein eigenthümlichen Behandlungsart dieser halberhabenen Arbeiten, von den franz. Gelehrten sehr angemessen durch Sculpture en relief dans le creux bezeichnet *).

*) Es gibt nur eine Art, sich die Möglichkeit der Vollführung einer so erstaunlichen Anzahl von Arbeiten zu erklären; wir setzen die Stelle mit den Worten des Verf. her: Les règles invariables introduites dans les sculptures des temples avoient dû devenir un moyen de les multiplier et d'en accélérer l'achèvement, en permettant d'y employer un plus grand nombre de mains; car, à moins que l'on n'imagine que le travail d'un même édifice duroit plusieurs siècles, on ne peut qu'attribuer à l'existence d'une multitude d'artistes la grande quantité de sculptures qui décorent un seul monument. — — Quand on considère que, dans un même édifice, toutes les têtes des dieux, toutes celles des déesses, ont un caractère unique, que les animaux de même espèce se ressemblent tous parfaitement, qu'enfin chaque classe d'objets a de même son caractère propre et constamment observé, on est conduit à penser, qu'une figure n'étoit pas confiée à un seul sculpteur pour la commencer et la finir en son entier, et que plusieurs artistes y travailloient successivement: par exemple, une figure étoit d'abord ébauchée par celui, dont c'étoit la fonction; un autre arrivoit ensuite et l'avançoit d'avantage, et successivement ainsi jusqu'au dernier, qui venoit la finir. C'est alors que les peintres arrivoient à leur tour, et appliquoient chacun la couleur convenable et selon les règles établies.

Eine Stiege in einem der Säle führt auf die Terrasse des Tempels: aber mußte man schon im Innern desselben durch Schutt und Ruinen wandern, so findet man deren auch oben; sie führen von einem kleinen verlassenen Dorfe der Barabras her (so nennt man die Bewohner dieses Theiles von Aegypten und von Nubien) welches diese armen Menschen, wahrscheinlich um sich gegen feindliche Anfälle zu schützen, sich hierher bauten, und dazu die Höhe des Tempels geräumig genug fanden. Die Decken der Säle bestehen aus großen Steinbalken, denen die Säulen als Stützpuncte dienen. Das Verhältniß dieser Steinmassen bey unserem Tempel, der, wie wir bemerkten, zu den kleineren in Aegypten gezählt werden muß, ist 15—18 Fuß Länge, und 4—5 Breite: nothwendig mußten die Steine etwas mehr Dicke erhalten, um in einer gewissen Ausdehnung nicht zu brechen. So großartig diese in Aegypten allgemein befolgte Bauart auch ist, so zog sie doch, eben weil die zu sehr gespannten Steine so leicht in der Mitte borsten, oder wenn die stützenden Säulen wichen, den gänzlichen Einsturz manches schönen Gebäudes nach sich.

Ohne uns jetzt in eine weitere Untersuchung auch der anderen auf der Insel noch befindlichen ägyptischen und römischen Gebäude einzulassen, obschon es nicht unangenehm wäre, dabey oft auf Stellen zu kommen, wo Menschen längst vergangener Jahrhunderte und aller Stände (Ptolemäer, römische Consuln und Krieger ꝛc.) bis auf die neuesten Zeiten herab, ihre Anwesenheit an diesen Orten durch Eingrabung ihrer Namen beurkundeten, und gewissermaßen die Fortdauer ihres Andenkens an die unzerstörbaren Monumente eines längst entschwundenen, bewunderungswürdigen Volkes anschlossen —, sey es uns erlaubt, nunmehr zu der Angabe dessen überzugehen, was uns die hierher gehörigen Kupfertafeln Vorzügliches darbieten, besonders in antiquarischer Hinsicht.

Diese Kupfertafeln sind zahlreich und prächtig, enthalten des Vortrefflichen unendlich viel, mehr als man von dem begünstigtesten Reisenden je wieder erwarten darf — aber wenn wir jene Flächen von Mauern uns denken, an denen Vorstellung sich an Vorstellung reiht, wie wenig ist das Gegebene doch zum Ganzen, und dieses Wenige, wie zerstückelt, wie aus dem Zusammenhange gerissen! Doch soll dadurch dem gerechten vollen Lobe der französischen Gelehrten und Künstler nichts entzogen werden; Ehre und Preis ihrem Eifer für Wissenschaft, ihrem ausdauernden Muthe, die in so wenigen Tagen, als ihnen zum Aufenthalte gestattet waren, und die kaum zur Befriedigung eigener Neugierde hinzureichen schienen, unter so viel Beschwernissen, wo die Linke mit der Fackel bewaffnet, immer erst den Gegenstand beleuchten

mußte, den die Rechte mit dem Griffel dem Papiere auftrug, so sehr viel leisteten.

I. II. III. IV. Plan und Ansichten der Insel und ihrer Monumente. Prächtige Blätter! Die Insel hat alle Reize wilder ungeregelter aber großartiger Natur, gehoben durch das Interesse, welches ihre Monumente einflößen; auf dem letzten Blatte sieht man mitten unter den Denkmälern alter Größe eine sitzende, ganz nackte Familie der heutigen Barabras, ein sprechendes Bild der Zeiten. V—IX. Plan und Durchschnitt des großen Tempels, des östlichen Säulenganges, das Innere des ersten Pylons, Ansicht der Stiegen und Zimmer darin. X. Verschiedene Vorstellungen aus der Vorhalle des großen Tempels: 1) Astronomisches Bild: drey jener Figuren, welche gewöhnlich die Thierkreise zu umfassen pflegen. (Ob es wohl mit diesen weiblichen Figuren in einiger Verbindung steht, wenn bey Porphyr: in vita *Pythag.* pag. 41 Pythagoras ursas polares Rheae manus nennt?) 2) Einweihung einer jugendlichen Figur durch Osiris und Thot; aus zwey Gefäßen werden über die einzuweihende Figur wechselsweise Nilschlüssel und sehr kurze Stäbe mit Wiedehopfköpfen gegossen. 4) Zwey Priester, welche über einem mit Hieroglyphen verzierten Kasten ein Gefäß tragen, worauf oben ein Widderkopf, auf der Pipe desselben ein liegender Sphinx ist. Wie viele dieser heiligen Gefäße mochten in den Tempeln als eine Art Wasseruhren gedient haben, um die Umlaufszeit einzelner Gestirne darnach zu bestimmen! XI. 2) eine sehr merkwürdige Vorstellung, zwey Priesterfiguren (oder Gottheiten?), welche mit Spießen eine sehr kleine, ebenfalls mit einer Lanze bewaffnete menschliche Figur niederstoßen; man sollte bey dem Mißverhältnisse der geopferten gegen die opfernden Figuren beynahe an die Wachsfiguren denken, welche freylich erst König Amasis an die Stelle der Menschenopfer setzte. 4) Ein Schiff von vier Priestern getragen, mit einem kleinen Tempel darauf, innerhalb dessen zwey kleine hockende Gestalten von zwey Sperbern mit aufgehobenem rechten Flügel beschattet. Aehnliche Vorstellungen finden sich in diesem Werke noch sehr oft, ein Beweis, wie häufig sie in den Tempeln vorkommen, und welchen Werth die Aegypter darauf legten; sie dachten sich die Bewegung der Gestirne durch den weiten Luftraum in Schiffen; daher haben Sonne und Mond und die Planeten alle ein Schiff; aber auch unsere Erde und die ganze Welt dachte man sich in einem Schiffe (das ist die heilige Argo). Wie wird man diese Schiffe nennen, Jahresschiff, Weltschiff? Die französischen Gelehrten bemerken, daß solche feyerliche Aufzüge, wie der gegenwärtige, an die heilige Bundeslade erinnern. XII. Zwey knieende weibliche oben unbekleidete Figuren, welche Opfer dar-

bringen, die eine Früchte, die andere zwey längliche Gefäße, auf deren jedem eine Lotosblume liegt; statt des Kopfputzes haben sie drey sprossende Lotosblumen, wie einen Lotosgarten am Kopfe. Wir werden diese Figuren oft wieder finden, beynahe immer Opfer bringend; wir glauben nicht zu irren, wenn wir in ihnen das Land Aegypten an beyden Ufern des Nils erkennen; so wird im Hebräischen der Name Aegyptens im Dual gebraucht. 5) Eine Priesterfigur bringt dem stehenden Horus auf einer runden Schale ein kleines knieendes Figürchen mit der Sonnenscheibe am Kopfe, das mit beyden aufgehobenen Händen sich nicht sowohl auf zwey gewundene Stäbe zu stützen, als einen Wasserstrahl auszugießen scheint. Diese merkwürdige Vorstellung findet sich sehr oft. XIII. 2. Isis mit einer Schlange um den Kopf neben Horus sitzend, vor ihnen wird eine kleine menschliche Figur erstochen; die wörtliche Beschreibung der Isis, wie sie hier erscheint, finden wir bey Aelian X. 31., wo er von der Schlange Thermuthis redet: *Ισιδος τα αγαλματα αναδυσι ταυτῃ, ὡς τινι διαδηματι βασιλειῳ.* 4) Isis und Osiris sitzend, vor ihnen ein Priester, der ein heiliges Schiff auf einem Gestelle fortzieht; nicht ohne Bedeutung endet hier das Vordertheil des Schiffes in den Kopf einer Gazelle; es ist der Oryx, der beym Frühlingsanfange der Sonne geopfert wurde, und also das Jahr beginnt. XVI. Ein vortreffliches Blatt, zwey Basreliefs mit Farben dargestellt, so wie sie in ursprünglichem Zustande seyn mochten: einmal Horus neben Ammon mit dem Widderkopfe sitzend, dann eine weibliche Figur mit einer Feder am Kopfe (Isis?) neben einer andern mit einem Hundskopf (Anubis) sitzend. XVII. Innere Ansicht des Hofes von dem zweyten Pylone. Hier ist an der Wand links unter dem Säulengange die merkwürdige Reihe von Basreliefs, welche pl. XXII. in größerem Maßstabe ausgeführt sind, und von der ersten Kindheit angefangen den Wachsthum des Harpocrates (d. i. der Sonne) darstellen, bis da, wo er als Horus neben der Isis thront; eines der merkwürdigsten Beyspiele, wie in Aegypten astronomische Wahrheiten und Lehrsätze in eine Folge von Bildern geordnet und als Gegenstände der Verehrung aufgestellt wurden. Im ersten Felde kommt aus einem Kasten, der von einem Löwen getragen wird (der Löwe hieß das Haus der Sonne, wie der Cancer das Haus des Mondes ist), nur der Kopf des Harpocrates hervor, an dem die Locke doch sehr kenntlich ist; ein Priester bringt symbolische Opfergaben; rückwärts ist die sitzende Isis, welche den belebenden Nilschlüssel gegen den Kasten ausstreckt, auf ihrem Haupte ober der Mondscheibe ist ein kleiner Nilmesser bemerkbar; im zweyten Felde hat Isis, neben Osiris sitzend, den Harpocrates am Schooße, dem sie die Brust reicht;

im dritten Felde schließt ein Priester die Thüre einer Capelle zu, in welcher die sitzende Isis mit dem Harpocrates am Schooße zu sehen ist, während ein anderer Priester drey knieenden Personen die sitzende Statue des Harpocrates zeigt; zu bemerken ist der fliegende Vogel bey jeder dieser drey Figuren. Nun kommen in dem vierten Felde drey weibliche sitzende Gottheiten vor (Isis und vielleicht Buto und Bubastis), wovon die mittlere an einem großen Stabe Grade zählt, wie sonst gewöhnlich Thot vorgestellt ist; Harpocrates trinkt hier stehend von der Brust seiner Mutter, neben welcher er in den beyden nachfolgenden Abtheilungen als Horus schon am Throne sitzend gebildet ist. Die drey letzten Felder, worunter auch die Opferung einer kleinen menschlichen Figur vorkömmt, weiß Ref. nicht in bestimmte Verbindung mit dem Reste der Darstellungen zu setzen. XVIII. Dieses ist das vortreffliche Blatt, welches das Innere des Gebäudes so darstellt, wie es im ursprünglichen Zustande war. Alles ist belebt, die Säulen bilden verschiedene Baum- und Pflanzenarten, und die Decke stellt auf blauem Grunde mit goldfarbenen Sternen das Himmelsgewölbe vor; ober den Eingängen ist in einem Schiffe, das man hier wohl das Weltschiff nenn'en kann, der heilige Scarabäus, an beyden Seiten vier anbetende Figuren. XIX. enthält eine äußerst merkwürdige Vorstellung: Osiris, als Mumie auf einem Crocodile liegend, wird von diesem in den Fluß getragen, links steht eine weibliche Figur, oben in einer großen Scheibe ist der sitzende Horus, im Felde Sonne, Mond und zehn Sterne. XXI. Baugegenstände. XXII. vergl. XVII — XXIII. 2. 3. Eine Harfenspielerin vor Isis und Harpocrates, der an seiner Locke kenntlich ist, stehend. XXIV — XXIX. enthalten Ansichten der übrigen ägyptischen Gebäude, und zahlreiche Hieroglyphen an Ort und Stelle copirt. Die letzte Tafel zeigt die römischen Constructionen, die man auf der Insel fand. Wir holen zum Schluße noch einiges nach, was sich auf Philä bezieht.

Obschon von Granitfelsen umgeben, sind doch die Gebäude alle von Sandstein (grès), und zwar hat er hier seine auffallende Weiße erhalten; übrigens ist dieß eine Bemerkung, die von den meisten ägyptischen Gebäuden gilt, nämlich daß sie von diesem grès gebaut sind, der, wie man sich überzeugte, vielleicht der geeignetste war zur Eingrabung der unzähligen Figuren und Charactere. Granit wurde in der Regel nur zu Monolithen, colossalen Statuen &c. gebraucht; wo aber ein Gebäude von Kalksteinen aufgeführt war, war sein Ruin auch schon entschieden, denn da wurden von den jetzigen Einwohnern in dem Umfange des Gebäudes selbst Kalköfen errichtet, und so lange Kalk gebrannt, bis der Stoff verbraucht war.

Der alte Name der Insel ist ganz in Vergessenheit gerathen, sie heißt nunmehr *Geziret* el *Birbé*, d. i. so viel als die Tempel-Insel: ihre heutigen Bewohner, arme Nubier, gute genügsame Menschen, leben größtentheils vom Fischfange; selbst von den ohnedieß spärlichen Ernten an Getreide und Datteln wird nur der kleinste Theil verzehrt, alles übrige herab in das reiche Nilthal zum Verkaufe geführt, und von dem Ertrage das Nöthigste an Kleidung und Geräthschaften nachgeschafft. Und an demselben Orte, wo jetzt so tiefe Armuth herrscht, erhoben sich einst jene stolzen Gebäude! Durch die häufigen Besuche und Untersuchungen der franz. Gelehrten in ihrer Ruhe gestört, drohten sie die Tempelgebäude, die sie als die wahre Ursache dieser ungewohnten Beunruhigungen ansahen, zu zerstören; (die armen Leute, die Ausführung ihrer Drohung würde ihnen sehr schwer geworden seyn).

Im Mittelpunkte zwischen zwey Reihen hoher nackter Berge gelegen, hat die Insel ein vielfaches Echo; so wird zum Beyspiel bey der Nacht ein einziger Laut wohl fünfmal sehr vernehmlich, und in langen Absätzen wiederholet.

Man fand hier auch einige Bruchstücke von Mumien, die Leinwand daran war auffallend grob.

Syene. Von Philä, wo wir, der Neuheit der Gegenstände wegen, länger verweilten, führt uns der Rückweg wieder nach dem, vorzüglich durch Eratosthenes Messungen, berühmt gewordenen Syene. Für uns sind besonders die in seiner Nähe befindlichen Granitbrüche merkwürdig, welche sich an der Straße nach Philä, über 1 $^1/_3$ franz. Meilen in das Gebirge hinein erstrecken. Es sind dieselben, welche zu den berühmten Colossen, den Obelisken und Monolithen den Stoff lieferten, und überall trifft man hier noch die frischen Spuren dieser außerordentlichen Arbeiten. Mit Ehrfurcht betritt man diese ausgedehnten Werkstätten so großer Unternehmungen, und die geschäftige Phantasie zaubert bald das Bild jener Zeiten zurück, wo hier mit ämsiger Geschäftigkeit eine zahlreiche Bevölkerung die stolzen Zierden der ägyptischen Tempel und Palläste bearbeitete. Merkwürdig ist unter andern jener Fels, aus dem nach den Messungen der franz. Gelehrten und den vorhandenen Spuren zu urtheilen, der Block zu der ungeheuren Statue des Osymandyas in der Ebene von Theben, herausgearbeitet wurde. Man nimmt für die Breite des Rückens bey diesem Colosse 19 bis 20 Fuß, das ist gerade so viel an, als die Höhlung in dem Felsen beträgt. Man bricht hier den Granit von allen Farben: roth, schwarz, veilchenblau ꝛc.

Gegenuber von Syene, mitten in dem Fluße und unter

den Felsenspitzen, an denen sich etwas höher oben der Nil schäumend bricht, und die berühmten Cataracten bildet, liegt die Insel Elephantine, allgemein nur die blühende Insel oder der Garten des Wendekreises genannt, so angenehm sondert sich das frische Grün ihrer Bäume und Felder von den umgebenden schwarzgrauen dürren Felsen, und den glänzenden Sandfeldern des jenseitigen Ufers ab. Der heutige Nahme der Insel ist: *Geziret Asoùàn*, l'île de *Syene*, die andere Benennung *el Sag*, welche einige Reisende anführen, fanden die franz. Gelehrten nicht bestätiget.

Man findet daselbst noch die Reste zweyer Tempel und eines Nilometers, worüber wir das besondere Memoire des Herrn Roziere's nachtragen werden. Die griechischen Inschriften, deren frühere Reisende, als P. Sicard, Norden, Pococke erwähnen, fanden die franz. Gelehrten nicht, aber die 8 ½ Schuh hohe sitzende Statue aus einem Blocke Granit, liegt noch immer unter den andern Ruinen bey dem südlichen Tempel, ganz im Freyen. Sie ist sitzend gebildet, mit Geisel und Krummstab in den kreuzweise übereinander gelegten Händen, und mit derselben Kopfbekleidung wie Horus.

Ombos. Wir treten nun die weitere Rückreise wieder zu Wasser an: aber obschon auf demselben Fluße und Schiffe, auf dem man die Herreise machte, hat doch alles eine andere Ansicht gewonnen. Man bedarf des großen Segels nicht mehr, welches den Nordwind aufzufangen bestimmt war, um die Gewalt des Stromes aufwärts besiegen zu können; ruhig überläßt sich das Schiff dem Wasserschwalle, dem es seine ganze Fläche bietet, und deßwegen schief segelt; angenehm wechselt mit dem gleichmäßigen Schlage der vier Ruder der Gesang der Schiffsleute; froh verläßt man die ungewohnte heiße Zone, und eilt der theuren Heimat zu. Das Nilthal selbst bald breiter, bald schmäler und manchmal von dem umgebenden Bergketten beynahe auf die bloße Breite des Flußes beschränkt, bietet rechts und links dem Auge nur Dürre und Sandwüsten dar: so gelangt man in acht Stunden Fahrt nach Ombos am rechten Ufer des Nils.

Die noch jetzt vorhandenen Baureste stehen auf einem Sandhügel, woher die Gegend auch den Namen führt: Koum Ombou, gleichsam la colline *d'Ombou*, es sind zwey Tempel, ein größerer und kleinerer mit ihren noch größtentheils erhaltenen Ringmauern von Ziegeln *). Der größere Tempel von Ombos hat

*) Die Verwilderung dieser Orte, wo einst eine reiche bevölkerte Stadt stand, ist gränzenlos: Alles ist zur öden Wüste geworden, kein Baum, kein Schatten bietet sich dem Wanderer dar, kaum be-

das Eigene, daß ihn eine Mauer, die durch seine ganze Länge durchläuft, in zwey gleiche Hälften theilt; ein sonst nirgends bemerkter Umstand, für den Antiquar deshalb wichtig, weil man fand, daß die Hauptgottheit, welche auf der rechten Seite die Opfer empfängt, durch das ganze Gebäude hindurch mit einem Sperberkopf vorgestellt ist, während auf der linken Seite, wo dieselben Scenen sich wiederholen, die sitzende Hauptgottheit immer einen Crocodilkopf hat. Das Crocodil war dem Typhon heilig, hier hat die Crocodilgottheit wohl eine andere Bedeutung *).

Sehr merkwürdig ist in diesem Tempel der noch nicht mit allen dazu bestimmten Sculpturen vollendete Plafond: ein paar Figuren sind erst mit rother Farbe hingezeichnet, und zwar in einer Art von Netz, was uns neue Aufschlüße auch über das geometrische Verfahren der alten Aegypter eröffnet.

Der kleinere Tempel ist beyläufig zwanzig Toisen von dem größeren entfernt; auch er enthält mehrere sehr merkwürdige Basreliefs. Die Gebäude sind hier ebenfalls von einem feinen Sandstein (grès fin).

Der Weg von hier hinab gegen Theben führt durch ein enges Thal, wo die Sage den Nil einst durch eine Kette sperren läßt (und auch noch die Stelle zeigt, wo sie in den Ringen festgemacht war), neben sehr stark bearbeiteten Steinbrüchen vorbey, Gebel Selseleh (montagne de la chaîne) genannt. Die häufige Benutzung gerade dieser Steinbrüche zeigt, daß auch hier die Aegypter wie überall sich ihre Arbeiten so viel möglich zu vereinfachen suchten, und wegen der erleichterten Fortschaffung zu dem Fluße, Orte in der Nähe desselben vorzogen.

---

merkt man Spuren menschlicher Bewohner. Die ganze Umgebung, sogar die Ufer des Flußes sind nunmehr von dem feinen brennenden Sande bedeckt, der sich um Mittagszeit so erhitzt, daß das Thermometer (im September des Jahrs 1799) an die Erde gestellt 54° nach Reaumur zeigte, und man nicht stehen oder auch nur langsam gehen durfte, ohne empfindliche Schmerzen in den Fußsohlen zu fühlen. Die Soldaten, welche die Bedeckung bildeten, kochten Eyer in dem Sande.

*) Ombos ist wegen der dortigen Verehrung der Crocodile bekannt genug, was soll nun die Gottheit mit dem Crocodilhaupte bedeuten? Zu Antäopolis wurde der ägyptische Pan, der mit dem Mendes derselbe ist, verehrt, und dort war dieser Gottheit das Crocodil geweiht, wie aus einer Stelle Plutarchs: de solertia animal. c. 23. nicht unwahrscheinlich wird; unsere Gottheit mit dem Crocodilkopfe wäre demnach auch eine Sonnengottheit, wie Osiris, vielleicht die befruchtende Kraft der Sonne cf. *Jablonsky* *endes.*

Die Aegypter benutzten die Gelegenheit, wo sie große Massen aus den Felsen aushölten, um förmliche Grotten zu bilden, und diese in dem Inneren zu religiösem Gebrauche zu verzieren; wie bey den Eingängen der Tempel, sieht man auch hier ober den Eintrittsthoren die geflügelte Kugel von Schlangen umgeben; lange Reihen hieroglyphischer Figuren verzieren auch hier die Wände wie bey den Tempelgebäuden. Oft enthält eine Grotte mehrere gleichmäßig mit Hieroglyphen gezierte große Gemächer.

In vielen dieser Grotten sind im Innern zwey, auch drey sitzende Figuren, männliche und weibliche, (wahrscheinlich Isis und Osiris, oder Isis, Osiris und Horus, wie auf dem prächtigen Monumente zu Karnac, tom. III. pl. XXXI.) in halberhobener Arbeit ausgehauen, und man hat bemerkt, daß, während die gewöhnlichen Basreliefs der Aegypter nur sehr wenig Höhe haben, diese Figuren beynahe ganz frey ausgearbeitet zu seyn pflegen.

Wir holen nun die Angabe der Kupfertafeln nach, welche sich auf die genannten Orte beziehen: XXX—XXXII. Ansichten der Cataracten, der Insel Elephantine, der Gegend von Syene und der dortigen Granitbrüche; auf der letzten Tafel N. 3. ist die Vorstellung des merkwürdigen Felsens, der die Steinmasse zu der colossalen Statue des Osymandyas lieferte. XXXIII. Der Nilometer auf Elephantine. XXXIV—XXXVI. Ansicht und Plan des südlichen Tempels auf Elephantine: am Eingange dieses Tempels sind zwey männliche Figuren in halberhabener Arbeit, die den Eintretenden aus einem Korbe Blumen entgegenstreuen. Im Innern daselbst sind die pl. XXXVII. gestochenen merkwürdigen Basreliefs: 1) eine sehr zusammengesetzte Vorstellung; wenn wir von der linken Seite beginnen, so sehen wir Ammon mit dem Widderkopfe, und eine weibliche Figur mit einen sonderbaren Federkappe am Kopfe und einer symbolischen Kette in der Hand, in deren Mitte eine jugendliche einzuweihende Figur steht; darauf sehen wir die angeführte weibliche Figur allein stehen, und einen Priester, der ihr etwas aus einem Korbe entgegenstreut; auf dieses kömmt ein großes Opfer, welches den beyden erwähnten Gottheiten gemeinschaftlich dargebracht wird; und am Schluße ist die gewöhnliche Figur cum phallo, welcher hier vier Ochsen dargebracht werden.

Diese letzte Figur wird in dem Werke immer Harpocrates genannt; ganz unrecht, man könnte sie Horus heißen, nach der wichtigen Stelle bey Suidas *) wenn nicht schon Jablonsky,

*) in voce Πριαπος. Το αγαλμα του Πριαπου του Ωρου παρ' Αιγυπτιοις κεκλημενου, ανθρωποειδες ποιουσιν, εν τῃ δεξιᾳ σκηπτρον κατεχον· — εν δε τῃ ευωνυμῳ κρατουν το αιδοιον αυτου εντεταμενον — τα δε πτερα την ταχυτητα της κινεσεως δηλοι — ταυτον γαρ τῳ ἡλιῳ δοξαζουσι. Unter den Flugeln sind wohl die an bey-

gezeigt hätte, daß man unter diesem Bilde richtiger den Mendes verstehe; wir werden diese symbolische Gottheit auch nur mehr mit letzterem Namen bezeichnen.

2) Hier wird einer heiligen Barke, welche am Vorder- und Rücktheile mit Widderköpfen gezieret ist (an einem Kettchen ist rückwärts, gleichsam als Amulet, ein Scarabäus befestiget), ein sehr großes Opfer gebracht, welches aus Früchten und geschlachteten Thieren besteht: hierauf ist der sitzende Ammon, und vor ihm bindet eine Göttin (denn das ist sie nach der langen Bekleidung zu schließen) dem Einzuweihenden, oder schon Eingeweihten die heilige Binde in das Haar. Sonderbar ist die Verzierung, welche der Neueingeweihte an der Brust anhängen hat, und die aus zwey Sphinxen besteht, zwischen welchen ein Täfelchen ist. XXXVIII. Ansicht des nördlichen Tempels zu Elephantine. XXXIX—XLII. Plan und Ansicht der Ruinen von Ombos, des größern und kleinern Tempels daselbst. XLIII. Mehrere Vorstellungen aus dem größern Tempels. 19) Merkwürdiges Basrelief, die Gottheit mit dem Crocodilkopf sitzend, hinter derselben der stehende Harpocrates mit einer sehr großen Scheibe am Kopf, voran ein Priester, der eine Art von Leyer mit sieben Saiten darbietet: Die Zahl Sieben ist überhaupt so bedeutend, hier soll die Vorstellung vielleicht dasselbe ausdrücken, was bey Eusebius praep. evang. XI. c. 6 die Verse: Ἑπτα με φωνηεντα θεον μεγαν αφθιτον αινει Γραμματα, τον παντων ακαματον πατερα. XLIV. N. 3. ist die mit rother Farbe innerhalb eines mit denselben Farben gezogenen Netzes gezeichnete Figur des Osiris in einem Nachen, ober dem Haupte ein Stern, man sieht die Reste einer verwischten Figur, welche eine andere Lage hatte.

6) Ein stehender Vogel cum phallo. 8) Offenbar astronomisch. Horus hält ein Schiffchen, in welchem eine Figur mit einem Ochsenkopf steht; eine andere Figur hält in jeder Hand eine Schlange, und hat statt des Kopfes zwey Schlangenköpfe, innerhalb deren eine Scheibe ist. XLV. Basreliefs aus dem kleinen Tempel von Ombos und den Grotten von Selseleh. N. 1. Der junge Harpocrates, ganz in der Stellung, wie ihn die Griechen bilden, die Hand zum Munde führend, empfängt am Throne sitzend ein Opfer; rückwärts steht die bekannte weibliche Figur mit dem Löwenkopfe, und eine kleinere weibliche geflügelte Figur, welche eine Schale hält, aus der ein Sperberkopf heraussieht. N. 2. Abermals der sitzende Harpocrates, die beyden Aegypter halten

---

den Seiten der Kopfbedeckung angebrachten und beträchtlich abstehenden Verzierungen zu verstehen, die bey genauer Ansicht der Monumente selbst allerdings flügelartig aussehen.

seinen Sitz, vor ihm ist ein Priester, der mit einem Dreyzack eine Schlange zu spießen im Begriffe steht. XLVI. Malerische Ansicht der beyden Tempel. XLVII. Ansicht einer der Grotten von Selseleh.

Edfou (Apollinopolis Magna.) Wir verlassen die Steinbrüche von Gebel Selseleh, treten auf das linke Ufer des Nils, und finden da an einem bis jetzt fast gar nicht gekannten Orte die herrlichsten Ueberreste des Alterthums: die Tempelgebäude von Edfou, an Größe des Plans und der Anordnung, an Reichthum und Vollendung der Verzierungen dem Herrlichsten, was Baukunst hat, vergleichbar. Der heutige Ort ist ein ziemlich großes Dorf, dessen Einwohner, aus Mahomedanern und Christen (Kopten) zusammengesetzt, sich größtentheils von Verfertigung mancherley Töpferwaaren ernähren, in welchen durch eine Art Tradition sich noch manche schöne antike Form erhalten hat: aber welch ein Gegensatz — das heutige Dorf und die herrlichen Tempelgebäude, die dem Auge schon auf vier franz. Meilen erkennbar sind. Kaum glaubt man in diesen elenden Hütten menschliche Wohnungen zu sehen, und wenn man vollends die eine Hälfte des Dorfes auf die Höhe des Tempels selbst gebauet erblickt, daselbst Gassen angelegt, und die armseligen Bewohner an den hohen Mauern auf und ab klettern sieht, begreift man kaum, wie jemals Menschen an derselben Stelle solche Werke hervorzubringen vermochten; nun erst das Innere, wo der heutige Bewohner mit Weib und Kind und gemeinschaftlich mit dem Vieh in kleinen Behältnissen wohnet, die aus elenden schwarzen Ziegeln mitten unter den prachtvollen Säulen erbauet sind, in eben jenen hohen Gängen, in denen der alte ägyptische Priester, der einstige Bewohner dieser Tempel, sich seinen tiefen Betrachtungen überließ *).

---

*) Wir heben folgende Stellen mit den Worten des Autors selbst heraus, um dem Leser einen anschaulichen Begriff von dem gegenwärtigen Zustande dieser Orte, und zugleich von den Schwierigkeiten zu geben, mit denen die franz. Gelehrten bey ihren Untersuchungen zu kämpfen hatten: Pour se bien représenter l'état d'enfouissement de cet édifice, il faut se transporter sur les terrasses du temple; c'est là qu'on aperçoit un petit village bâti de boue, établi depuis des siècles et renouvellé sans doute bien des fois: chaque génération y a accumulé les débris de ces demeures si fragiles; et ces débris auroient déjà formé sur les terrasses une sorte de montagne, si les *Fellâh* n'eussent trouvé le moyen de s'en débarasser d'une autre façon. Les salles du temple *d'Edfoû* étoient éclairés par des fenêtres percées au plafond et en forme de soupirail; c'est par ces fenêtres qu'on fait journellement passer les cendres, les fumiers et



Eine nähere Beschreibung des Tempels liegt außer unserem Zwecke; einen allgemeinen Begriff gibt mit wenig Worten Hr. E. Jomard: Il faut se figurer un sanctuaire entouré de corridors et précédé par deux salles et deux portiques, voilà *le temple*. Toute cette masse est environnée d'une enceinte générale, au bout de laquelle est une porte comprise entre deux grandes masses pyramidales (Pylon). Entre cette porte et celle du portique il existe ainsi un grand espace vide dont on a fait un péristyle en plaçant des colonnes tout autour (pag. 12)

In geringer Entfernung von dem großen Tempel ist ein anderes kleineres Tempelgebäude, das aus zwey Sälen besteht, die mit einem Säulengänge umgeben sind. Diese kleineren Gebäude, welche sich gewöhnlich in der Nähe der größeren Tempel befinden, (wie z. B. hier und zu Denderah u. a. O. — und immer ganz dieselbe von der gewöhnlichen unterschiedene Einrichtung haben,

---

toutes les ordures des étables, tellement que les salles et les deux portiques se sont peu à peu encombrés de presque toute leur hauteur, et que les issues se trouvent entièrement obstruées, sans que ces débris se soient introduits par les portes. Quelques-unes de ces salles servent aussi aux habitans de la terrasse, de magasins secret et de refuges pour eux, leurs femmes, leurs enfans, leurs bestiaux, et tout, ce qu'ils veulent soustraire à l'avidité des gouverneurs, aux violences des Arabes; ils s'enferment avec eux dans ces réduits privés d'air et de jour, au risque d'y étouffer de chaleur et d'infection. C'est ainsi que les *Fellâh* ont transformé en étables, et, ce qui est encore plus singulier, en véritables souterrains, des vastes portiques et des appartemens de dix mètres de haut.

On concevra sans peine quelles difficultés devoit eprouver un Européen pour pénétrer dans cette forteresse souterraine. Il me falloit découvrir la place que devoient occuper les fenêtres dont j'ai parlé; cette place, que m'indiquoit l'analogie des autres temples, étoit à la partie droite de la terrasse, à la suite d'un petit escalier: mais des murailles de briques m'en cachoient l'issue; il falloit forcer l'entrée au milieu des cris des femmes et des enfans. Je descendis par un jour percé au plancher, de largeur à passer le corps, ayant une bougie à la bouche et une mesure à la main, et je me trouvai dans une salle toute remplie de chauve-souris, qui n'avoit plus qu'un mètre et demi de hauteur: de là et par une autre ouverture forcée, je pénétrai dans le second portique; il étoit enfoui jusqu'au dessus des chapitaux. Comme toutes les portes de communication sont bouchées, on ne peut visiter les salles qu'une à une, et en entrant par les différens jours, ainsi que par des trous pratiqués sur la plateforme, qui a été violée en plusieurs endroits.

heißen nicht ohne Grund Typhonium (ein Name, den wir bey Strabo finden, l. XVII. pag. 815.), denn die Gestalt des Typhon und andere ihm verwandte Vorstellungen wiederholen sich dort unaufhörlich. Man findet die Figur des Typhon auf den länglichen Würfeln, die über den Capitälern der Säulen, und mit dem Schaft von derselben Dicke sind, en relief und beynahe ganz rund herausgearbeitet. Wir wählen bey der Beschreibung dieser Vorstellung des Typhon absichtlich die Worte des Originals: page 33. La taille de cette figure est un peu au dessous de la stature humaine. Son attitude a quelque chose de pénible; elle a les jambes écartées, et les mains appuyées sur les hanches; une ceinture nouée derrière le dos descend entre les jambes; ses membres sont courts; la grosseur en est disproportionnée, mais celle de la tête l'est encore davantage. Cette tète presque sans front, extraordinairement large et toute barbue, a un caractère encore plus bizarre que monstrueux, et ne ressemble pas mal à une caricature. La physionomie est riante; les yeux, les coins de la bouche et les joues sont tirés en haut et les dents sont à découvert. Tous ces traits ont été sculptés d'un ciseau ferme. Aehnliche Gestalten pflegte man dem Gotte Phtas beyzulegen, und allerdings hatte man in der bekannten Stelle bey Herodot VI. 37. vielen Grund zu dieser Behauptung: jetzt soll es Typhon seyn; wer wollte da entscheiden? Auffallend aber ist diese mit Bart überwachsene Gottheit auf jeden Fall in einem Lande, wo der Priesterstamm ganz glatt geschoren war, und alle männlichen Gottheiten zum Unterschiede nur einen künstlichen Spitzbart am Untertheile des Kinns befestiget haben. Wir gewinnen also die Abbildung einer bösen feindlichen Gottheit, um die des erhabenen Phtas zu verlieren: oder sollten wir diese vielleicht in dem so oft den ägyptischen Helden vorfliegenden Geier erkennen, der dem Phtas heilig war? (Horap. lib. I. c. 12, Minervae autem appingunt scarabaeum Vulcano vero vulturem.) Immer bleibt noch Herodot zu beschwichtigen übrig, wenn man nicht vielleicht nach Zoega's Vorgang die bauchförmigen Canopusgefäße, die denn doch sehr zwergähnlich sind, für Abbildungen des Phtas anerkennen will. Phtas bildete aus dem Weltey die bestehende Ordnung der Dinge, er ist der Geist, der über dem unordentlich gemengten Chaos brütete: die Gestalt des Canopus drückt dieß sehr bildlich aus *).

*) Wie wenn unter dem goldnen Boden, was als die Wortbedeutung von Canopus angegeben (*Aristid. Aegypt.* III. p. 608. *Canter.*) und durch das Koptische bestätiget wird, der goldene Boden der Gestirne angedeutet wäre, über welchem der höchste

Die französischen Gelehrten lehren uns in diesem Typhonium auch die Gestalt der Nephthys kennen: Une figure à tête de crocodile et à bras humains, ayant le corps d'une truie et la gueule béante — cette image est celle de *Nephthys*, soeur de *Typhon* — l'emblême de la terre stérile, opposée à *Isis*, qui est le symbole de la terre féconde. Elle varie souvent par la tête et par les attributs; mais le corps est toujours le même: quelquefois sa tête est celle d'un hippopotame.

El-Kâb. Wir verlassen Apollinopolis Magna, und kommen nach El-Kab, am rechten Ufer des Nils, dem alten Elethisa, bekanntlich einer der Städte Aegyptens, in denen vor Alters Menschenopfer in Gebrauch gewesen seyn sollen.

Hier sind es nicht sowohl die Ueberreste der alten Tempelgebäude, welche die ungetheilte Aufmerksamkeit des Wanderers auf sich ziehen, als vielmehr die Grotten, womit die Berge, welche den Hintergrund bilden, ganz durchstochen zu seyn scheinen, und worin man sehr bald dieselben Grabgemächer erkennt, die durch ganz Ober-Aegypten in der Nähe der alten Städte zu seyn pflegen. Der alte Aegypter meisselte diese Grotten, die er zu Wohnungen für die Leichname seiner Verstorbenen bestimmte, mit eben dem Fleiße, mit demselben Aufwand von Kraft und Arbeit in die umgebenden Bergreihen seines Thales, mit dem er am Fluße selbst die Tempel und Palläste für seine Götter und Könige baute. Die Grotten, von denen wir sprechen, sind die seitdem so berühmt gewordenen, wo in Gemälden das ganze häusliche Leben der alten Einwohner Aegyptens dargestellt ist: der Feldbau, von der ersten Umackerung der Erde bis zur Aufspeicherung der Erute, der Fischfang und das Einsalzen der Fische, Jagd, Weinlese, Flußschifffahrt, das Abwägen der lebendigen Thiere zum Verkaufe, endlich von dem Augenblicke des Hinscheidens bis zur Bestattung in den Todtenbehältnissen die ganze Reihe der zu beobachtenden Feyerlichkeiten. Alle diese Vorstellungen sind in den Felsen eingehauen, mit Farben bemalt, und mit Hieroglyphen eingefaßt. Herr Costaz hat diese Gegenstände ausführlich beschrieben und erläutert: wir werden, da es uns hier zu sehr von unserem vorgesetzten Zwecke abführen würde, in der künftigen Anzeige der Mémoires davon Rechenschaft geben.

Eigentlich sind es nur zwey Grotten, und zwar noch dazu die kleinsten, welche diese merkwürdigen Vorstellungen enthalten; bey

---

Aether (Phtas bekanntlich) thronet? Xenocrates sagt bey *Cic.* de Nat. Deor. I. 13. Deos esse octo: — unum qui *ex omnibus sideribus*, quae infixa coelo sunt, *ex dispersis quasi membris simplex* sit putandus Deus.

den Einwohnern sind sie unter der Benennung: Grotte des Sultans und Grotte des Veziers, bekannt. Erstere ist die vorzüglichere: in einem kleinen anstoßenden Gemache derselben sieht man drey sitzende, aber sehr beschädigte Figuren, welche beynahe ganz frey herausgearbeitet sind. Hr. M. Saint-Genis scheint geneigt, darin die Abbildung der Personen zu finden, welchen diese Grotte zur ewigen Ruhestätte bestimmt war; wir würden lieber auf drey Schutzgottheiten rathen.

Esné (Latopolis.) Am linken Ufer des Nils. Die Ebene, welche die Stadt umgibt, zeigt bestimmte Spuren ihrer ehemaligen Fruchtbarkeit, deren wahre Ursache ein alter, nunmehr aber ganz und gar vernachläßigter Canal gewesen zu seyn scheint. Das Wasser überdeckt jetzt bey den Ueberschwemmungen des Nils den allzusehr erhöhten Boden nicht mehr, die Einwohner suchen fruchtbarere Orte, und die Landschaft verfällt immer mehr.

Die französischen Gelehrten reden mit Begeisterung von dem alten Tempelgebäude, das sie hier fanden; von der hohen Einfachheit der Bauverhältnisse, von der unerschöpflichen Menge und bewunderungswürdigen Vollendung der eingehauenen Verzierungen und Vorstellungen, von dem lebhaften Eindruck der überall beynahe in erster Frische erhaltenen Farben, womit nach bestimmten Grundsätzen alle Gegenstände bemalt sind. Die 83ste Platte soll einigen Begriff von dem Eindrucke geben, den das Innere dieses herrlichen Gebäudes auf den eintretenden Fremdling macht. Der bey weitem größte Theil der hier copirten Basreliefs bezieht sich auf den gestirnten Himmel und seine Vorstellung bey den alten Aegyptern.

Erment (Hermonthis). Wir eilen zu den Ruinen von Hermonthis, dem heutigen Erment, am rechten Ufer, von denen wir das große Ziel unserer Wanderung erblicken, die Ebene von Theben, die wir nach zwey Stunden Schifffahrt erreichen werden. Bis dahin sey es uns erlaubt, die Anzeige der Kupfertafeln von Edfou bis hierher, womit der erste Kupferband schließt, nachzuholen. XLVIII—L. Allgemeine Ansicht von Edfou. Wie groß tritt der enorme Pylon hier unter den umgebenden Hütten, ja selbst in Vergleich mit dem Tempel, hervor! Ansicht und Plan des Tempels. LI. LII. Darstellung des Pylons von innen und außen. Der Pylon ist von außen mit drey Reihen von Figuren en basrelief verziert; die unterste enthält die gewöhnliche Vorstellung des Menschenopfers, die beyden obern jedesmal neun sitzende Gottheiten, welchen zwey Priester Opfergaben darbringen. LIII—LV. Die Vorhalle (portique) und das innere des Tempels. LVI—LX. Verschiedene Vorstellungen aus dem Innern des Tempels. LVII. 7) Vögel mit Ochsenköpfen und Löwenköpfen, 9) ein

Schiff mit eilf Figuren darauf, unter anderen eine sehr kleine Figur des Osiris, welche der große Osiris auf der Hand hält, und die Thot verehrt. LVIII. Astronomische Vorstellungen am Fries: in einer großen runden Scheibe ist in der Mitte das Auge der göttlichen Vorsicht, ober diesem und unter demselben jedesmal sieben hockende Figürchen: etwas weiter ist das Auge der Gottheit auf einer Erhöhung, zu der vierzehn Stufen führen; eben so viele Figuren, worunter Thot, stehen im Begriffe diese Stufen zu betreten. — Merkwürdig ist die Vorstellung eines Schiffes mit einem kleinen Tempel, innerhalb dessen Anubis in einer Scheibe sitzend, man glaubte der Anubis (Mercurius) habe seinen Sitz im Monde, wie Herkules in der Sonne, und drehe sich mit ihm herum (*Plut.* de Iside et Osir. c. 41.) LIX. sehr merkwürdige Basreliefs, die sich auf den Anfang des Jahres, und der Nilüberschwemmung zu beziehen scheinen, und an beyden Seiten der Vorhalle gleichmäßig wiederholt werden, es ist das Opfer des Oryx, ganz so wie auf der Bembinischen Tafel (vergl. Jablonsky Erklärung derselben, und sein Pantheon Somus), und das der Schildkröte, welche wie bekannt, eines der vielen Anzeichen war, woraus man auf das Anwachsen des Niles schloß. LX. 12. ist ein Scarabäus mit zwey Köpfen, einem Sperber- und einem Widderkopf innerhalb einer Scheibe, bemerkenswerth. LXI. Das Innere des ersten Hofes. LXII. Plan des Typhoniums zu Edfou. LXIII. Basreliefs daraus. N. 2. Osiris neben Isis sitzend, welche den Harpocrates an der Brust hat, schmeichelt einem kleinen Figürchen, ganz wie er selbst gebildet, das ihm am Schoße steht. 5) Harpocrates auf der Lotusblume zwischen Typhon und Nephthys. 6) Der Hippopotamus. LXIV. Das Fries unter dem nördlichen Säulengange des Typhoniums: Osiris, der ober sechs Stufen hockt, ihm gegenüber der Cynocephalus (Anubis) in der nämlichen Stellung auch über so vielen (die beyden Hälften des Jahres?). Man sieht hier Figuren mit Ochsen- und Eselsköpfen. Thot scheint hier an der Spitze einer Reihe von Monatgottheiten zu stehen. LXV. Ansicht des Typhoniums. Ein vortreffliches Blatt. LXVI. Ansicht und Plan der Ruinen von Elethyia. LXVII—LXXI. Alles Kupfertafeln, die sich auf die berühmten Grotten von Elethyia, und die Vorstellungen darin beziehen, deren nähere Anzeige wir dießmal übergehen. LXXII—LXXIV. Das Innere des prächtigen Tempels zu Esné mit herrlichen Vorstellungen; merkwürdig ist hier die Scene, wo Osiris, Horus und Ammon beschäftiget sind, ein Netz, in dem sich eine Menge Vögel gefangen haben, zuzuziehen, während Thot rückwärts den Knoten hält; welcher astronomische Sinn liegt hier zum

Grunde? LXXV—LXXVIII. Verschiedene Capitäler von Säulen rc. LXXIX. Der Thierkreis an dem Plafond der Vorhalle in halberhabener Arbeit vorgestellt. Eine Zusammenstellung und Vergleichung der verschiedenen ägyptischen Thierkreise, die wir jetzt bey Denon und in dem vorliegenden Werke besitzen, wäre ein sehr verdienstvolles Unternehmen. LXXX—LXXXII. Mehrere Vorstellungen aus der Vorhalle. N. 4. Ammon in der Sonnenscheibe stehend, wird von acht Figuren angebetet, unten zwey Widder, zwischen welchen abermals eine Scheibe. N. 6. Eine tanzende Figur. LXXXI. Drey Figuren mit Sperberköpfen, wie Osiris, voran, und drey andere Figuren mit Wolfsköpfen, von rückwärts, tragen die colossale Statue einer sitzenden Gottheit, welche in der ausgestreckten Hand eine Schale, und darauf ein kleines Figürchen (ähnlich wie XII. 5.) hält, oben sind vier Widder, denen eine hockende Gestalt opfert, unten die beyden Aegypter ebenfalls Opfer bringend. LXXXII. Horus sitzend, hinter welchem die Gottheit mit dem Crocodilskopfe stehet, vorn steht ein Krieger, Bogen und vier Pfeile haltend. 2) Eine stehende weibliche Figur, mit einem Fell bekleidet, ober ihrem Haupte ein Stern, hinter ihr Horus mit Bogen und Pfeil. Diese Art von Bekleidung bey der weiblichen Figur ist eine seltene Erscheinung. LXXXIII. Innere Ansicht der Vorhalle. Ein vortreffliches Blatt, dessen wir oben erwähnten. LXXXIV. Ansicht eines Tempels, Esné gegenüber, bey dem alten Contralato auf dem jenseitigen Ufer. Ansicht eines anderen Tempels im Norden von Esné. LXXXV. LXXXVI. Mehrere Basreliefs aus dem letztgenannten Tempel. LXXXVII. Gestirnkreis an dem Plafond des letztgenannten Tempels. Merkwürdig ist hier die kleine Folgereihe von Figuren, welche sich auf den Umlauf der Sonne, den Anfang des Jahrs, und die symbolische Geschichte Osiris zu beziehen scheinen: man sieht die liegende Mumie des Osiris in einem Nachen, über derselben die beyden Augen; dann kommt die Isis; auf diese Harpocrates in einem Tempelchen stehend, und gleich darauf in der gewöhnlichen Vorstellung ober einer Lotusblume sitzend. Alles deutet auf die neue Geburt der Sonne, welche früher im Winterschlaf erschien, und die jetzt folgende weibliche Figur mit den Lotusblumen am Kopfe bestätiget es, denn um die Zeit fängt diese Pflanze überall in Aegypten an aufzusprossen; auf die weibliche Gestalt kommt Ammon, die Sonne im Zeichen des Widders, und den Frühlingsanfang bezeichnend; hierauf Thot u. s. w. Bemerkenswerth ist das geflügelte Crocodil, welches auf die weibliche Figur mit dem Löwenkopfe folgt. LXXXVIII—XC. Ansichten des genannten nördlichen Tempels, und des Tempels zu Contralato. XCI—CXIV. Plan und Ansicht der Ruinen von Er-

ment. XCV—XCVI. Merkwürdige Basreliefs, welche an der Außenseite und im Innern des genannten Tempels copirt wurden: 1. Harpocrates, von einer hinter ihm sitzenden weiblichen Figur mit dem Nilschlüssel berührt, steigt aus der Lotosblume hervor, und reicht einer vor ihm sitzenden weiblichen Figur die Hand. 2. Ein Sphinx mit einem Sperberkopfe, auf einem Altare liegend, unter welchem man den Kopf des Harpocrates, deutlich an der Locke kenntlich, hervorkommen sieht; Typhon, eine Geißel haltend, stans membro erecto semen emittit, wie auf manchen Mithraischen Denkmälern der eine Genius (z. B. Eichhorn de Mithra com. N. 9). 5. Thot, der einer sitzenden Katze ein Opfer bringt. 7. Ein Kameelpardel (Giraffe), eine äußerst seltene Vorstellung. Vortrefflich ist hier die Vorstellung, wo ein schreitender Widder zwischen seinen Hörnern einen ganz kleinen Osiris (mit Sperberkopf) trägt (ist es das junge Jahr, das mit dem Frühlingsanfang beginnt?). CXVII. 1. Typhon in einer ähnlichen Stellung wie oben. 3. Die Statue des Mendes, welche feyerlich getragen wird, daneben Typhon, der eine Kugel scheint verschlingen zu wollen. Plutarch in seinem berühmten Tractate de Is. et Os. (c. 55.) erzählt, daß man in Aegypten bey Sonnen- oder Mondfinsternissen glaubte, Typhon habe diese Gestirne verschlingen wollen; die gegenwärtige Vorstellung scheint dasselbe ausdrücken zu sollen.

Da die Beschreibung der Ebene von Theben ein für sich bestehendes Ganze bildet, das wegen der Reichhaltigkeit der Gegenstände nothwendig etwas weitläuftiger seyn muß — folgt diese im nächsten Bande.

σ—λ.

Art. III. Oesterreich unter den Königen Ottokar und Albrecht I. Von Franz Kurz, regulirtem Chorherrn und Pfarrer zu St. Florian. (Linz, bey Cajetan Haslinger. I. Theil. Vorrede XIV. S. 327. II. Theil. 275. bis zu den Beylagen 168.)

Der Ursprung des Stiftes Hohenfurth in Böhmen, eine diplomatische Skizze. Prag 1814, gedruckt bey Gottlieb Haase, böhmisch-ständischen Buchdrucker. (188 S. in 8.)

Und

Ueber die Erbauung der königlichen befreyten Berg- und Kreisstadt Budweis in Böhmen. Von Xaver Maximilian Millauer, Kapitular des Zisterzienser-Stiftes Hohenfurth, Doctor und k. k. Professor der Theologie. Prag, bey Gottlieb Haase. (29 S. in 8.)

Welchen Einfluß die schon in ihrem ersten Jahrzehend, durch Aufruhr und Bürgerkrieg bezeichnete Reformation insonderheit auf Künste und Wissenschaften nahm? diese inhaltsschwere Frage, in den einzelnen Zweigen derselben, hin-

durch zu führen, wäre in der That eine Aufgabe, die den ganzen Scharfsinn eines, auf jenem gewitterschwangern Felde heimisch gewordenen Beobachters in Anspruch nehmen, und seine sine ira et studio fortgesetzten Bemühungen durch folgenreiche, aber freylich durch ganz andere Resultate lohnen würde, als aus Charles Villers unbegreiflich einseitigem Panegyrikus hervorgehen! — Was die hohe Lehrerin aller Zeiten, die lebendige Zeugin des längst Dahingeschwundenen, die treue Leuchte durch die Katakomben der Vorwelt, die Geschichte, anbetrifft, so ergibt sich ein beklemmendes Resultat auf den ersten vergleichenden Blick jener goldbesäumten Morgenröthe der wechselweise klassischen und romantischen Zeit des Theuerdanks und Weißkhunigs, des ersten Maximilian, des Stifters eines Central-Archives, der kaiserlichen Hofbibliothek, der Sodalitas danubiana, des Freundes Cuspinians, Peutingers, Celtes, Reuchlins, Agrikolas, Stabius, Suntheims, Manlius — und des wahrhaft medicäischen Hofes Erzherzogs Ferdinand und der Philippine Welser zu Innsbruck, mit der Gewitternacht der beyden Jahrhunderte, in denen Meinungs-, Religions- und Freyheitskriege, von Mohacs bis an die Zuydersee, von Westeräns bis Messina, den europäischen Boden mit blutbefleckter Ferse durchschritten! — Erst in den Tagen Karls VI., als der nordische und der spanische Erbfolgekrieg ausgetobt hatten, als Ungern und seine Nebenreiche vom osmanischen Joche glorreich befreyt, und der jahrhundertalte, innere Zwist endlich versöhnt war, erholte sich nach und nach die österreichische Geschichte, von dem Stillstande und von den Rücktritten jener unglücksreichen Epoche. — An den Gebrüdern Hieronymus und Bernhard Petz, (den Freunden und Correspondenten Eugens, Sinzendorfs, Leibnitzens und der Congregation St. Maure), an dem Genealogen Philibert Huber, an den Literatoren Martin Kropf und Anselm Schramb, hatte das Benediktinerstift Mölk einen Kranz gelehrter Diplomatiker und kritischer Herausgeber der wichtigsten Quellen. Die Abtey Göttweih überbot durch das weitberühmte Chronicon Gottwicense, durch die Notitia *Austriae* antiquae et mediae der beyden unübertroffenen Aebte, Gottfried Bessel und Magnus Klein, die l' rt de vérifier les dates und Mabillons epochemachenden Tractat: de re diplomatica. — Der großen Theresia sturmbewegte Herrschaft zählte gleichwohl an Bartenstein, an Fürstabt Gerbert, am Prälaten Bonaventura Pitter, an dem Reichshofrath Senkenberg, an dem tyrolischen Kanzler Freyherrn von Hormayr, den Hofräthen Schrötter und Rosenthal, an Hanthaler, Calles,

Steyerer, Fröhlich, Schwandner, Kollar, Kaprinai, Benczur, Katona, Kautz, Dobner, Alter, Kleinmayern 2c. unvergeßliche Namen.

Wie seltsam, daß das, durch äußern Frieden und innere Wohlfahrt wahrhaft goldene Alter der Josephinischen Periode, der Mittagsglanz der vielgepriesenen Aufklärung, der rücksichtslosen Zertrümmerung aller althergebrachten Vorurtheile, durch die ihr eigenthümliche Vergötterung der sciences exactes, der Ziffern und Massen, durch ihre gemeine Deutlichkeit und impotente Nüchternheit, durch den iconoclastischen Vandalism, mit dem sie die gesammte Vergangenheit bekriegte, zu gerechter Rache, in der Königin der Künste, in der Dichtkunst und in der ersten aller positiven Wissenschaften, in der Geschichte, verhältnißmäßig eben solchen Stillstand gebracht hat, wie die Reformationsperiode, daß sie sich in Hinsicht auf Nationalbildung, durch ausgezeichnete Erscheinungen auf keine Weise messen darf, mit den, durch beyspiellose Stürme erschütterten, den Künsten des Friedens aber dadurch höchst ungünstigen, letzten fünf und zwanzig Jahren. — Mit Theresiens Tode schwiegen Sineds, des Barden, goldene Saiten; Heinrich Collin gehört unsern Tagen an! — Blumauers Parodien und Borns Monachologie, werden schwerlich je als Ideale des Geschmackes gelten, noch die Brochüren bey Wucherer und »Herr Schlendrian, der Richter nach den Gesetzen,« für mémoires de nos tems!

Keine Provinz des weiten Kaiserstaates ist, die nicht in unsern Tagen vortreffliche kritische Arbeiten über einzelne Landesstrecken, über einzelne Streitfragen, über einzelne Zeitalter und höchst schätzbare Materialien-Sammlungen aufzuweisen hätte. — Nur von dem weiteren Fortschreiten derselben, von der sorgfältigen Rettung der, der Wut der Elemente oder der Feinde und dem Zahne der Zeit glücklich entronnenen Denkmäler, von guten Provinzialgeschichten, von ächt griechischer Aufzeichnung der Begebenheiten geistlicher und weltlicher Gemeinden, Haupt- oder Munizipalstädte, berühmter Geschlechter 2c. hängt es augenscheinlich ab: ob und wann und woher wir eine pragmatische Geschichte des Kaiserhauses und Kaiserstaates mit Grunde erwarten dürfen? — Die Begründung der National-Museen in Pest, in Grätz, in Brünn, in Maros-Vasarhely 2c. als literarisch-artistische Sammelpunkte und Wartthürme, bleibt deßhalb ein höchst günstiges Vorzeichen, und die Erzherzoge Joseph und Johann, und Männer, wie Szechenyi, Teleky, Ossolinsky, Salm 2c. jedem Patrioten unvergeßlich.

Unter denjenigen, die ohne unmittelbare Rücksicht auf Geschichtschreibung, bloß als kritische Geschichtsforscher dem hohen

Ziele emsig und unverdrossen entgegen traten, behauptet unstreitig (ohne hiebey fremdem Verdienst zu nahe zu treten) die erste Stelle: der regulirte Chorherr und Pfarrer zu St. Florian, Franz Kurz (geboren am 2. July 1771 zu Käfermarkt im Mühlviertel), in früheren Jahren dem Studium der Tonkunst, alsdann, ein Lieblingsschüler unsers verewigten Neumann, der Numismatik hingegeben, seit dem letzten Jahrzehende aber, den Geschichten und Denkwürdigkeiten der Lande ob und unter der Enns.

Diese seine nützlichen und ruhmvollen Arbeiten begann er 1804 im I. und II. Theile seiner Beyträge, mit der Historie der oberösterreichischen Bauernkriege unter Stephan Fadinger und Achaz Wiellinger, gleichzeitig den weitaussehenden böhmischen Unruhen, dann der durch Gustav Adolph begünstigten, im Hausruckviertel und der spateren durch Martin Laimbauer, im Machlandviertel 1636, nach der Nördlinger Schlacht und nach dem Prager Frieden erregt. — Diesem blutbefleckten Gemälde tritt nach Zusammenhang und Zeitfolge unmittelbar jenes des IV. Bandes voran; das Gemälde des unseligen Bruderzwistes zwischen Rudolph und Mathias, und jener zügellosen Armagnaken, des Passauer Kriegsvolkes, durch welches Rudolph, ewig zwischen entgegengesetzten Entschlüssen hin und hergeschleudert, trachtete, seinem Bruder die Länder wieder abzunehmen, die ihm Mathias, unter Mitwirkung der Stände, vorzüglich der Protestanten, abgedrungen, und statt des verhaßten Bruders dem geliebten Neffen Leopold von der steyerischen Linie, selbe, sammt der römischen Königskrone zuzuwenden.

Der III. Band reicht in ein viel höheres Alter hinauf. Er stellet uns das uralte Lorch dar, einen Hauptwaffenplatz der Römer, die Gränzveste Ennsburg, S. Florian, die Stürme der Völkerwanderung, des Noricums Christianisirung, den Apostel Severin, die damalige Hierarchie, Hunnen und Hungarn, den Anfang der Babenberger.

Mit diesen, aller Aufmerksamkeit würdigen Forschungen verband der Chorherr Kurz noch einen andern schönen Zweck: nach und nach die vorzüglichsten Urkunden der ober-ensischen Klöster herauszugeben, mit dem II. Theile jene von Lambach und Garsten, mit dem III., jene von Gleink, Baumgartenberg, Waldhausen und einige von St. Florian. Die meisten sind neu entdeckt, und die wenigeren durch den Kanzler Ludwig, durch die Jesuiten Pusch und Fröhlich und den Vorauer Chorherren Cäsar bereits gedruckten, zeugen von der Nothwendigkeit einer nochmaligen strengen Revision der gelehrten Bemühungen jener Männer. Der Abdruck bey Kurz und die hinzugefügten kritischen Noten beweisen nämlich, wie entstellt und verstümmelt

sie in jener ersten Bekanntmachung auf uns gekommen, und welche nothwendigerweise ganz und gar unrichtigen Folgerungen hieraus hervorgegangen seyen!

Hierauf folgte die »Geschichte der Landwehre von der Hussitenzeit an, bis auf das ewig unvergeßliche Jahr 1809.« — Des Feindes kadmäischer Sieg bey Ebersberg wurde unter des Verfassers Augen erstritten. — Jede Landwehr zählt ihren klassischen Boden, die steyerische den Schüttkasten von Kis-Megyer, die böhmische die Felsenspitze von Kirchschlag, die Wiener hingegen, Ebersberg, Aspern und Znaim.

Doch der Verfasser hat sich noch ein höheres Verdienst errungen. Das vorliegende Werk ist eines der schönsten Blätter aus diesem Kranze. — Hofrath Schrötter und der Piarist Adrian Rauch schlossen ihre Geschichte Oesterreichs in den verhängnißvollen Tagen, als die Heldendynastie der Babenberger mit Friedrich dem Streitbaren in der Schlacht an der Leitha wider die Ungern erloschen, das gedoppelte große Zwischenreich in den österreichischen Landen, von der adriatischen See bis an die Taja, und nach Friedrichs II. Tode auch im deutschen Reiche eingetreten war, und der neuerwählte König der Deutschen, Rudolph, diesem Unwesen endlich ein Ende machte, seinen Erstgebornen, Albrecht, Anfangs als Reichsverweser, darauf mit den Willebriefen der Churfürsten, als Herzog über Oesterreich und Steyer verordnete. — Kurz reassumirt in dem vorliegenden verdienstlichen Werke, die schreckensvolle Epoche des Zwischenreichs und der Herrschaft Ottokars, nimmt den Faden auf, wo Schrötter und Rauch ihn fallen ließen, und führt ihn fort bis zu Albrechts blutigem Ende. Die fernere Fortsetzung, die Zeiten Friedrich des Schönen (schon an sich überaus interessant, und noch mehr durch ihre vortrefflichen Berichtigungen und Zusätze zu den beyden, von der Münchner Akademie der Wissenschaften gekrönten Preisfragen des Veteranen Zierngibel und Mannerts über Ludwig von Bayern), ist bereits unter der Presse. Die Historie Albrechts des Weisen, jenes seiner Zeit so weit vorausgeeilten Erzherzogs Rudolph, Albrechts mit dem Zopfe, Albrechts des Wunderbaren und K. Albrechts II., (der die Kronen Ungerns und Böhmens, von Luxemburg an Habsburg brachte), beschäftiget den Chorherrn Kurz im gegenwärtigen Augenblick. Mit Albrechts Tode schließt sich seine, bereits 1812 bey Anton Doll erschienene, mit einem reichen Schatze ungedruckter Urkunden prangende Historie Friedrichs IV. an, so daß wir dem Verfasser eine vollkommene Geschichte Oesterreichs danken, seit Habsburgs milde Scepter es beherrscht, seit nicht nur ein Land, sondern auch ein Haus Oesterreich

blüht, bis nach den endlosen Drangsalen Friedrichs IV., Max I. aus der von den Wienern belagerten Burg, aus der Haft der rebellischen Flammänder, aus zahllosen Lebensgefahren zu Land und zur See, und vom Hungertode auf der Martinswand errettet, seinen Enkeln Carl und Ferdinand, zu dem burgundischen Erbe, auch noch das spanische in beyden Welten, Ungern und Böhmen hinterläßt!

Als seiner schönen Arbeiten vorzüglichste Förderer, nennt Kurz den durchlauchtigsten Erzherzog Johann, den Minister der auswärtigen Angelegenheiten Fürsten Metternich, und den regierenden Fürsten Joseph von Schwarzenberg.

Ein neuerlicher Beweis, wie oft die wichtigsten Staatsurkunden sich in Privatarchive verloren, wie sorgfältig diese daher zu erhalten und zu durchforschen seyen, thut hier das Beyspiel des schwarzenbergischen Archives zu Wittingau kund, in welchem Kurz, neben mehreren ungemein wichtigen Stücken, auch den bisher stets vergeblich gesuchten Friedensschluß zwischen den Königen Ottokar und Bela (Ofen 3. April 1254) vorfand, dessen vage und unrichtige Erwähnung in den Chroniken jener Zeit, so viele Verwirrung in der mittleren Geographie der Steyermark, und der Lande ob und unter der Enns angerichtet hatte.

In dem ersten Kapitel über das österreichische Interregnum, können wir unmöglich dem Gutdünken des Verfassers beystimmen (S. 3.) »über selbe um so flüchtiger hinwegzueilen,« als darüber bereits durch Lambacher und Rauch treffliche Vorarbeiten vorhanden seyen! Gerade diese verhängnißvolle, an den größten Verwicklungen und Ereignissen so reiche Epoche, den wahrhaft königlichen Ottokar, seine innere und auswärtige Politik, und warum seine Herrlichkeit mit seinem Tode in Schutt und Graus versunken? gerade dieses hätten wir recht ausführlich und mit allem kritischen Scharfsinne behandelt gesehen, der dem Verfasser in so vorzüglichem Grade eigen ist. Auch die strenge Vollständigkeit des Werkes hätte ein solches erfordert; so wie wir den Wunsch nicht unterdrücken können, der Chorherr Kurz möchte auch die ungrischen, steyerischen und kärnthnerischen Quellen noch genauer beachtet haben! Vortrefflich benützt sind die Briefcodices Rudolphs und Ottokars, herausgegeben durch den Präsidenten Bodmann in Mainz, und Professor Dolliner in Wien, und wie oft zeigt sich im Verlaufe dieser Geschichte: der Gewinn sey gar nicht zu berechnen, welchen die Urkunden in Kurzens Beyträgen zur Geschichte des Landes ob der Enns zur Wiederlegung so vieler Irrthümer und zur Ergänzung so mancher Lücken gebracht haben, z. B. wie der bayerische Herzog Otto wirklich Reichsverweser in Oesterreich gewesen, wie die Unterstützung

Rudolphs durch den hinterlistigen und wankelmüthigen Heinrich von Niederbayern, bloße Fabel sey rc

In dem harten Streit zwischen Rudolph und Ottokar, finden wir dieselbe streng urkundliche, parteylose und freymüthige Wahrheitsliebe, die den Verfasser auch über Bullen und Legenden, und über hierarchischen Zwist, schlechterdings aus keinerley Nebenabsichten und Zwecklein, sondern einzig nach den Grundregeln der historischen Kritik urtheilen ließ! — Auch unter Ottokar, bilden die Geschicke der Kuenringer eine eigene, an den ergreifendsten Situationen reiche Tragödie, wie zur Zeit des Uebergangs der Herrschaft von Leopold dem Glorreichen an den jungen Leuen, Friedrich den Streitbaren Möchten wir doch bald eine, der shakespearischen ähnliche Gallerie besitzen, und die Kuenringer beym Zwiespalte Rudolphs und Ottokars, und jene unglücklichste aller Frauen, Königin Margarethe, darunter den Reihen führen: sie, die vergeblich Vater und Bruder zu versöhnen, das schwäbische Kaiserhaus und ihr eigenes, unauflöslich zu verbinden getrachtet, den ersten Gemahl, Heinrich von Hohenstauffen, in einem unbekannten Kerker in Apulien verschmachten, ihre holden Knaben eines zweydeutigen Todes sterben sah, die auch als Nonne zu Trier keine Ruhe fand, Ottokarn vermählt, um die schöne und fruchtbare Kuenringerin verlassen, endlich verstoßen, zu Krems lebensmüde starb, jener Kunegunde aufgeopfert, deren beleidigter Stolz den Heldenkönig in den Tod trieb!

S. 63. Die Stätte der Entscheidungsschlacht zwischen Rudolph und Ottokar hätte nach den Untersuchungen Hormayrs in seinem Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst 1814. Nr. 1 noch genauer bestimmt werden können. Ein klassischer Boden ist die Pfarrkirche zu Marcheck. Hier war Rudolph in der äußersten Gefahr, durch den von Ottokar wider ihn gesendeten, ihn im Gewühle der Mannsschlacht überall aufsuchenden Riesen Herbot von Füllenstein. S. 68. des Retters, Ulrich von Capellen und Alberos von Buchheim Belohnung. — S. 65. Brünns Erhebung zur Reichsstadt und Znaims Begünstigung, verdienten nähere Zergliederung, wegen der publicistischen Ansicht der böhmischen Kur- und Kronlande. — S. 79. Die Blutsverwandtschaft zwischen Heinrich von Rosenberg und Albrecht I. zog bereits in Hormayr's geschichtlichem Taschenbuche auf 1813 die Blicke der Kenner auf sich. — Treffliche Aufklarungen über die Grafschaft Retz bey Znaim, mehrmals unrichtig vermischt mit Gratzen und mit dem mährischen Raitz, wichtig für die mittlere Geographie der einst an Denkmalen so reichen Gegenden ob und unter dem Manhards-

berge, und zur Geschichte der brandenburgischen Lehen in Oesterreich. — Eine schätzbare Ergänzung hiezu, sind die Urkunden Ottokars und Margarethens, aus dem Feldlager an der March, nach dem großen Sieg über Bela und jene der babenbergischen Prätendentin Gertrud, die damals zu Grätz und Voitsberg ihr Wesen trieb. Nr. 2, 3, 4, 13, 43, 44, 45. — Wir finden hier auch die schwarzenbergische Veste Klingenberg (Zwikow), als unlängst die räthselhaften Charactere auf ihrem Hauptthurm die Blicke der Forscher auf sich zogen, gar für Marbods alten Königsitz ausgegeben! — S. 62. Witigo von Steyer, im Speisesaale von S. Florian durch Otolf von Volkensdorf gemeuchelmordet, von den Rosenbergen abgeleitet. S. 84—87. gründliche chronologische Bemerkungen über die Belehnung Rudolphs an seine Sohne Albrecht und Rudolph, mit Oesterreich, Steyer und der windischen Mark und über die, schon von diesem Vorbilde aller Dynastienstifter herrührende Einführung der Primogenitur, deren wiederholte Verletzung, unter den Söhnen Albrechts des Weisen, und Leopolds des Frommen, Habsburgs Wachsthum und innere Stärke nicht wenig aufgehalten hat.

II. S. 88. Trockene aber gründliche Aufzählung der innern und äußern Unruhen, welche Albrechts Regierung trübten. Abt Heinrich von Admont, ein früherer Richelieu, nur noch härter, noch finsterer, selbst in seinem grauenvollen Tode. — König Ladislav der Cumaner, der ungrische Caligula. — Die Urkunden über Rudolphs Belehnung mit Ungern an seinen Sohn Albrecht, nach Ladislavs gewaltsamem Ende, fanden sich bereits in des Freyherrn von Hormayr Abhandlungen aus dem österreichischen Staatsrechte. — S. 119. Berichtigung der bisherigen Darstellungen des Aufruhrs der Wiener, in denen seit der ersten Erklärung zur Reichsstadt unter Friedrich dem Streitbaren, ein Geist wehte, den selbst Sismondi als frey und ungebunden genug gelten lassen müßte! — S. 145. Ritterliche und unvergleichliche Finanzoperation, schlechte Münze im vollem Nennwerthe auszugeben, und sie nach einem Jahre wieder einzurufen, darüber ein gefährlicher Aufruhr in der Steyermark. — S. 164. Ursprung der Salinen im Lande ob der Enns, bereits in Hormayr's Archiv vortrefflich erläutert, durch eben den Chorherrn Kurz, und durch den Direktor Vierthaler. — In Kurzens Geschichte Oesterreichs unter Friedrich dem Schönen, im Urkundenbuche, findet sich die erschöpfendste Erläuterung dieses wichtigen Gegenstandes. — Erbaulicher Zustand der Arzneykunde, die für Albrechts Vergiftung kein anderes Mittel weiß, als ihn bey den Füßen aufzuhängen, was auch

K. Sigmunden und dem Böhmenkönige Wenzel in gleichem Falle wiederfuhr. — Kampf mit Adolph von Nassau um die deutsche Krone; Albrecht nimmt seinem Gegner Krone, Sieg und Leben mit eigener Hand.

III. S. 220 Enges Bündniß mit Philipp dem Schönen, merkwürdige Unterhandlung mit dessen Todfeinde Bonifaz VIII. in Adolphs Fehler und Gewaltthaten verfallend, endigte auch Albrecht gewaltsam. — Krieg mit den rheinischen Churfürsten. — Ehrgeitzige Unternehmungen auf Holland gegen Böhmen, dessen Thron, Albrechts Erstgeborner, Rudolph, bestieg; Friedrich der Schöne hingegen, die Regierung Oesterreichs antrat. — Zwiespältige Konigswahl in Ungern zwischen dem böhmischen Prinzen Wenzel und Karl Robert von Neapel-Anjou, Sohn Karl Martells, in Böhmen zwischen Rudolph von Oesterreich und Albrechts Schwager Heinrich, Sohn Meinhards Herzogs und Pfalzgrafen zu Kärnthen, Grafen zu Gorz und Tyrol, eines der vorzüglichsten Werkzeuge der Erhebung Rudolphs. Daß K. Albrecht auch dem Sohne seines Bruders Rudolph, Johann, das väterliche Erbe vorenthielt, brachte ihm gewaltsamen Tod, den kein anderer Habsburger genommen. Furchtbare Blutrache seiner, sonst so milden Gemahlin Elisabeth und seiner Tochter, Agnes, vermählt dem letzten Arpaden, Andreas dem Venetianer, eine zeitlang vergessenen, natürlichen Nachfolger Ladislaus des Cumaners.

Der II. Theil. IV. Hauptstück. Uebersicht des gesellschaftlichen Zustandes in Oesterreich. Ein Absatz, welcher ohne die strenge und nüchterne Exposition und trockene, rein kritische Tendenz des ganzen Werkes, Johannes Müllers unübertroffenem Kapitel: »von der alten Schweitzer Denkungsart und Kenntnissen,« würdig zur Seite stehen dürfte! — Nur bedauern wir, die überaus prosaische und einseitige Ansicht des Mittelalters. Zwar sind wir keineswegs gewillt, hiermit Chorus zu schreyen, mit den überspannten Lobpreisungen desselben; doch können wir unmöglich Amen sagen, zur Verkleinerung eines Zeitalters, dessen Grundpfeiler Glauben, Liebe und Ehre gewesen sind, und in welchem die Idee eine so unwiderstehlich obsiegende Macht ausübte über Vortheil und Verlangen, über losgebundene Begierde und physische Uebermacht.

Zur Geschichte des dritten Standes trifft man hier höchst interessante Beyträge. Das in Hormayr's historischem Taschenbuch zuerst herausgegebene, hier nach seiner ganzen Wichtigkeit geschätzte Stadtrecht von Enns, verdiente eine noch weiters durchgeführte Parallele mit dem Sachsen- und Schwaben-Spiegel, mit Leopolds des Glorreichen Landrecht, mit

König Rudolphs Ordnung für Wien von 1278, mit Herzog Ottos von Meran, Kroatien und Dalmatien, Pfalzgrafen in Burgund, Freyheitsbrief für das neuerbaute Innsbruck (Hormayr's Beyträge zur Geschichte Tyrols), so wie die hier angeführten Zoll- und Handelssatzungen, Stapel- und Meilenrechte, mit des letzten Ottokars von Steyer dießfälligem Statute für Enns von 1191, mit König Ottokars und Rudolphs Freybriefen für Judenburg von 1268 und 1278, mit den analogen Urkunden in Adrian Rauchs script. rerum. austriac. — Das Rationarium *Austriae* et *Styriae*, bey eben diesem getreuen und rastlosen, aber weder scharfsinnigen, noch practischen Quellensammler, gibt unter unermeßlichem Wuste, doch auch einige Goldkörner! — Strandrecht in Oesterreich, dießfällige Verordnung Friedrichs II. — Pfahlbürger, — bey den meisten österreichischen Städten, eine Alt- und Neustadt! — Würdigung der von Hormayr herausgegebenen, merkwürdigen Privilegien des Helden Friedrichs des Streitbaren, für Wienerisch-Neustadt, zum Lohn ihrer heldenherrlichen Treue, als Er im Bannfluch und der Reichsacht, von allen Nachbarn mit Krieg überzogen (quum imperium et fere totus mundus, nos valida manu invaserit) in ihren Mauern widerstand. — Die Juden in Oesterreich. Des neuen Herzogs von Oesterreich Vorrecht, sie in seinem Lande halten zu dürfen, 1156 durch den Freyheitsbrief des großen Barbarossa. Friedrichs II. äußerst merkwürdige Judenordnung für Wien von 1237. aus Hormayr's Taschenbuch und jene Friedrichs des Streitbaren aus Rauch. — Betrug zu Klosterneuburg, um des Volkes Wuth gegen die Juden zu stacheln. Aufstand gegen sie, zu St. Pölten und König Albrechts Rache. Ihr Wucher war erdrückend, sie bekleideten Aemter, waren sogar Kammergrafen und Pächter aller öffentlichen Einkünfte, Meister und Herren in Ungern unter K. Andreas, so daß bereits Christen apostasirten; — Schlüsse der Wienerprovinzialsynode gegen sie. — Zur Beförderung der innern Communication, regelmäßige, herzogliche Couriere, eine Art reitender und fahrender Post durch Friedrich den Streitbaren. — So oft kommt die traurige Wahrnehmung vor, daß die ältesten und lehrreichsten Urkunden der Städte und Märkte durch den Grimm des Zufalls oder der Feinde verloren gegangen sind, so von Linz, von Freystadt, von Mauthhausen, Hitting, ja von Bruck an der Leitha, und von dem einst so berühmten Haimburg. — Widersinnige Stapelrechte.

Minder reichhaltig ist die Ausbeute für die Münzkunde, obschon einst des grundgelehrten Verfassers Lieblingswissenschaft. Es dünken uns einige der vorzüglicheren Erscheinungen aus dem

k. k. Münz- und Antikenkabinet übergangen, z. B. Bildnisse der Markgrafen und Herzoge unter Leopold dem Heiligen, uud Heinrich Jasomirgott auf Münzen. — Der einfache Adler weit deutlicher, als auf den Insiegeln. Frühe schon, auf der Rückseite der steyrische Panther, bereits vor der Uebergabe zu Enns (17. August 1186) an Leopold den Tugendhaften, wahrscheinlich wegen der, schon zwischen Heinrich und Ottokar V. geschlossenen Erbverbrüderung und Anwartschaft beyder, ohnehin einem Stamm entsprossener Häuser, wegen des in Vorauer Urkunden erscheinenden Entschlusses Ottokars VI. »venumdandi terram Styriae und der Erbseinsetzung dilecti consanguinei *Leopoldi*, si in procinctu hierosolymitani itineris sine sobole decederemus«. — Auf Friedrichs des Streitbaren Denarien, der oft bestrittene Querbalke, zwischen Geweihen oder Flügeln. — Herzoge auf dem Thron, den Marschall zur Seite, das Banner in der Hand. — Der seltsamste Wechsel der Münzbilder zur Zeit des Interregnums. Bilder der Münzstätten, wie der Drache, der Hase ꝛc. — bis König Ottokar dem babenbergischen Adler, den böhmischen Leuen, auch wohl den steyrischen Panther zugesellt. — Einer Erwähnung hätte auch verdient, wie viele babenbergische Münzen, Obermayer als bayerische beschrieb! — Münzstätten zu Wien, Neustadt und Enns. — Oeffentliche Abgaben — Leibeigenschaft, Folgen der verwüstenden Einbrüche der Ungern und der Kreuzzüge auf das Emporblühen der Städte und des dritten Standes. — Schmähliches Ende der Kreuzfahrten in dem Raubzuge kühner Bettler aus Schwaben, 1308.

Der ältesten Babenberger einfacher Adler, Erzherzog Rudolphs IV. fünf Vögel, bald Adler, bald Lerchen. — Beyde überlebt Friedrichs des Streitbaren rother Schild, mit dem weißen Querbalken.

Hoffeste. Die Zusammenkunft Bela's und Ottokars, die Ungern, in Scharlach und Hermelin, mit Perlen und Edelsteinen in Haaren und Bart, — verschwenderische Pracht bey König Wenzels Krönungsfeyer in Prag. — Kindheit der Künste und Manufakturen. — Unter den ausgeführten Erzeugnissen Oesterreichs erscheinen nur: Eisen, Leinwand und Glas.

Enenkels und Hornecks höchst merkwürdige deutsche Reimchroniken. — Bis auf Rudolph von Habsburg, die lateinische Sprache ausschließende Geschäftssprache. — Das Lied der Nibelungen, in seiner neuesten Bearbeitung ganz zuverläßig Oesterreich angehörig, den letzten Jahren Leopolds des Tugendhaften oder den ersten Leopolds des Glorreichen, Heinrichen von Ofterdingen oder dem Meister Klingsohr? — In den deutschen Dialekten annoch eine so große Ver-

schiedenheit, daß Bayer und Sachse sich nur mit äußerster Mühe verstanden. — Ueberraschende Menge von Minne- und Meistersängern in Steyer: Ulrich von Lichtenstein, Hartneid von Wildon, Ottokar Horneck, Schärfenberg, Hardeck, Stadel, Sauneck.

Kirchliche Angelegenheiten. — Streit zwischen Kaiser und Papst — dieser der allgemeine Vater und Vermittler zwischen den Königen, so auch zwischen Bela und Ottokar, allgemeiner Vormund unserer barbarischen Väter. — Merkwürdige Beschlüsse der Wienersynode von 1267, auch in polizeylicher und administrativer Hinsicht. — Synode zu St. Pölten 1284. — Zarte Jungfrauen wallfahrten bis nach Jerusalem an das heilige Grab und nach Compostella. — Merkwürdige Einweihung von St. Florian 1291. — Klosterleben, Verschärfung dieser Einsamkeit durch die Eingeschlossenen. Die berühmte eingeschlossene Willbirg zu St. Florian. — Die Geißler in Oesterreich 1261, zu vergleichen mit den spätern, von welchen die beste Kunde in Königshofens Elsaßischer Chronik. — Hohe Verehrung der Reliquien. Bloß durch sie entstehen viele Klöster, Kirchen und Städte in Oesterreich (z. B. St. Pölten rc.).

Das bisher Gesagte rechtfertiget es zur Genüge, wenn wir dem Chorherrn Kurz seine Stelle über Fröhlich, Hanthaler und Steyerer in dem dankbaren Gedächtnisse der Zeitgenossen und der Enkel anweisen, und dem Moment mit Zuversicht entgegen sehen, wo dieser, eben so scharfsinnige als parteylose, eben so kenntnißreiche als unermüdete historische Kritiker und Erretter so vieler Quellen und Denkmale, die verdienstvollen Arbeiten der Gebrüder Petz übertroffen haben wird.

In der Vorrede des oben recensirten Werkes rühmet der Chorherr Kurz den trefflichen Geist für schönes und gemeinnütziges Wissen, in der böhmischen Zisterzienser-Abtey Hohenfurth (Altovadum, Wyssjbrod) Budweiser Kreises, unter dem jetzigen Prälaten Johann Isidor Deutschmann. Der Geschichte insonderheit, haben sich die beyden Conventualen, Xaver Maximilian Millauer, Verfasser der beyden oben genannten Werkchen, und der Stadtpfarrer zu Rosenberg, Stephan Hieronymus Lichtblau, geweiht. Caroline Pichler, geborne von Greiner, verewigte den romantischen Anlaß der Stiftung von Hohenfurth durch eine gemüthvolle Legende. Mitten im finstern Walde stand eine Kapelle der heiligen Anna. Werner von Rosenberg durch eine wohlbekannte hohe Furth, durch die plötzlich angeschwollene Moldau setzend, gerieth in die äußerste Lebensgefahr, und gelobte ein Kloster an der Stätte zu erbauen, wenn ihm Rettung würde! —

Die 27 ältesten Urkunden, die der Verfasser aus dem Stiftsarchive liefert, sind voll der schätzbarsten Aufschlüsse für die Geschichte und Stemmatographie Böhmens in seiner glänzenden Periode vom Könige Wratislav bis auf Ottokar, bis auf das Erlöschen der eingebornen slavisch-przemyslischen Dynastie, am reichhaltigsten zur Geschichte des bereits von Balbin und Paprotzky mühevoll bearbeiteten, überaus reichen und mächtigen Geschlechtes der Ursine von Rosenberg.

Ob der Enns, aus Wilhering, kamen die Brüder des Ordens von Citeaux nach Hohenfurth. — Das Testament Woks von Rosenberg, Landeshauptmanns der Steyermark 1262, wirft ein erwünschtes Licht auf Ottokars Politik, seine auswärtigen Erwerbungen, meist durch Böhmen zu regieren, in Böhmen selbst aber, die Deutschen, durch Aemter und Würden, wie durch Ansiedlungen und als stehende Truppe, immer zahlreicher und mächtiger zu machen — und auf das staatsrechtliche Verhältniß, der schon durch den Frieden von 1254 zerstückelten Steyermark zwischen den Königen Ottokar und Bela.

Herr Professor Millauer läßt sich schlechterdings keine allzuleichte, unbedingte Annahme eines, wenn auch noch so oft wiederholten Factums zu Schulden kommen. Eher würden seine strengen Forschungen sich der Hyperkritik nähern. Wenn bloß negative Gründe oder Stillschweigen gegen eine Thatsache entscheiden sollten, wohin würden wir in jener dunkeln Zeit gerathen?

Wie schnell, mit welchem Riesenschritt würde des Kaiserstaates Geschichte vorwärts schreiten, wenn jede Stadt, die ihr angehörigen Denkmäler, Urkunden und Sagen also aufbewahrt und gesammelt hätte, wie in der kleinen, ursprünglich der königlich böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften geweihten, aber auch besonders gedruckten Abhandlung von der Entstehung von Budweis?! Das in Stein gehauene Kind mit dem böhmischen Löwen und Reichsapfel, ein Gelübde Ottokars, um einen Sohn und Nachfolger vom Himmel zu erflehen, und die Stiftung eines Dominikanerklosters, zur Sühne, daß die Königin Margareth den Schleyer dieses Ordens wieder abgelegt habe, in den sie nach dem Tode ihres ersten Gemahls, Heinrich von Hohenstauffen getreten war! So meinen wir wenigstens die verschiedenen Sagen ohne Widerspruch vereinigen zu können. — Ottokar wollte sich ferners, durch die Erbauung von Budweis, mitten in dem beynahe geschlossenen Gebiet der mächtigen Rosenberge, einen unabhängigen, haltbaren Platz erwerben, und eine Gränzfeste gegen Bayern. — Der berühmte, in der Abtey Goldenkron beerdigte Ritter Hirz, Burggraf von Klingenberg, leitete den Bau. (M. S. Millauers Aufsatz über Klingenberg, Zwickow, und seinen räthselhaf-

ten Thurm, in Nro. 156 Dezemberheft 1817 des Archivs für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst). — Die Altstadt dankt ihre Entstehung den Rosenbergen und zwar (wie sich die Sagen doch so gerne wiederholen!) einem auf dem Frauenberge (Hluboka) hausenden Rosenberg bey der Geburt eines Sohnes Budiwoj. Ottokar bauete dann die Neustadt hinzu, und machte den Platz fest. Civitas nostra *Budiwoyz*, sagt 1292 König Wenzel. — Ihr Insiegel mit dem böhmischen Löwen. — Budweis und Krumau in Böhmen, Budweis oder Budwitz und Krumau in Mähren. — Merkwürdige Urkunde König Wenzels von 1296, worin er die Stadtrichterwürde seinem Münzmeister Klariz erblich verlieh. Nun folgen noch mehrere Ablaßurkunden; merkwürdig durch die darin vorkommenden Zeugen.

Die Fortsetzung dieser gründlichen Untersuchungen ist im gleichem Maße zu wünschen, als wir dem kritischen Fleiße des Herrn Professors Millauer den lebhaftesten Dank wissen müssen.

Ths.

Art. IV. Journal of the proceedings of the last Embassy to *China*; comprising a correct narrative of the public transactions of the embassy, of the voyage to and from *China*, and of the journey from the mouth of the Peiho to the return to *Canton*; interspersed with observations upon the face of the country, the policy, moral Character and manners of the chinese nation. The whole illustrated by maps and drawings. By Henry *Ellis* third Commissioner of the embassy. *London* printed for John *Murray*, Albemarle street 1817. 626 S. 4.

Außer dieser Beschreibung der letzten englischen Botschaft nach China durch Ellis, sind deren noch zwey von Abel und Macleod angekündigt, die uns noch nicht zu Gesicht gekommen, und von denen auch nur für den Fall eine besondere Anzeige hier geliefert werden soll, wenn ihr Werth den des vorliegenden Werks an Erd-, Volk- oder Naturbeschreibendem Gehalte überträfe: In Hinsicht des Politischen und Diplomatischen, in so weit nämlich blos von der Geschichte der Botschaft selbst, von dem geforderten und verweigerten Ceremoniel die Rede ist, dürfte schwerlich ein umständlicherer genauerer Bericht als der des Hrn. Ellis zu erwarten, oder auch von Reisebeschreibungslesern zu wünschen seyn. Der von Anfang bis zum Ende immer wiederkehrende lustraubende und geduldermüdende Verdruß des immer begehrten und immer abgeschlagenen Kotu, d. i. des tatarischen Ceremoniels der neunmaligen Niederwerfung vor dem sinesischen Kaiser

oder seinem Bilde geht von der Person des beschreibenden dritten Botschaftsmitgliedes, auf die des Lesers über, der aus Langeweile selbst zum Chinesen zu werden fürchtet, ohne von diesem, so viel als er wünschen könnte, Neues oder Richtiges zu erfahren. Die Ausbeute davon ist gering und ohne Zusammenordnung unter allgemeine Gesichtspuncte nur nebenbey als Anhängsel der schon allbekannten Botschaftsgeschichte, in der Zeitfolge eines nach dem Datum fortlaufenden Tagebuches mit untergebracht. Die unbequeme Aufsicht, womit die schelsüchtige, verdachtvolle sinesische Politik die englische Botschaft auf jedem Schrite und Tritte verfolgte, machte ihren Mitgliedern den Umgang und die Mittheilung mit den Eingebornen äußerst schwer, und ohne aufgedrungene Zeugen beynahe unmöglich. Sie sahen nur die ihnen von Amtswegen zugesellten oder beygegebenen Mandarinen von verschiedenen Knöpfen (wovon die meisten wahre Knöpfe von Mandarinen); sie durften keine anderen als die vorgeschriebenen diplomatischen Besuche oder Gegenbesuche abstatten; sie wurden nicht einmal in Privat- oder Gasthäuser, sondern meistens in Tempel einquartirt. Daher erfährt man von diesen aus des Verf. Buche weit mehr, als von andern Privat- oder öffentlichen Gebäuden, und der Mythologe würde sich vielleicht durch die Gesellschaft der Götter Sina's für die seiner Bewohner schadlos halten können, wenn der Verfasser selbst mit den Gottheiten besser bekannt wäre Da die meisten derselben kurz und dickleibig sind, so schließt der Verfasser, daß solche Figuren wohl das wahre Ideal sinesischer Schönheit und Majestät seyen, man being usually disposed to attribute his notions of perfection to the form uuder which the Deity is pourtrayed. Die wir persönlich durch ihn kennen lernen, sind: der Gott des Feuers, dessen feurige Göttlichkeit (his igneous godship) eine kurze dickleibige Figur auf einem Throne sitzend, in der einen Hand ein gezogenes Schwert, in der andern einen Schlangenring haltend, und von zwey Zwergen, die ebenfalls Ringe halten, begleitet ist. Der Gott Fo (der Buda der Inder) und die Allmutter (the universal mother) mit dem Kinde auf dem Arme, vermuthlich mit der weißen und grünen Mutter Gottes der Mongolen (s. Claproth's Reisebeschreibung I. 213 u. 215) verwandt; der Drachenkönig, von Drachen aller Gestalten umgeben; der Gott der Winde und der Fluten (der Harut und Marut der Inder und Perser) und der König der Hölle mit seinen zehn Rachefürsten, welche an die Folterengel der Etrusker und an die Peinengel der Hölle der Moslimen erinnern. Die verschiedenen Peinen der Hölle sind daneben sehr umständlich angemalt, wie noch heute auf den griechischen

Kirchen in der Levante. Eine Vorstellung, die in den östlichsten Ländern Asiens und Europa's schon vor Jahrhunderten den Pinsel der Maler beschäftigte, indem Kaiser Theophilus, wenn wir nicht irren, besonders einen Mönch, der zugleich als Maler berühmt war, nach Constantinopel rief, um an der von ihm erbauten Kirche die Höllenstrafen (im Style Kochem's) auszumalen. Die Tempel (Miao), wohl zu unterscheiden von den hohen, bald pyramidalisch, bald gerad aufsteigenden Thürmen, welche die Europäer Pagoden nannten, sind nicht nur den Gottheiten der Ober- und Unterwelt, sondern auch dem Andenken großer Männer und Helden geweiht. Der große Gesetzgeber Kung fu tze ist als Confucius in Europa allgemein bekannt; nicht so sein College Quang fu tze, der Patron des Kriegswesens, wie jener der bürgerlichen Gesetzgebung. Beyden sind Hallen und Tempel, wie dem Schutzherrn der Gelehrsamkeit Wang-tschang Schulen geweiht. Philosophen und Heilige stehen neben einander in der großen Halle des Tempels am Thore Nankin's, die ersten wie römische Weise, die zweyten wie indische Dschogis oder Fakire gebildet, der eine z. B. mit Augenbraunen so tief ins Gesicht fallend, daß er dieselben mit der Hand unterstützen muß. Auch Priester kanonisiren ihres Gleichen, und setzen ihre Statuen denen ihrer Gottheiten an die Seite. So sah der Verfasser im Tempel zu Ing-tschu-su neben den Statuen des dreyfach Geoffenbarten die eines alten ausgezehrten Mannes, der einen im Rufe der Heiligkeit gestorbenen Priester vorstellte. Auch die Mutter des Kaisers hat einen Tempel, Ning-niang-miao, in dessen Hof aber auch eine kolossale Statue des Drachenkönigs steht. In dem Tempel von Sang-juen stehen auch Kolosse von Mandarinen, denselben, wie der Verfasser glaubt, als Beförderern der Wissenschaften und Künste errichtet, weil einer derselben einen Hammer in der Hand führt. Wir möchten vermuthen, daß dieses vielleicht der japanische Gott des Reichthums sey, Kevira (Καβειρος), der (wie die Kabiren) einen Hammer führt; denn zu Naug-tschang wird eines dem Gott des Reichthums von den Salzhändlern errichteten Tempels erwähnt. Ein durch seine Lage und die malerische Ansicht des Felsens, auf dem er sich erhebt, sehr merkwürdiger Tempel ist der auf dem kleinen Riesenhügel Siau-Ku-schan im Fluße Kiang. Dieser im Fluße ganz vereinzelt stehende Fels steigt senkrecht zu der Höhe von 250 Fuß auf, und ist beständig von einer Menge Fischervögel (Cormoun) umschwärmt. In der Mitte desselben stehen mehrere Tempel terrassenartig über einander, und den Gipfel krönt einer von zwey Stockwerken. Die Zwischenräume der einzelnen Tempel

und der Gipfel selbst sind mit Bambuspflanzungen bewachsen, deren zarte Stämme mit dem durchscheinenden röthlichen Felsen einen außerordentlich schönen Anblick gewähren. Dieser im Fluße vereinzelte und so malerisch gelegene Felsen (wovon die gefärbte Zeichnung im Werke gegeben ist) erinnert durch seine Lage und heilige Bestimmung an den in der Mur so schön vereinzelten Calvarienberg zu Grätz, oder es kann einst vielleicht den in Rußland handelnden Chinesen an das herrliche Denkmal christlicher Andacht erinnern, welches sich auf den Sperlingsbergen bey Moskau in über einander aufsteigenden Tempeln Christus dem Erlöser erheben wird. Ungeachtet so vieler und großer Denkmale religiösen Sinns, den Werken voriger Dynastien, ist es doch, wie Hr. Ellis an mehr als einem Orte (S. 200, 210, 420, 430) bemerkt, mit der Religion selbst bey den heutigen Sinesen sehr schlecht beschaffen, bey denen der Götzendienst unter die bürgerlichen Anordnungen gehört, aber keineswegs auf ihre sittliche Bildung einwirkt; die meisten Tempel sind heute im Verfalle, die Priester allein opfern, während das Volk gleichgültig dabey zusieht, ohne die geringsten Merkmale von Andacht oder Geisteserhebung; die Tempel selbst werden so vielfältig (bald als Gasthäuser, bald als Gerichtshallen, bald als Festsäle) verwendet, daß es zu begreifen schwer wäre, wie irgend eine heilige Scheu vor den Wohnungen oder Bildern seiner Götter dem Volke inwohnen könnte. Ungeachtet des häufigsten und vielartigsten Aberglaubens, der sich besonders in Wahrsagungen und Opfergaben, an besonderen Wallfahrtsörtern dargebracht, äußert, herrscht doch eine so allgemeine Gleichgültigkeit für die Religion selbst, daß der Verfasser diese Gleichgültigkeit als das größte Hinderniß ansieht, welches der Verbreitung des Christenthums in China entgegensteht, weil er es nämlich für unmöglich hält, im Volke den religiösen Sinn selbst zu erwecken, welcher der dauerhaften Gründung positiver Religion vorausgehen muß. Man würde irren, die Edicte der letzten Christenverfolgung irgend einem fanatischen Eifer der Sinesen für die Religion ihrer Väter zuzuschreiben, indem dieselben blos aus politischen Ursachen, nämlich wegen eines nicht ungegründeten Einverständnisses der Christen mit den Aufrührern erlassen wurden. Die Kleidung der Priester ist, nach dem Verfasser, fast ganz die der katholischen; es ist Schade, daß er keine Abbildungen davon angefügt, aus denen vielleicht die nächste und älteste Aehnlichkeit dieser Priesterkleidungen, Stäbe und Mützen, mit denen auf Tempeln und Mumiengemälden noch erhaltenen der alten Aegyptier anschaulich hervorgegangen wäre, wie denn auch zu der Allmutter, Pusa, mit dem Kinde auf dem Arme (S. 326) die Allmutter (*Μουϑ*)

Isis, mit dem Horus auf dem Arme, die älteste bekannte Aehnlichkeit liefert. Die Priester selbst scheinen keiner größeren Achtung als die Derwische und Fakire in Indien, Persien und der Türkey zu genießen, und von Gesetzgelehrten, wie die Ulemas in der Türkey, die Molas in Persien, die Pandits in Indien, ist wenigstens in diesem Werke keine Rede. Diese sind blos unter den Mandarinen zu suchen, welche nach der Verschiedenheit ihres Ranges durch ihre Knöpfe (von verschiedenen Farben und Metallen, Glas oder Elfenbein) unterschieden werden, und deren Höhere den Titel Ta-jin führen, der unserer Excellenz, so wie der einigen gegebene Titel Schi-lang unserer Präsidentenwürde entspricht. Ihr Ceremonienkleid besteht aus blauem Flor (Gause) mit blumengewirktem Atlas unter demselben, und eine Art von gesticktem Crachat vorne oder hinten, je nach ihrer Würde. Der Pfauenschweif, als Federbusch wird blos hinten getragen; zwey solche Pfauenschweife haben, nach dem Verfasser, dieselbe Auszeichnung in China, wie der Orden des Hosenbandes in England. Die vier Mandarinen, die dem Bothschafter beygegeben wurden, hießen Kwang und Tschang und Hu und Mu, davon einer von ihnen ein Kung-iai, d. i. ein Herzog war. Diese Würde ist die fünfte des erblichen sinesischen Adels, der blos auf die kaiserliche Familie und die Familie des Confucius beschränkt ist, deren Stammhalter den Titel Kung-iai führt. Die drey ersten Titel, Tsienvan, Kienvan Peili gebühren blos den nächsten Anverwandten des Kaisers, und sind die bey dem Missionär Reguli genannten Prinzen vom Geblüte. Die zwey folgenden Titel Pit-se und Yung-iai werden (sammt der damit verbundenen Pension und Hofbedienung) verliehen, so daß der damit Begnadigte hiedurch gleichsam in die kaiserliche Familie aufgenommen wird. (Etwas Aehnliches war die von Alexis Comnenus am byzantinischen Hofe, vielleicht nach sinesischem Muster eingeführte Abstufung der kaiserlichen Familienwürden des πρωτοσεβαστος, βασιλεοπατωρ, Παν ὑπερσεβασος u. s. w.); und noch heute heißt der König von Frankreich seine Marschalle Vettern. Die zwente Klasse des Adels, nämlich der persönliche oder Amtsadel, sind die Mandarinen, welche wieder in die wirklichen und titelführenden eingetheilt sind. Zu der letzten Reihe gehoren auch die Hong-Kaufleute, d. i. die zum europäischen Handel zu Canton privilegirten Handelsleute, welche diesen Titel theils aus Eitelkeit, theils weil er die Ausnahme von körperlichen Züchtigungen gewährt, oft sehr theuer kaufen. Die Sicherheit vor Leibesstrafen ist aber doch nur für den Augenblick gültig, denn der Vicekönig hat die Gewalt, jeden Mandarin (gegen Verantwortlichkeit nach Hof) seiner

Würde zu entheben, und ihn dann nach Belieben züchtigen zu lassen; ungefähr wie auf der Straße zu Constantinopel, wenn ein Emir geprügelt werden soll, der grüne Bund, der ihn als Wahrzeichen der Verwandtschaft mit dem Propheten vor Prügeln schützen soll, zuerst vom Kopfe genommen, und er dann, trotz der grünen Farbe, gebläut wird. Mit Aufhören des Amtes, das die Eigenschaft eines wirklichen Mandarinen verleiht, hört auch diese Eigenschaft auf, aber aus Artigkeit gibt man ihnen lebenslang diesen Titel, der sich in manchen Fällen auch sogar auf ihre Familie erstreckt. Obwohl der sinesische Adel, sowohl der von der kaiserlichen Familie ausgezeichneten Männern, als Gliedern derselben, verliehene, als der Amtsadel der Mandarinen in der Regel auf die Nachkommen nicht übergeht, so wirkt derselbe doch manchesmal zurück, so daß die Ahnen, und nicht die Nachkommen des ausgezeichneten Individuums geadelt werden. Solchen zurückwirkenden Adelsstand haben wir aber auch in Europa, nicht nur in der Verleihung von stiftungsmäßigen Ehren bey Abgang der sechzehn Ahnen, sondern auch irgendwo in einem Portraite gesehen, wo dem Großvater, einem ehrlichen Krämer, der Orden, den der Enkel erhalten hatte, angemalt ward.

Von minderen sinesischen Aemtern kommt in dieser Reisebeschreibung, wie in andern, am häufigsten der Steuereinnehmer Hoppa oder Hoppy vor; eine alte Bekanntschaft für alle, welche das sinesische Schattenspiel des Karagös jemals in der Türkey gesehen; denn darin spielt der Tschelebi, d. i. der junge feine Herr Hoppa die stehende Rolle des türkischen Kleinmeisters und Weibereroberers. Hr. Ellis meldet nichts, weder von dieser nächtlichen Lieblingsunterhaltung der Sinesen, noch von der auch bey uns in Possen auf dem Theater vorkommenden Reiterey zu Fuß; nichts von der noch jüngst über Frankreich aus in alle europäischen Hauptstädte verbreiteten Spiele des sinesischen Teufels und Kopfzerbrechers; dafür erwähnt er des in Italien unter dem Namen alla Mora so sehr bekannten Fingerzahlspiels, welches auf sinesisch Tschui-mui heißt, und ihres lärmenden Theaters, Singsang genannt. Die erste aber aller Unterhaltungen, so wie zugleich das wichtigste der Geschäfte ist bey den Sinesen das Essen und Trinken. Ihre Mahle dauern unverhältnißmäßig lang, und das ganze Tischgespräch beschäftigt sich mit dem Gegenstande, wovon sie voll sind, oder voller zu werden gesonnen sind, so daß Kinnbacken und Lippen denselben Stoff idealisch und wirklich zugleich zergliedern. Die größte Artigkeit, die der Wirth seinen Gästen sagen kann, ist, daß sie Getränk zu halten im Stande sind, wie ein Faß, und das größte Compli-

ment, womit sie seine artige Gastfreundlichkeit zu erwiedern im Stande sind, besteht in den Zeichen eines überladenen Magens. Je häufiger und fühlbarer diese, desto größer das Vergnügen des Gastgebers. Der Ehrenplatz bey der Tafel, wie überall, ist in China die linke Hand. Gesundheiten werden nicht nur zugetrunken, sondern auch zugegessen. Bey großen Tafeln regelt ein Mandarin durch ein Commandowort die Zeit, wenn die Speisen und Weine aufgetragen, gegessen und getrunken werden sollen. Der Wein wird heiß kredenzt, und der Thee kalt. Die Speisen werden auf Tragen so neben zwey und zwey Personen nach ihrem Range hingestellt, wie bey türkischen Ceremonientafeln der Gesandten im Serai, wo auch nur zwey bis drey Personen an einer Tafel sitzen, und der Abhub von der Tafel der Staatsminister für die der untergeordneten Canzleybeamten aufgetragen wird. Der Verfasser fand die Crême (Custard) und die eingemachten Früchte schmackhaft, die Vögelnestersuppe aber zu schleimigt. Ein Aufguß von gestoßenen Aprikosenkernen vertritt die Stelle der Mandelmilch; der sogenannte Milchthee (Tschaia), der bey den Ceremonienbesuchen herumgereicht wird, ist schlichte Milch ohne Thee, indem die Chinesen den Namen Tschaia mehreren Getränken beylegen. Diese Milch wird als ein Andenken des ursprünglichen Hirtenlebens der regierenden tatarischen Dynastie herumgereicht; aus gleicher Ursache dieses Andenkens bedient sich der Kaiser, um das Fleisch zu schneiden, eines Messers, und nicht der sonst bey den Sinesen durchaus üblichen hölzernen oder beinernen Stäbe (Chopsticks). Durch diese Erinnerung an die goldene Hirtenzeit seiner Väter suchte sich der Sohn des Himmels, d. i. der Kaiser, schadlos zu halten für den beständigen Zwang des Ceremoniels und der Staatsetikette, unter der er wie in Sclave lebt. Er darf sich, wenn er öffentlich erscheint, weder zurücklehnen, weder ruhen, noch sich überziehen; kurz, dem wichtigen Hauptgeschäfte der öffentlichen Repräsentation nicht das Geringste vergeben. Es scheint, daß während der Despotismus der Etikette die größte Stütze des seinigen ist, er von derselben Kette, welche die Staatsmaschine zusammenhält, niedergebunden ist. Freiheit ist ihm nur im Innern seines Gemachs beschert. Das häusliche Leben des Sinesers überhaupt steht aber fast in keinem Verhaltnisse mit seinem öffentlichen, indem selbst das Volk mehr auf der Straße und auf dem Markte, als im Hause lebt. Einen Beweis davon geben auch die häufigen öffentlichen Garküchen, wo das ganze Geschäft der Küche und Tafel auf der Straße vollzogen wird. Alle Gattungen von Thee und Suppe, von Brot und Fleisch, sind hier in einzelnen Portionen allbereit zum Verkaufe ausgesetzt, wodurch die arbeitende Klasse viel Zeit-

verlust erspart, aber auch das Vergnügen des Familientisches geraubt wird. Wiewohl der Verfasser die Sinesen im Ganzen als ein schreyendes und schmutziges Volk (noisy and nasty) schildert so läßt er doch der Nettigkeit ihrer Körbe und Schachteln Gerechtigkeit wiederfahren. Der Werth derselben übertrifft nicht selten den des darin enthaltenen Geschenkes. Die Vorderseite ihrer Häuser ist mit blühenden Sträuchern oder Zwergbäumen besetzt, und öfters mit einer von riechenden Pflanzen grün umwundenen Laube als Schattengang versehen. Die Seite gegen die Straße ist immer von einer Mauer umgeben, und wenn auch das Thor geöffnet ist, wird dem Vorübergehenden durch eine demselben gegenüber stehende Mauer die Einsicht in das Innere des Hauses verwehrt. Dieses ist in Höfe eingetheilt, deren jeder eine Reihe von Gemächern umfaßt. Ein großer Saal und Zimmer, deren Thüren in denselben führen, ist die gewöhnliche Eintheilung, welche man auch bey den türkischen Wohngebäuden findet.

Auf dem Markte wird in jedem Gewölbe eine Menge verschiedener Artikel verkauft, und die Materialisten (druggists) ausgenommen, ist fast kein Gewölbe, wo nur ein einziger Artikel verkauft würde. Eine schwarze Masse, die wie Caviar aussah, war Soy (die bekannte sinesische Fischbrühe), welche mit dem Curry (oder indischen Reispfeffer) auch auf europäischen (besonders englischen) Tafeln längst bekannt ist. Die Fleischerläden sehen sehr reinlich aus, und die Kirschnerauslagen sind reich bestellt. Von öffentlichen Aufzügen auf der Straße sah Hr. Ellis sowohl Freuden- als Traueraufzüge, nämlich Hochzeiten und Begräbnisse, die aber beyde gleich lärmend und schreyend sind. Die Trauerfarbe in China ist weiß (in Persien ehemals blau und am byzantinischen Hofe violett). Die Kappen der Trauertragenden (mourners) waren wie die der englischen Handwerksleute geformt; die trauertragenden Frauen wurden in Sesseln mit weißem Tuche bedeckt getragen; sonst werden sie auch auf Rädertruhen (Wheelbarrows) gefahren, denn mit dem Gehen wird es ihnen überhaupt schwer bey der bekannten künstlichen Verkleinerung ihrer Füße, wovon Hr. Ellis einige namhafte Proben sah. Die Weiber, die armen ausgenommen, sind alle angestrichen. Die Art, wie der Anstrich aufgetragen ist, will aber nicht die Nachahmung der Rosen und Lilien, sondern bloß im Ganzen eine sehr starke lebendige Fleischfarbe erzwecken. Manche haben schöne Augen, wiewohl eckig geformt. Die Bettler, die mit den Weibern, um die Bothschaft im Vorbeyziehn zu sehen, zusammenströmten, von derselben aber weder Almosen begehrten noch erwarteten, gehen mit einer Glocke, einem Horne und Korbe her-

um; sie läuten die erste, oder blasen das zweyte, bis der dritte voll ist.

Ein von Hrn. Ellis als Augenzeugen gesehenes Fest ist das des Vollmonds, welches darin besteht, daß man kleine Laternen aus Papier vom schönsten Carmesinroth ins Wasser wirft, und den Strom hinabschwimmen läßt. Diese bewegliche Wasserbeleuchtung hat etwas unbeschreiblich Romantisches durch das helle Roth des Carmesins, von innen durch das Licht entbrennend, von außen durch den Silberschein des Mondes gekühlt und gemäßigt, und durch die Bewegung des flutenden Schiffes. Dem europäischen Leser, der eine solche Beleuchtung sich einbilden, und wenn gleich mit minder hellroth durchsichtigem Papier, als das sinesische, versuchen kann, dürfte dieselbe noch merkwürdiger erscheinen, wenn er dieses Vollmondlampenfest, so wie die indische Nachtfeyer der Durgah, mit den berühmten Lampenfesten der Aegypter, Perser und Griechen zusammenstellt, die sich der Sache nach noch heute in China und Indien, und in den Johannisfeuern erhalten haben, wo die Beleuchtung des Ganges, so wie die der sinesischen Flüsse beym Vollmonde an das von Herodot geschilderte Lampenfest von Sais erinnert. Beleuchtungen und Blumen streuen, dieser in der jüngsten Zeit so oft mißbrauchte Ausdruck öffentlicher Freude, gilt auch dafür noch heute dem Sineser und Inder, wie schon früher dem Griechen und Römer, denn auch Plutarch erzählt uns, daß Pompejus bey seinem Einzuge in Rom mit angezündeten Fackeln und gestreuten Blumen empfangen ward (*Pompejus* 56 *) und die Triumphpforten, wodurch die Romer ihre Siege und Großthaten feyerten, sind auch in Indien einheimisch unter dem Namen Pylu, womit das persische Pul, das einen Brückenbogen in einem Fluß bedeutet, und das gresche πυλη augenscheinlich verwandt sind.

Diese Pylu und die Pagoden sind nebst den Miao, den Tempeln und Tugendhallen die vorzüglichsten Werke sinesischer Baukunst. Die Pagoden sind mehrere (meistens sieben) Stockwerke hoch, die im abnehmenden Verhältnisse aufsteigen; die berühmteste ist der sogenannte porcellainene Thurm von Nankin, der ein neun Stock hohes Achteck formirt, und mit einer goldenen Kugel gekrönt ist. Hr. Ellis, der den Thurm nur von ferne sah, glaubt eben so wenig, daß, wie versichert wird, diese Kugel von Gold, als daß die Bekleidung von Porcellain sey. Auf sinesisch heißt dieser Thurm Liu-li-pauta (aus dem letzten Worte ist vermuthlich das europäische Pagode entstanden). Er soll neun-

*) Πολλοὶ δε και στεφανοφορουντες υπο λαμπαδων εδεχοντο και παρεπεμπον ανθοβολουμενον.

zehn Jahre lang gebaut worden seyn, und 400,000 Tails, d. i. 800,000 Pfund St. gekostet haben, vollendet im Jahre 1411 der christlichen Zeitrechnung. Der Tempel, von wo aus Hr. Ellis den Thurm betrachtete, ist durch zwey kolossalische Drachen merkwürdig, die sich um die Pfeiler winden; zwey andere große nahe gelegene Tempel, nachst deren einem sich ein Thurm fünf Stockwerke erhebt, konnte die Botschaft nicht besuchen. Da sie die ersten Europäer waren, seit mehr als einem Jahrhunderte, so nahe bey dieser Stadt in ihren eigenen Kleidern erschienen, so war das Gedränge des Volks außerordentlich, und zwang sie den vorgehabten Abstecher zu den Tempeln aufzugeben. Von den Tugendhallen ist eine der merkwürdigsten die, welche der Verfasser zu Wan-gan-schien besuchte. An der Stelle des Götzenbildes stehen Steintafeln, worauf die Namen der Tugendhaften, deren Leben ihnen diese Ehre nach dem Tode erwarb, aufgezeichnet sind. Kindliche Frömmigkeit opfert oft sehr große Summen, um die Ehre solcher Steintafeln für die Aeltern zu erhalten, welche, wenn sie bloß dem wahren Verdienste zu Theil würde, ein einfaches und mächtiges Beförderungsmittel eines tugendhaften Wandels wäre.

In Betreff der Bevölkerung hält der Verfasser die bisherigen Angaben für übertrieben, und glaubt, daß sie im Verhältnisse mit dem bekannten Lande stehe; ein in jeder Hinsicht hinter den bis jetzt von Reisebeschreibern angegebenen Zahlen weit zurückstehendes Verhältniß. Die Armee, hinlänglich die innere Ordnung aufrecht zu erhalten, würde nach des Verfassers Meinung selbst asiatischen unregelmäßigen Truppen wenig, und europäischen Heeren gar keinen Widerstand leisten können; der Genius, die Haltung, die Gewohnheiten des Volkes sind seit Menschenaltern unkriegerisch, und China würde vermuthlich eine leichte Beute eines feindlichen Einfalls seyn. Die Waffenübung eines Theils der Truppen, die ein militärischer Mandarin dem Botschafter zum Beßten gab, fiel doch besser, als erwartet, aus. Sie schossen mit Bogen und Pfeil auf vierzig Schritte und in Mannshöhe, und sie unterhielten ein Lauffeuer ziemlich gut. Diese Waffenübungen geschehen unter Trommelbegleitung. Es ist nichts Ungewöhnliches, daß der Ort, wo Reihen und Glieder einer waffenübenden Truppe zu stehen kommen, mit Kreide auf dem Boden aufgezeichnet wird, damit sie gleiche Entfernungen halten.

Das Edict, wodurch der sinesische Kaiser die Vorfälle mit der englischen Botschaft auseinandersetzt, und die Schuld der schnellen Abfertigung derselben auf seine Minister schiebt, heißt das vergoldete Edict (Vermillion edict), von der Goldfarbe der Tinte, womit es von des Kaisers eigener Hand geschrieben war; so heißen noch die Edicte der Gospodaren der Moldau

und Wallachey χρυσοβυλον, wenn gleich nur mit rother Tinte geschrieben. Diese Form vielfärbiger Tinte (nämlich goldner, silberner, grüner, rother, blauer, gelber und schwarzer), welche schon am byzantinischen Hofe eingeführt war, hat sich auch in den Tughras und Diplomen der osmanischen Staatskanzley bis heute erhalten. Eine andere der mannigfaltigen Aehnlichkeiten, in denen sich die Einrichtungen der östlichsten und westlichsten großen Reiche Asiens berühren, ist auch die Freyhaltung der Botschaften, als Gäste des Hofes, mittelst Lieferung von Lebensmitteln, die in Persien Sijursat, in der Türkey Tajin heißen, in der letzten aber, seit dem Anfange dieses Jahrhunderts aufgehoben sind.

Der Verfasser beschließt sein Reisetagebuch bey der Abfahrt von China mit den folgenden Betrachtungen, die nebst dem Vorhergehenden nicht geeignet sind, große Reiselust nach China zu erwecken:

»Ich habe nun meine Erinnerungen über China und seine »Bewohner erschöpft, und habe nur noch die Frage an mich zu »stellen, ob (abgesehen von den Rücksichten ämtlicher Verwendung) »meinem Vorgefühle die Erfahrung entsprach; diese Frage ist leicht »bejahend beantwortet. Neugierde war bald durch die sittliche, po»litische und örtliche Einförmigkeit gesättigt und erlöscht; denn, sey »es Ebene oder Gebirgsgegend, so hat die Landschaft in China »dasselbe Aussehen auf eine so lange Strecke, daß das Auge eben »so durch die Fortdauer von Erhabenheit als von Flachheit ermüdet »wird. Wäre es daher nicht um die kleine Befriedigung, Einer »von den wenigen Europäern zu seyn, welche das Innere von China »besuchet haben, so würde ich die ganze Zeit (der Reise) als un»wiederbringlich verloren halten. Ich habe weder die Verfeinerun»gen und Gemächlichkeiten (Comforts) des bürgerlich gesitteten »Lebens, noch das wilde Interesse halb-barbarischer Gegenden »genossen, sondern habe in meinem Gemüthe und meinem Geiste »den Einfluß des umgebenden Dunstkreises von Schwerfälligkeit »und Zwang empfunden.«

Art. V. Der Dom zu Magdeburg. Beschrieben von J. F. W. Koch, Domprediger, Superintendent und Mitglied des königl. Preuß. Magdeb. Consistoriums. Magdeburg, bey W. Heinrichshofen. 1815. 8. 105. S.

Die ausführliche Beschreibung einzelner Kunstdenkmäler des Mittelalters, die von bedeutender Wichtigkeit sind, ist von einem großen Nutzen, indem dem Verfasser erlaubt ist, ausführlicher



seinen Gegenstand zu betrachten, als ihm sonst in größern und allgemeinern Werken vergönnt ist. Aus solchen kleinen und mühsamen Untersuchungen baut sich am Ende die vollständige Kunstgeschichte auf, sie sind die Vorrathskammern der Nachrichten, wohin der Geschichtschreiber verweiset; sie sind die Erklärung der einzelnen Satze, die der Geschichtschreiber nur hinstellen kann.

Zu den vorzüglichsten und merkwürdigsten Kunstwerken Deutschlands gehört unstreitig der Magdeburger Dom, der noch lange nicht genugsam untersucht ist, und an den sich die wichtigsten Untersuchungen noch knüpfen lassen. Diese Beschreibung ist daher ein angenehmes und dankenswerthes Geschenk, wenn wir auch mit dem Verfasser in vielem nicht übereinstimmen können, welcher den herkömmlichen Annahmen folgte, die wir durchaus bezweifeln.

Ehe wir nun zur nähern Anzeige des vorliegenden Buches gehen, erlauben wir uns noch einen Wunsch über das, was uns in Hinsicht des Doms zu Magdeburg am wünschenswerthesten erscheint. Es ist der: daß Herr Costenoble doch auf das baldigste seine Zeichnungen des Domes der Kunstwelt durch den Stich schenken möge, und daß er besonders darin recht ins Einzelne in Hinsicht der Kopfgesimse der Pfeiler in der Choralseite gehen möge. Das herrliche Gebaude hat hierin eine bewunderungswürdige Mannigfaltigkeit und Lieblichkeit.

Die gewöhnlichen Nachrichten erzählen uns nun (Herr Koch theilt sie wieder mit): Otto gründete 937 ein reichbegabtes Benediktiner-Kloster auf der Stelle, wo der jetzige Dom steht, und schenkte ihm (dieß erwähnt Hr. K. nicht) ein königliches Schloß einige Zeit nachher. Etwa dreyßig Jahre darauf (man bemerke die Zeit) wird dieß Benediktiner-Kloster auf den Riddagsberg verlegt, woraus später die berühmte Schule zu Klosterbergen ward. 962 ertheilte Papst Innozenz dem Kaiser Otto die Erlaubniß, ein Erzbisthum in Magdeburg zu gründen; 963 begann der Bau des dazu gehörigen Münsters, der 968 geweiht ward, und zu seiner Ruhestatte und der seiner geliebten Gemahlin Editha bestimmt ward. Diese Münsterkirche oder die alte Domkirche soll nun auf der nordöstlichen Seite des Domplatzes gestanden haben, wo jetzt das landschaftliche Gebäude ist. Ein Brand im Jahre 1207 legte diese Domkirche und das Benediktiner-Kloster in Asche, und nun erst ward auf die Stelle des alten Benediktiner-Klosters die neue Domkirche, wie wir sie noch sehen, gebaut. Dieß ist die Ansicht, die sich von Munde zu Munde gepflanzt hat, und die ich als ganz falsch bestreiten zu müssen glaube.

Leider sind die meisten alten Kirchen noch nicht mit geschicht-

lich prüfenden Augen betrachtet worden. Sonst müßte einem jeden bey der Magdeburger Domkirche schlagend in die Augen springen, daß das hohe Chor ein ganz anderes Gebäude ist, als das neu angebaute Schiff, daß es — seiner ganzen Bauart, in seinen wunderbaren Chor-Umgängen oder Chorabseiten, in seinen merkwürdig vorgelegten Hallen, und auswendig in seinen großen Steinmassen und in seine mehr verwitterten Gesteine ein bey weitem höheres Alter, ungeachtet der mannigfaltigsten Veranderungen verräth, als das Schiff zeigt. Aus diesem Bau behaupten wir daher: es ist das jetzige hohe Chor zu einem bedeutenden Theile Rest des alten Domgebäudes, hier hat immer der Dom gestanden, und es ist durchaus falsch, daß er je an einer andern Stelle war. Worauf uns die Bauart aufmerksam machte und hinleitete, das bestätigen, wenn auch nicht offenbare Nachrichten, doch die Widersprüche in den jetzt allgemein als wahr angenommenen. Stellen wir kurz alle Widersprüche der sonstigen Annahme zusammen. Otto baut ein reichbegabtes Benediktiner-Kloster, schenkt ihm sein Schloß sogar, verlegt es um die Zeit der Gründung des Erzstiftes aus der Stadt, und wir erfahren nicht, was er mit dem alten Gebäude desselben macht, sondern immer wird noch, bis zum Brande 1207, von einem Benediktiner Kloster gesprochen, das es denn doch nun nicht mehr seyn konnte.

Wo ward dem Bischof seine Wohnung angewiesen? Doch wohl gewiß in dem ehemaligen Schlosse, was dem Benediktiner-Kloster geschenkt war. Seine Wohnung war doch wohl der Kirche am nächsten, und näher war ihm keine Kirche, als die alte Benediktiner-Kirche, die ja schon reich geschmückt war. Warum daher eine neue Kirche an anderer Stelle annehmen, von der man jetzt nicht die geringste Spur findet? Diese angebliche Kirche, welche Otto mit so vieler Pracht, mit so großen Kosten aufführte (neunzehn Tonnen Goldes soll sie ihm gekostet haben, was wir zwar nicht buchstäblich annehmen wollen, da es ja bekannt ist, wie den Angaben alter Zeit hierin oft nicht sehr zu trauen ist), konnte so 1207 abbrennen, daß sie jetzt spurlos verschwand, daß nicht damals noch die alten gewiß felsenfesten Mauern brauchbar blieben? Aus welcher Ursache verlegte man nach dem Brande den Dom von seiner durch den großen, in Magdeburg besonders so verehrten Kaiser geheiligten Stelle an einen andern Ort? Warum war damals die Benediktiner-Kirche und das Benediktiner-Kloster, was denn doch wohl so lange muß gestanden haben, zur Aufnahme der Domkirche und des Erzstiftes erst bequem geworden, warum nicht schon früher, als die Verlegung der Benediktiner und die Stiftung des neuen Erzstiftes in eine Zeit fielen? Ueberdieß ist Verwandlung

eines bloßen Klosters in ein Domstift damaliger Zeit etwas überaus gewöhnliches. Zuletzt noch: Editha und Otto hatten ihre Grabstätte im Dome bestimmt, beyde finden wir jetzt im Dome beygesetzt, und von dem Grabmale der Editha sagt Hr. Koch S. 98. es sey der einzige Rest des alten Benediktiner-Klosters im Dome. Wenn es dieses nun zwar auch nicht ist, sondern in weit spätere Zeit (ins fünfzehnte Jahrhundert) fällt, so zeigt es doch an, daß Editha im Benediktiner Kloster geruht hat. Sie starb 947, also lange vor Gründung des Domstiftes; sie ward gewiß im Benediktiner-Kloster beygesetzt, aber eben so gewiß scheint es uns auch, daß da, wo ihr Leichnam ruhte, Otto die Gründung einer Domkirche zu unternehmen wünschen mußte, in der er neben ihr ruhen wollte; was denn auch geschah. Und hierzu kömmt nun noch, was uns Bischof Dithmar erzählt (S. 227.): er habe da, wo die verewigte Editha, seine Gemahlin, ruhte, und wo er selbst nach seinem Tode zu ruhen begehrte, den Grundstein zu einer neuen Kirche gelegt, welche er sehr herrlich ausbaute.

Nach dieser von uns nun als gewiß angesehenen Annahme, daß die Domkirche immer an der Stelle gestanden hat, wo sie jetzt steht, und daß das Chor der neuen ein Theil der alten Kirche sey, kommt nun noch die Gestalt der alten Domkirche in Betrachtung, und da lassen uns die alten Nachrichten ganz im Stich. Die Winke, welche geblieben, und die uns die Sage bewahrt hat, achtete man nicht. Mit dem Benediktiner-Kloster brannte, heißt es, die alte von Otto gegründete Kirche Rotunda ab. Man mühte sich, diese alte Kirche aufzufinden, und wußte sie nicht anzugeben. In der jetzigen Domkirche ist neben dem Predigtstuhl, zwischen Hauptschiff und Abseite ein kleines steinernes Gebäude, sechzehneckig, von dem die Sage behauptet, es sey nach dem Muster der alten Domkirche gebaut. Auf die vieleckige Gestalt ward damals, ja noch jetzt kaum geachtet, denn viele verwerfen die von uns in der Abhandlung über die achteckige Gestalt der Kirchen (Breslau 1817. bey Max) geäußerte Ansicht, als nichtig, und kommen immer mit den alten, uns wohl bekannten Sätzen wieder zum Vorschein, vom Ursprunge der Kirchen aus der Basiliken Gestalt, und daß nun einmal die altdeutsche Baukunst alle Rundungen in Ecken gebrochen habe. — was daher vieleckig war, ward oft rund genannt. Und so behaupte ich nun: die alte Domkirche war innerhalb achteckig (darauf deutet noch der fünfseitige Schluß im Chor der jetzigen Domkirche), außen war aber die achteckige Gestalt, durch einen Umbau, sechzehnseitig gebrochen, wie bey der Marienkirche zu Achen, die Karl der Große baute, und so der runden Gestalt durch die kleinen Seiten am nächsten kommend. Darauf deutet die Gestalt des hohen Chors hin, welches das einzige ist, das

aus jener Zeit in seinen Grundmauern und äußern Mauern bewährt ward. Die Seiten des abgeschnittenen Achteckes wurden verlangert, daraus ward das Chor gebildet, und daran schloß sich das neue Schiff. Um das Andenken der alten Gestalt zu bewahren, ward die kleine Kapelle in der Mitte, von der ich eben sprach, gebaut. Gleich der Marienkirche zu Achen war auch die Johanneskirche zu Lüttich, die Notker baute, und deren nähere Bekanntmachung, da sie noch am meisten sich erhalten haben mag, höchst wichtig wäre. Diese uns ganz klare Sache mögen nun andere bestreiten, wenn sie es vermögen.

Was die beyden eingedeckten Thüren gegen Mittag und Mitternacht betrifft, so sind auch sie wohl als ursprünglich zum alten Domgebäude gehörig zu betrachten, wodurch das Ganze schon eine ganz andere Ansicht gewann, als die Marienkirche zu Achen jemals haben konnte.

In die Weltgegend-Bestimmung des Verf. können wir uns gar nicht finden; so spricht derselbe S. 20 von einem westlichen Eingange neben dem Thurme, indem nur von einem mitternächtlichen Eingange die Rede seyn kann, so wie auch das Paradies gegen Mitternacht liegt, dieses dem Beschauer vom Domplatze links, jener Eingang rechts. Hr. Koch rühmt S. 22 die Ansicht von der Morgenseite, und sagt: »nach meiner Empfindung ist von dieser Seite der Anblick des Doms der erhabenste, weil er das Colossalische des ganzen Gebäudes mit seinen, in größerer Entfernung hervorragenden und mächtig emporstrebenden Thürmen in Ein wahrhaft prachtvolles Bild vereinigt.« Die Empfindung ist gewiß richtig, denn hier übersehen wir das wahrhaft groß gedachte der ersten Gründung, und selbst die mehr veralteten Mauern sprechen mahnender und eindringlicher zu uns

Die mittägliche Seite verdient auch eine Betrachtung, die ihr in diesem Büchlein nicht geworden ist. Sie zeigt den an die Kirche stoßenden Kreuzgang und den Friedhof. Vor der Eingangsthür von dieser Seite findet sich eine achteckige Halle mit plattem Dache, nur mit Sandsteingurten unterstützt, zwischen welchen keine Kappen eingemauert sind. Man findet diese merkwürdige und seltene Bauart nachgebildet in Costenoble's Werk über altdeutsche Baukunst unter 84. In dem Kreuzgange sind viele Reste alter Bildhauerkunst, die merkwürdig genug sind, und außerdem gehen am Sockel des Gebäudes Inschriften herum, die schwer zu lesen sind, aber von einem das Alterthum liebenden Lehrer der Domschule gelesen und entziffert seyn sollen. Dieser überhaupt unbeachtete Theil des Gebäudes, mit seinen Gewölben und Gängen gegen die Küsterey zu, ist höchst merkwürdig, und verdient die aufmerksamste Erforschung, da in ihm, wie wir nur durch flüchtige Blicke uns beleh-

ren konnten, der uralten Bauart nach sehr vieles verborgen seyn möchte.

S. 26. Die Höhe des Denkmals des Erzbischofs Ernst ist auf 5 Fuß wohl zu hoch angegeben? Dieß Denkmal ist ein über alle Erhebung und über alles Lob vortreffliches Kunstwerk des Kunstgießers Peter Fischer zu Nürnberg, eine Abbildung im Ganzen und in allen seinen einzelnen Theilen, bis auf die überaus niedlichen Bären und Eidechsen am Fuße des Grabmals, verdienend.

Das von Lossow'sche Denkmal (S. 55) scheint aus denselben kunstreichen Händen hervorgegangen zu seyn, und ist ganz vortrefflich gearbeitet. Die Annahme, es sey vom Jahre 1623, scheint uns ganz unzuläßig zu seyn, wenn es auch nicht zu läugnen ist, daß in diesem Jahre das Kunstwerk zu diesem Grabmale genommen ward. Man sieht deutlich, daß die Aufstellung und Anfertigung in verschiedene Zeit falle, und daß es unvollständig ist da die Aufstellung erst in späterer Zeit statt fand. Auch dieses Denkma verdient eine aufmerksame Nachzeichnung und einen Stich.

Unbegreiflicherweise wird S. 78., wenn es nicht ein Druckfehler ist, die kleine Kapelle zwischen Hauptschiff und Abseite als Sechseck angegeben, da sie doch sechzehneckig ist. Wir haben uns schon oben über sie erklärt, und finden sie überaus wichtig. Die Bildsäulen Otto des Großen und der Editha, welche auf dem Altar sich finden, möchten wir für die ältesten Kunstdenkmale des Doms halten, und sie in die Zeit Otto's versetzen.

Die Arbeit der Kanzel (S. 82.) ist schön und überaus gefällig. Die Bildsäulen, welche unter der abgeschnittenen Gurtfortsetzung im hohen Chor (S. 93.) stehen, sind ebenfalls überaus merkwürdig, besonders die beyden Bildsäulen der beyden ersten Ottonen. Sie sind uns, nächst den eben angegebenen beyden Bildnissen, das älteste im Dom, und setzen wir sie schon in die Zeit Otto des Zweyten. Haben sie Bildniß-Aehnlichkeit, so waren die beyden Ottonen nicht schön zu nennen, ja sie hatten eher etwas Widriges in der Bildung des Gesichts. Wichtig sind sie auf jegliche Weise, und die ausgezeichneten Säulchen, auf welchen sie stehen, zeigen an, daß man ihnen schon in der ältesten Zeit einen hohen Werth beylegte.

Bey Bemerkung der in Holz geschnitzten Stühle der Domherrn (S. 95) ist vergessen, zu bemerken, daß sich an den Sitzen selbst noch zierliche Schnitzerey findet. Ein jeder Sitz kann in die Höhe geklappt werden. Um dieß leichter zu bewirken, ist ein hölzener Griff daran, und grade dieser ist kunstvoll ausgeschnitten, ja hin und wieder so künstlich, daß wir Nachzeichnung aller dieser Bilder empfehlen müssen, nicht bloß der wunderlichen Darstellungen wegen. Einzelnes ist höchst belustigend; auszuzeichnen finden

wir nur unter der großen Menge: Ein Mann, der eine Frau auf dem Rücken trägt, und auf ein Haus zugeht, dessen Thür offen steht, hinter dem Hause steht ein Affe; ein Ritter kämpft mit einem Löwen; der Teufel versucht einen Einsiedler; eine Tochter reicht ihrem alten Vater die Brust; ein Pferd mit einem bärtigen Menschenkopf und einem Hut darauf; ein Mädchen mit einem Spiegel, neben ihr ein Pfau, und so eine Reihe von Mädchen, jedes zwischen zwey verschiedenen Thieren. Auch die größern Schnitzwerke aus dem Leben Christi, welche sich oben an den Lehnen der Stühle finden, und an den Seitenwänden der Pulte, sind ebenfalls höchst beachtenswerth, und scheinen uns weit älter, als die Sitzbretter, wenigstens tragen einige noch das Ansehen, nach griechischem Muster gearbeitet zu seyn, d. h. hier nach byzantinischem, das sich kenntlichst und deutlichst auszeichnet, und dem man in neuester Zeit Gott weiß was alles hat zuschreiben wollen, worauf es gewiß nie Einfluß gehabt hat. Nachdem der allgemeine Topf, in welchem man unter der Bemerkung: Gothisch, alles zusammenkochte, weggenommen worden ist, und jedes an seine Stelle gesetzt hat, ward ein neuer Topf an die Stelle genommen, und Byzantinisch, überschrieben. Der verspricht nun, auch so ein allgemeiner Behälter zu werden, und es wird schon wieder recht viel, was nicht dahin gehört, hineingepfropft. Solche Erfindung ist für viele Kunstrichter ein gutes Ruhekissen. Kaum haben die Italiener die alles erfindenden Byzantiner abgeschüttelt, so müssen wir arme Deutsche an die Reihe kommen. Sollte es wohl einen grellern Abstand irgend geben, als der ist, welcher zwischen Griechisch und Altitalisch, so wie Altdeutsch jedem in die Augen springt? Das soll übrigens nicht den Meister stören, der sehr wohl wußte, warum er diesen Namen gab, nur die Nachbeter, denen jetzt vor den Augen alles Byzantinisch oder Niederrheinisch wird.

Bey den Hallen, welche die 5 Seiten des hohen Chors umgeben, will Hr. Koch (S. 98) einen »halbzirkelrunden« Schluß desselben bemerken. So lange wir noch immer solche ungetreue Beobachtungen haben, mag sich die deutsche Kunstgeschichte nur getrösten, von ihrer Vollendung, ja selbst von ihrer theilweisen Ausbildung, weit entfernt zu seyn. Alle diese fünf Hallen sind dreyseitig, geschlossen, und auf eine höchst merkwürdige Weise. Jede der drey Schlußseiten hat ein Fenster. In der mittlern steht dieß Fenster gerade in der Mitte, in jeder der Nebenseiten ist das Fenster nicht in der Mitte der Wand, sondern mehr gegen das mittlere zu gerückt. Die Ursache: die Verkröpfung der Wandpfeiler außen und innen würden das Licht benehmen; nun fällt es ganz und voll in die Mitte der Halle, und erhellt hinlänglich den sonst dunkeln Umgang um das Chor. So ist diese Unregelmäßigkeit

von großer Wirkung; wir zweifeln, daß ein neuer Baumeister sie wagen würde, sie wäre unstreitig zu kühn für ihn, und er würde sich von der geschnirkelten Regelmäßigkeit nicht losreißen können.

In der mittelsten Halle steht das Grabmal der Kaiserin Editha. Herr Koch hält es (S. 98.) für »das älteste Stück des Doms, eine Reliquie von demjenigen Kloster, das ehemals auf dieser Stelle stand, von einem festen Sandstein, für jene Zeit sehr kunstreich und geschmackvoll gearbeitet.« Schon Hr. Fiorillo bezweifelt Thl. 2. S. 176. seiner Kunstgeschichte der Deutschen diese Annahme, und mit dem vollsten Rechte. Die Arbeit gehört frühstens in das fünfzehnte Jahrhundert, ja, wir glauben sie mit vollem Rechte erst in den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts setzen zu können. Was besagt das Wort Capitel in der Umschrift unten? Wir könnten es nur uns erklären, daß es sich auf das Siegel des Kapitels bezieht.

Betrachten wir nun noch einmal das Chor von Innen, so wird es uns auch hier, mit seinen gewissermaßen drey Stockwerken, sehr merkwürdig erscheinen, indem als mittlerer Kern der innere Theil des hohen Chors emporsteigt, daran schließt sich die Chorobseite, um eine Fensterhöhe niedriger, durch einen gewölbten Bogengang in zwey Theile getheilt, oben den Bischofsgang, unten den Chorumgang bildend, unten tritt daran das niedrigste Geschoß, gebildet durch die fünf vorliegenden Hallen. Innen hat sich die Erkenntniß des höhern Alterthums ziemlich abgeschliffen, um diesen alten Theil mit dem neuern in Uebereinstimmung zu setzen. Anders ist es von außen. Hier zeigt sich das Gestein bey weitem verwitterter, die Massen sind größer, unregelmäßiger, grünliche Steinflechten überziehen viele Stellen. Die beyden kurzen, kaum über dem Dache eingedeckten Thüren am Thor, gehörten auch vielleicht zum alten Gebäude, denn die Anlage des neuen scheint uns keineswegs auf vier Thüren gerichtet gewesen zu seyn.

Alles dieß kann ein umsichtiger Baumeister am besten untersuchen, und wer wohl besser, als Herr Costenoble, den wir dazu hierdurch öffentlich auffordern. Aufmerksam möchten wir ihn noch auf die unterirdischen Theile des Chores machen, die wir nicht sahen, und die viel Licht verbreiten müssen. Der Dom ist ein in jeder Hinsicht unerschöpflich lehrreiches Gebäude.

Wir wünschen übrigens, daß man diese Anzeige als den Vorläufer und Theil einer demnächst erscheinenden Anzeige des trefflichen Werkes von Fiorillo über die Geschichte der Kunst des Mittelalters in Deutschland ansehen möge, bey der eine solche Ausführlichkeit, wie wir uns hier erlauben konnten, ja nehmen mußten, nicht an ihrer Stelle wäre.

Büsching.

Art. VI. **Versuch einer Theorie des Komischen, von St. Schütze. Leipzig, bey Johann Friedrich Hartknoch, 1817. VI. u. 274. S. 8.**

Unter allen Gegenständen des Lebens und der Kunst ist wohl keiner bisher so einseitig erfaßt und beurtheilt worden, als jenes heitere Spiel, das wir mit dem Namen des Komischen zu bezeichnen pflegen. Wunderbar, daß das Natürlichste und Einfachste solche Mißdeutungen erfahren mußte, daß es auf die verschiedenste Weise aufgefaßt und nicht selten so bestimmt wurde, daß alle Spur seines eigenthümlichen Wesens verloren ging. Doch wird es uns von der andern Seite begreiflich, wie dieses geschehen konnte, wenn wir die unendliche Tiefe dieses Gegenstandes und die zahllosen Formen seiner Darstellung erwägen; denn einseitig bald die eine, bald die andere ergreifend, die Idee aber, aus welcher, wie aus ihrem Brennpuncte, alle hervorfließen, nicht erfassend, suchte man — was nicht anders als mißlingen konnte — nach diesen Einzelheiten das Wesen des Komischen zu bestimmen, das Besondere an die Stelle des Allgemeinen setzend, die Bedingung mit dem unbedingten Wesen, die Erscheinung mit der Idee verwechselnd. Müssen wir uns z. B. nicht wundern, wenn Aristoteles, der scharfsinnige und oft in schlichter Kürze das Wahre treffend bezeichnende Forscher, in seiner Poetik (V. 1. 2.) die Komödie so bestimmt: sie sey die Darstellung schlechterer Menschen von Seiten ihrer Häßlichkeit und Lächerlichkeit, und das Lächerliche für einen Fehler und eine schmerzlose Häßlichkeit erklärt? Aus dieser Bestimmung würden wir den Schluß ziehen müssen, daß die Komödie der Griechen ein bloßes Possen- und Caricaturspiel gewesen sey, wenn nicht die Vortrefflichkeit ihrer komischen Kunst aus den Lustspielen des Aristophanes hinlänglich erhellte. Andere, und zwar die meisten der neueren Theoretiker, setzen das Lächerliche bald in Unschicklichkeit oder Mißhelligkeit, bald in den Contrast u. s. f., und suchten eine Theorie der komischen Kunst darauf zu gründen.

Das Einseitige und Ungenügende dieser Bestimmungen hat unser Verfasser trefflich gezeigt und durch seine Theorie dargethan, daß er sich nicht allein zu einem höheren und umfassenderen Standpuncte erhoben hat, sondern auch in das eigentliche und innere Wesen der Kunst tiefer eingedrungen ist. Was aber seinen Versuch noch schätzbarer macht, als selbst die von ihm aufgestellte Theorie, die wir noch tiefer begründet wünschten, sind theils die überall eingestreuten Bemerkungen über die künstlerische Darstellung des Komischen, theils die angehängten Folgerungen und Regeln für den Lustspieldichter, den Schauspieler und den Zuschauer. Wir

stellen die Hauptpuncte dieser inhaltsreichen Schrift in gedrängter Kürze zusammen.

Der Verfasser geht von der Doppelseitigkeit des Menschen aus, der »halb festgewurzelt im Boden, hinauf verlangt zum Lichte, und auf diese Weise Körper mit Geist, Sinnlichkeit mit Freyheit, das Irdische mit dem Göttlichen verbindet. Aus dieser zweyfachen Richtung geht auch die Möglichkeit des Komischen hervor, dessen Daseyn aus der Berührung beyder Naturen und durch das Verhältniß des Menschen zur Welt gezeugt und geboren wird.« Darauf wird die Begriffsbestimmung gegründet, auf welche sich die Theorie des Verfassers stützt. »Das Komische ist eine Wahrnehmung oder Vorstellung, welche nach Augenblicken das dunkle Gefühl erregt, daß die Natur mit dem Menschen, während er frey zu handeln glaubt oder strebt, ein heiteres Spiel treibt, wodurch die beschränkte Freyheit des Menschen in Beziehung auf eine höhere verspottet wird.« Dadurch ist aber nur erklärt, worauf sich das Komische im Menschen gründe, und wie es hier zur Erscheinung komme, d. h. welches die Elemente des menschlichen Wesens seyen, aus deren heiterem Wechselspiele es hervorgehe, nicht aber, was das Komische, abgesehen von der Besonderheit des menschlichen Wesens, also an sich und auf unbedingte Weise sey; denn es läßt sich leicht ersehen, daß das Komische, wie es im Menschen hervortritt, wieder nur als eine besondere Form, oder als ein endliches Sinnbild des höheren unendlichen Lebens betrachtet werden müsse, so daß wir, wenn wir das Komische in seiner ursprünglichen und ungetrübten Wesenheit erfassen wollen, noch über die Erscheinungen desselben in der Natur des Menschen hinausgehen, und zur Idee des allgemeinen Lebens uns erheben müssen. Gleichwie nämlich der Mensch überhaupt nur eine endliche, durch Zeit und Raum beschränkte Form des reinen, unendlichen Lebens ist, so wird auch das Komische seiner Natur nur als eine Form des rein und unbedingt Komischen betrachtet werden müssen; die Urquelle des Komischen wird also nicht in der Doppelheit und dem Wechselspiele des höheren (geistigen, freyen) und des niederen (sinnlichen, natürlichen) Lebens des Menschen, sondern in der Idee des Lebens überhaupt aufzusuchen seyn, und wenn bey der bloßen Beziehung des Komischen auf die Natur des Menschen die Frage unbeantwortet bleibt, warum nun das Wesen des Menschen so sey, und was diese Sichselbstvernichtung durch Scherz und Spott für einen Zweck haben solle, so findet diese Frage durch jene höhere Betrachtungsweise ihre einzig befriedigende Auflösung.

Das Leben an sich — um unsre Ansicht darüber kurz anzudeuten — ist das Unbedingte, ewig sich selbst Bildende und Bestimmende, als sich selbst Bestimmendes, aber Bestimmendes und Bestimmtes zu-

gleich. Als Bestimmendes ist es frey, als Bestimmtes nothwendig, als sich selbst bestimmendes folglich frey und nothwendig zugleich (denn in der Sichselbstbestimmung fallen Bestimmen und Bestimmtheit in Eins zusammen). So wie nun das Leben an sich oder in der Idee ist, so stellt es sich auch in der Wirklichkeit dar (es kann ja nicht anders erscheinen, als so, wie es seinem Wesen nach ist). Also werden sich auch in jeder Lebenserscheinung, Freyheit und Nothwendigkeit durchdringen: dem sinnigen Betrachter, dessen Scharfblick die Gewohnheit nicht abgestumpft hat, wird die Gesammtheit des Lebens und Daseyns als ein wegen seiner Unendlichkeit unergründliches Wechselspiel der Freyheit und der Nothwendigkeit erscheinen, und zwar als ein Wechselspiel beyder, das in jeder einzelnen Form und Gestaltung des Lebens sich wiederholt, und in das Unendliche vervielfältigt, stets dasselbe dem Wesen nach, stets neu in der Form. Beyde Elemente des Lebens, die Freyheit und die Nothwendigkeit, sind demnach an sich das eine, ungetheilte, ewig einfache Leben selbst, das aber als lebendige Einheit seiner selbst nicht die abstracte, alle Lebendigkeit aufhebende Identität ist, sondern vielmehr das in seiner Einheit zugleich gedoppelte freye und nothwendige), weil es: als das sich selbst bestimmende Wesen, bestimmend und bestimmt zugleich ist, und zwar beydes durch sich selbst (weßhalb eben diese Entgegensetzung an sich Einheit ist).

Betrachten wir nun diese beyden im einfachen, harmonischen Leben stets verbundenen Elemente, jedes besonders und im Gegensatze zum andern auffassend, so erscheint die Freyheit, der Nothwendigkeit entgegengesetzt, als das unbedingte, schrankenlose Lebensprincip, das, kein anderes Gesetz und keine andere Absicht, als seine Willkür, anerkennend, lauteres, im Gegensatze zu den ernsten Zwecken und Bestimmungen des Lebens, zweckloses Spiel und unbedingte Lust ist; die Nothwendigkeit denken wir uns dagegen als das ewige, sich selbst und alles andere bindende und beschränkende Gesetz, durch welches sich das Leben in seiner unwandelbaren Einheit, Gleichheit und Regelmäßigkeit behauptet; die Freyheit also ist die ungebundene Fülle des Lebens, die Nothwendigkeit die alles bindende Einheit. Das Leben selbst ist das eine, wie das andere zugleich, in jeder seiner Erscheinungen durchdringen sich also beyde: aber der menschliche Verstand, der zum Behufe der Erkenntniß die im wirklichen Leben verbundenen Elemente trennt, um jedes in seiner Besonderheit zu erfassen, scheidet das eine vom anderen, und faßt wohl gar, einseitig reflectirend, beyde so auf, als könnte das eine schlechthin für sich und ohne das andere bestehen. Auch die Kunst, diese Nachbildnerin des Lebens der Dinge, die aber, als ein Erzeugniß des menschlichen Geistes, das Leben so darstellt, wie es der Geist in sich selbst betrachtet und ge-

bildet hat, trennt beyde Elemente, und stellt das eine, die Nothwendigkeit, als ewiges Gesetz oder Schicksal, dem die Freyheit des einzelnen, endlichen Wesens sich unterwerfen muß, in der Tragödie dar; das andere, die Freyheit, als unbedingte, schrankenlose Lust, in der Komödie. So wie aber Ernst und Scherz, Schmerz und Lust im Leben selbst sich durchdringen, und nach der Platonischen Dichtung an den Enden zusammengeknüpft sind, so daß das eine unmittelbar aus oder nach dem anderen erfolgt, so verknüpft auch die Kunst beyde wieder in den höheren dramatischen Darstellungen des Lebens, wie beym Shakspeare. So wie nämlich im Leben beyde nicht nur verbunden, sondern an sich auch Eins sind, so sind auch in der Kunst Tragödie und Komödie eigentlich eine und dieselbe Dichtung, weil sich eine gleichsam durch die andere ergänzt, oder vielmehr die ächte Tragödie die Komödie in sich trägt, und umgekehrt die ächte Komödie die Tragödie in sich enthält; denn wer sollte z. B. in den tragischen Schöpfungen des Sophokles die idealische Komödie, die Verklärung des irdischen beschränkten Lebens in der heiteren Lust und Wonne des göttlichen verkennen, oder in den komischen Spielen des Aristophanes den ernsten, tragischen Geist, der sich, wie der Platonische Sokrates, in das Satyrfell kleidet, nicht ahnen? Daher die Erscheinung, daß selbst der höchste, gotttrunkenste Enthusiasmus, der, vom Gefühle des Unendlichen durchdrungen, seinem Wesen nach ernst und feyerlich ist, den heiteren, oft selbst muthwilligen Scherz liebt, wie die Spottlieder der römischen Krieger auf ihren angebeteten Feldherrn bey dessen Triumphzuge, die religiösen Feste und Dramen des Mittelalters u. a. bezeugen. So ist das Leben nicht nur ein stets abwechselndes Trauer- und Freudenfest, sondern auch in dem höchsten Momente des einen stellt sich das andere von selbst ein, d. h. der höchste Ernst ist in und für sich selbst lächerlich, so wie die höchste Lust in sich selbst wehmüthig ist, oder die Wehmuth in sich verbirgt; und dadurch eben beurkundet sich die Aechtheit der ernsten Begeisterung, wenn sie spielend erscheint; denn durch das heitere Spiel und die lächerliche Form, die sie annimmt, reinigt sie sich von aller Beschränktheit, die ihr in der wirklichen Erscheinung nothwendig anhängt, der Komos ist also ihr läuterndes und prüfendes Feuer; eben so bewährt sich die höchste Lust als ächte, aus der Tiefe des Lebens fließende durch den leisen, humoristischen Anstrich von Ernst und Wehmuth; denn diese Wehmuth ist das tiefe und schweigende Sehnen des Gemüths nach dem Unbedingten und Vollkommnen, das ernste, in sich verschlossene Gefühl des Unendlichen und Ewigen. Darum ist die höchste komische Begeisterung, im Humor, in sich

selbst melancholisch; bey aller Heiterkeit des äußeren Spiels und Scherzes tief- und trübsinnig.

Also das Leben an sich ist die Urquelle des Komischen, und zwar ist das Komische, eigentlich betrachtet, nicht die eine Seite des Lebens, welcher das Tragische, als das andere Element entgegengesetzt wäre, sondern es ist an sich Eins mit dem Tragischen, oder: das Komische ist das in sich verhüllte oder verkleidete Tragische, und das Tragische das in sich verhüllte, verkleidete Komische; darum ist es das Werk eines und desselben Künstlers, wie Platon sagt, Tragödien und Komödien zu dichten, was sich auch in der Erfahrung, durch das Beyspiel des Shakspeare beweist. Dem Tragischen liegt ferner eben so, wie dem Komischen, das Gefühl und Streben nach dem Unendlichen zum Grunde; der Tragiker stellt das Unendliche als das einzig Wahrhafte und Unbedingte im Kampfe des menschlichen Willens mit dem höheren Willen durch die Unterwerfung des ersteren unter den letzteren dar, d. h., er zeigt, wie das Endliche nur Bestand und Wahrheit habe, in der Einheit und Harmonie mit dem Unendlichen; der Komiker stellt es als das Unbedingte nur auf mittelbare Weise dar, indem er das Endliche als ein in seinem individuellen Wesen sich selbst widersprechendes, folglich lächerliches und nichtiges erscheinen läßt; hier also deutet die Nichtigkeit des Endlichen auf die Wahrhaftigkeit und Unbedingtheit des Unendlichen hin, und je nichtiger und lächerlicher der Komiker das endliche und wirkliche Leben darstellt, um so mehr beurkundet er sein humoristisches Gefühl des Unendlichen und Unbedingten. Und ist nicht die Natur und das gesammte Leben das ewige Vorbild aller humoristischen Darstellung? Sehen wir nicht in dem äußeren Wechselspiele, wie das eine das andere aufhebt, und alles wundervoll sich durchkreuzt, und wie gleichwohl ein unwandelbares, ewiges Gesetz diesem phantastischen Spiele der Dinge zum Grunde liegt, was für ein tiefer Ernst in dem äußern Spiele des Lebens den Nachdenkenden anspricht? Eben dadurch nur behauptet das Leben seine freye Unendlichkeit, also sich selbst in seiner reinen Wesenheit, daß es seine eigenen Bildungen nicht als für sich selbst bestehende und durch sich wahrhafte hinstellt, sondern als ungenügende Versinnlichungen seines unerschöpflichen, undarstellbaren Wesens, als Formen und Gestalten, die, wenn sie auch etwas zu seyn scheinen, oder etwas zu seyn sich dünken, doch für sich nichts sind, und durch diesen Gegensatz des Scheins und des Nichtsseyns sich lächerlich zeigen; denn sie können auch nichts wahres und ernstes für sich selbst seyn, weil sie nur mangelhafte und beschränkte Bilder des unendlichen Lebens sind, d. h., bloße Scheinbilder des Lebens, oder etwas und nichts.

Sonach wurzelt das Komische in der Tiefe des Lebens: es

ist der durch Vernichtung alles Beschränkten und Endlichen sich selbst verklärende Lebensgeist. Hiemit sind zugleich die Elemente des Komischen bestimmt. Es setzt nämlich ein freyes und ein nothwendiges Element voraus, jenes als das höhere, dieses als das niedere, bedingte und beschränkte, und das freye behauptet sich eben dadurch in seiner höheren Kraft und Wesenheit, daß es das niedere oder beschränkte stets aufhebt, indem es dasselbe im Widerspruche mit sich selbst, folglich als lächerliches und nichtiges darstellt. Das Freye, dem äußern und bedingten so entgegengesetzt, ist der unbedingte, über die zufälligen und nichtigen Lebenserscheinungen erhabene Geist, folglich ein Inneres oder Unsichtbares: die launige und humoristische Stimmung und Ansicht, die, in ihrer Tiefe beharrlich und sich selbst gleich, von außen der wellenspielenden Oberfläche eines flutbewegten Meeres ähnlich ist. Das ferner, was als nichtig dargestellt werden soll, muß von anderer Seite als etwas erscheinen (denn ist es an und für sich selbst schon nichtig, so braucht es nicht erst als nichtiges dargestellt zu werden); es ist etwas in der Meinung anderer oder in seiner eigenen; und dieses etwas faßt der Komiker so auf, daß er es durch den Gegensatz aufhebt, also vernichtet. Ist es etwas ideales und geistiges, so wird er es durch den Gegensatz des Natürlichen, selbst Gemeinen, aufheben; und je stärker die Gegensätze sind, um so wahrhafter und ergreifender wird die komische Darstellung seyn, wie in den Wolken des Aristophanes, wo der ehrwürdige Sokrates als der lächerlichste und eingebildetste Sophist geschildert und sein geistig-ethisches Leben durch den Gegensatz der niedrigsten Bedürfnisse als nichtig dargestellt wird. So wie im Leben überhaupt Freyheit und Nothwendigkeit stets verknüpft sind, so stehen auch im Menschen zwey Elemente in Wechselwirkung: ein freyes, sein geistiges, ethisches Leben, und ein nothwendiges, sein physisches: sowohl die körperliche Natur mit ihren niederen Bedürfnissen, als auch die Sinnlichkeit überhaupt, und alles mit der höheren Natur des Menschen, folglich von seiner Willkür unabhängig gesetzte und bestehende; diese Nothwendigkeit schließt also auch die höheren Triebe, die unwillkürlichen Wünsche und Bestrebungen des Menschen in sich; sie ist überhaupt das Ursprüngliche und Unwillkürliche des menschlichen Wesens, welchem das seiner selbst bewußte Streben und Erkennen, der Wille und der Verstand, entgegenstehen. Auf dem Wechselspiele, dem Kampfe und der gegenseitigen Vernichtung dieser in sich unendlichen Elemente beruht das Komische des Menschen, dessen Betrachtung unserm Geiste nicht nur namenloses Ergötzen gewährt, und unser Gemüth in selige Heiterkeit auflöst, sondern auch Geist und Gemüth läutert, sie nicht bloß von Thorheit, verderblichen Neigungen, schädlichen Einbil-

dungen u. s. f. befreyend, sondern überhaupt auch über die Beschränktheit der wirklichen Welt erhebend, und das selige Gefühl des vollkommnen, wahrhaft freyen Lebens ihnen einflößend. Wenn die Alten von der Tragödie behaupteten, daß sie eine καθαρσις sey (nicht in jenem empirisch-moralischen Sinne, in welchem es Aristoteles verstand, sondern in der ächten orphischen Bedeutung des Wortes: Reinigung und Heiligung), so kann dieses vielleicht mit noch größerem Rechte von der Komödie ausgesagt werden.

Diese beyden Elemente, die Freyheit und die Nothwendigkeit, erkennt auch der Verfasser als die zwey Hauptbestandtheile des Komischen an; die letztere nennt er Natur (allgemeiner, und um Mißverständnisse zu vermeiden, würden wir es lieber das Unwillkürliche oder Nothwendige nennen). Beyde müssen als handelnde Gegensätze gedacht werden, und der Mensch selbst zwischen beyden in der Mitte schweben, bald von diesem bald von jenem bestimmt, aber so, daß das eine Element immer dem andern entgegentritt, und es vereitelt, oder als nichtig und lächerlich darstellt. Die Freyheit setzt als Vermögen zu wählen dreyerley voraus: 1) Verstand, wodurch und wonach sie wählt; 2) Mittel der Wahl; 3) leitende Ideen, welche der Wahl einen Zweck und eine Richtung geben. Die Natur schließt mit dem Leblosen zugleich etwas lebendiges, mit dem Bestimmten eine ewige Selbstbestimmung, also Geist und Willen in sich, und wirkt durch Zufall und Gesetz auf uns ein. Auf dieser Doppelheit, fährt der Verfasser fort, beruht ihr komisches Wirken, das unmöglich seyn würde, wenn alles entweder völlig unbestimmt oder völlig bestimmt wäre; denn die völlige Unbestimmtheit würde alles in ein nichtiges Schwanken auflösen, wobey kein Handeln statt finden könnte, weil auf nichts gewisses mehr zu rechnen wäre; die völlige Bestimmtheit dagegen würde keinem Fehlen und Irren, keinem Zufalle u. s. f. mehr Raum lassen. Das Komische schwebt immer zwischen dem Bedingten und Unbedingten, zwischen Körper und Geist, Natur und Freyheit. Objektiv gründet sich das Lächerliche auf das Vorhandenseyn einer Körperwelt, oder auf die Einkörperung des Geistes, wodurch seine Freyheit beschränkt und lächerlich wird. Darauf prüft der Verfasser die herrschenden Definitionen des Lächerlichen, und zeigt, treffende Bemerkungen einstreuend, das Einseitige derselben.

Mittel der Darstellung des Lächerlichen. Von der größten komischen Wirkung ist alles das, was den Menschen zur Sache zu machen scheint, und eine instinctartige Naturwirkung offenbart. So ist alles Erscheinen von Personen auf dem Theater, wenn sie nur als Masse dienen müssen, komisch. Um die Gewohnheit zu beseitigen, welche das Komische unterdrückt, ist die objective Entfernung, und die veränderte Proportion der Gegen-

stände erforderlich. Ein Hauptmittel der komischen Darstellung ist der Contrast, der um so auffallender wird, je geistiger in der Zusammenstellung das eine, und je sinnlicher das andere ist; darum strebt der Ausdruck im Komischen nach dem Kleinsten und Speciellsten, und vermeidet so viel als möglich das Allgemeine. Subjectiv, von Seiten des Dichters, gibt es ebenfalls vielerley Mittel oder Darstellungsweisen des Komischen. Zunächst die Naivetät, worin entweder der Dichter sich äußert, oder seine Personen sich äußern läßt. Sie ist eine einfache, unbefangene Aeußerung unschuldiger, in Absicht auf den Verstand noch halb befangener Gemüther, die halb unbewußt etwas treffendes sagen, das sich unmittelbar aus einem dunkeln Gefühle über einen Gegenstand entwickelt. Die Naivetät hat etwas komisches an sich, weil sich das Willkürliche und das Unwillkürliche in ihr mischen: wir sehen gleichsam den freyen Verstand von der Natur übertroffen und beschämt. Der Naivetät stehen der Witz und der Scharfsinn entgegen, die bewußterweise Verstand und Klugheit zeigen. Der Witz geht auf entfernte Aehnlichkeiten und auf entfernte Verschiedenheiten, die nicht jeder bemerkt, obgleich bemerken könnte. Mit dem Witze ist oft der Scherz verbunden, oft aber erscheint er auch für sich. Der Scherz läßt das wirkliche Leben als ein Spiel zur Lust in der Beschauung vorübergehen, und es ist hier nicht die Sache selbst, welche komisch wirkt, sondern nur ein Bild, eine Vorstellung davon oder eine Anspielung auf ein Verhältniß, das als komisch gedacht wird; sein Element, seine Ursache und Wirkung ist gegenseitige Heiterkeit und Erhebung des Gemüths über alle Fesseln. Noch höher steht die Laune, die innere Regsamkeit eines frohen Genius, der sich des ganzen Menschen bemächtigt. Wenn sich der Scherz mit Heiterkeit begnügt, so geht die Laune in Lustigkeit über. Die Laune ist gleichsam nur eine lyrische Stimmung, der Humor aber ein Product des Geistes, ja der Geist selbst. Er ist nicht so wohl empfindend, als beschauend; keine Aufwallung, sondern ein ruhiger und doch aufs höchste beseelter Zustand; keine fortreißende Frohlichkeit, sondern ein Erhabenseyn und Herrschen über alles, aber kein Herrschen mit Kampf, sondern eine völlig friedliche Vereinigung mit dem waltenden Naturgeiste, ein williges sich Hingeben in den höchsten Willen, und doch zugleich ein völliges Freyseyn. Er setzt alle Dinge der Körperwelt in eine Verwandtschaft, hebt eine Einzelheit durch die andere auf, belebt aber alle einzelnen Theile wieder um des Ganzen willen, um das Spiel einer Welt daraus hervorgehen zu lassen: in Beziehung auf das Einzelne dem heiteren Spiele sich überlassend, ist er in Beziehung auf das Ganze, auf die Idee, worauf sich alles zurückbezieht, ernsten und tragischen Geistes. Vom Humor noch verschieden ist das Romanti-

sche, das den Weltgeist mehr als etwas verborgenes ahnen, als in den Kräften sichtbar werden läßt. Das Romantische mischt zur Phantasie mehr dunkles Gefühl, der Humor mehr Verstand und Geist. Im Märchen durchdringen sich beyde, so daß der Humor schafft, und die Romantik das Geschaffene zu ihren Zwecken gebraucht.

Die Darstellungsmethoden sind Parodie, Travestie, Persiflage und Ironie. Die Parodie ist das einem andern so nachgebildete Gedicht, daß man einen Theil der Worte beybehalten, und neue Verknüpfungen gemacht, folglich ein neues Gedicht mit einem ganz anderen Inhalte hervorgebracht hat; sie ist das im Ganzen, was im Einzelnen ein Wortwitz und Wortspiel ist, gleichsam ein fortgesetztes melodisches Wortspiel. Die Travestie dagegen, die sich auf den Inhalt hinrichtet, hat die Absicht, das Ernsthafte in etwas lächerliches zu verwandeln. Wendet man das, was Parodie und Travestie in Gedichten thun, auf Personen an, so entsteht die Persiflage. Wenn die Persiflage mehr auf die Sache geht, und ernste Mißbilligung enthält, so gränzt sie an die Satyre; treibt sie aber mehr um der Form und des Witzes willen ihr Spiel, so ist sie dem Scherze verwandt; nur ist der Scherz unschuldiger, aus einem heiteren Gemüthe entspringend, und den Zweck der Lust nicht verhehlend, indem er auch etwas erdichtetes bey seinen Behauptungen voraussetzt; dagegen wird die Persiflage durch einen wirklichen Gegenstand erzeugt, und ihre Aeußerungen sind eine Sache des Verstandes, darum mit einer gewissen Kälte verbunden. Wenn sich die Parodie, Travestie und Persiflage an etwas anlehnen, und das Objective zu etwas subjectivem verarbeiten, so verbirgt dagegen die Ironie das Subjective (ihre Meinung), und stellt das Objective zur eigenen Wirkung des Komischen hin; was sie daher mit dem größten Scheine der Billigung hinstellt, das muß sie so in der vermeintlichen Vollkommenheit versichtbaren, daß gerade der falsche Schein ihre Unächtheit verräth. Um das Falsche des angeblichen Wahren desto sicherer zur Erkenntniß zu bringen, hat sie ihr Hauptaugenmerk auf den falschen Schein desselben gerichtet, welchen sie als den objectiven Verräther am meisten hervorzieht, und dessen Sprache sie studirt. Je mehr Scheingründe jemand für eine falsche Sache zu erfinden vermag, desto feiner ist seine Ironie.

So der Verfasser. Unserer Ansicht nach ist das Naive kein besonderes und subjectives Darstellungsmittel des Komischen, und überhaupt scheint uns der Ausdruck: Mittel oder Darstellungsweisen, das Komische zur Wirkung zu bringen, nicht treffend gewählt; denn Witz, Scherz, Laune und Humor sind nicht äußere Mittel oder Darstellungsweisen, unter denen der

Dichter nach Willkür oder Gutdünken wählen könnte, vielmehr sind sie die subjectiven Elemente des Komischen, die nach Verschiedenheit des ursprünglichen Characters, und der Stimmung des dichtenden Individuums hervortreten, bald eines für sich allein, bald mehrere in Verbindung miteinander. Diese Elemente lassen sich auch bestimmter bezeichnen, und bedeutsamer ordnen. Das Komische ist nämlich entweder reine Lust, natürliches, absichtloses Spiel: dieß ist der Scherz; oder es ist innerlich erregtes, und auf momentane Stimmung sich gründendes Leben, das ist Laune. Den Scherz können wir demnach als das objective Element des Komischen bezeichnen, die Laune als das subjective. Jeder Gegensatz sucht, wie im Leben überhaupt, so auch in der Kunst seine Einheit, jede Polarität ihre Indifferenz; die Einheit des Gegensatzes ist aber in der vollendeten Bildung gedoppelt, weil die Einheit an sich als lebendige und wahrhafte (sich selbst setzende und bestimmende) in sich selbst gedoppelt ist, nämlich Einheit (Prädikat-Object) ihrer selbst (Subject). So durchdringen sich auch Scherz und Laune objectiv im Witze, und subjectiv im Humor; denn der Witz ist die scherzende Laune, oder der launige Scherz, und was der Witz, die objective Einheit des Scherzes und der Laune, als äußeres Spiel ist, das ist der Humor, die subjective Einheit des Scherzes und der Laune, als inneres Leben; der Witz richtet sich daher auch auf das Einzelne und Besondere hin: er ist selbst der einzelne schnell treffende Blitzstrahl des Geistes; der Humor verbreitet sich dagegen als innerlich erregter, zugleich ruhiger und zugleich bewegter Lebensgeist über die Gesammtheit, und unbekümmert um das Bestehen des Einzelnen, auf welches der Witz seine vernichtende Kraft hinrichtet, trachtet er nur nach Versinnlichung seiner Idee des Lebens, als eines ewigen Werdens, in dessen unendlich mannigfaltigem Spiele alles äußere Bestehen nichtig ist, als Andeutung des inneren, ewig in sich unwandelbaren Lebensgeistes aber tiefe Bedeutsamkeit hat. Nebenformen sind das Naive und das Lustige; jenes schwebt zwischen dem Scherze und dem Witze in der Mitte, dieses aber ist das Vermittelnde des Witzes und der Laune. Diesen vier Elementen des Komischen entsprechen die vier Darstellungsweisen desselben: dem Scherze die Parodie, der Laune die Travestie, dem Witze die Persiflage und dem Humor die Ironie; und gleichwie der Humor im Gegensatze zum Scherze, zur Laune und zum Witze, als den eroterischen Elementen des Komischen, das eigentlich esoterische ist, so ist die Ironie in Vergleichung mit der Parodie, Travestie und Persiflage, die Mystik des Komischen.

Im achten Kapitel betrachtet der Verfasser die Entstehung der verschiedenen Arten von Lustspielen: das Scherzspiel, Intriguen-

stück, Situationsstück, das bürgerliche Lustspiel, das Sittenlustspiel, das Characterstück, das große oder heroische Lustspiel, und das hohe Lustspiel oder das Märchenspiel, ferner die Posse, die komische Operette, das komische Ballet, das Puppenspiel und das Schattenspiel. Darauf werden die Arten und Abarten des Lächerlichen aufgezählt: das Drollige, Possirliche, Schalkhafte, das Schadenfrohe, das Höhnische, Frevelhafte und Frivole, das Satyrische und die höchsten Grade des Komischen. Das Komische erreicht nämlich den höchsten Grad, »wenn es eine Fülle von wirkenden Kräften, sowohl von Seiten der Natur, als von Seiten des Menschen, offenbart, und unsere Betrachtung wie in einen Zauberkreis gebannt wird, wo überall eine neue Ursache des Lachens uns entgegen tritt. Es ist um so vollkommner, je mehr Geist und Idee sich mit der vollen Sinnlichkeit verbindet.«

Im zehnten Kapitel handelt der Verfasser von der Schönheit des Komischen in der Darstellung. Nicht Caricatur, diese Darstellung der Wahrheit auf Kosten der Schönheit, ist das Wesen des Lustspiels, sondern das Ideal der Kunst in der Darstellung ist die tiefste Auffassung und Ausprägung eines Characters bis zu der Vollkommenheit, daß er das Schaubild werden kann von allen ihm ähnlichen Gestalten. »Die Handlung des ganzen Stücks muß ferner zwischen stäter Dissonanz und Harmonie hindurch laufen, und, wenn nicht eher, doch zuletzt, einen harmonischen Schluß hervorbringen.

Angehängt sind Folgerungen und Regeln für den Lustspiel-Dichter, den Schauspieler und den Zuschauer. Nur einiges wollen wir noch daraus hervorheben. Der Dichter muß überhaupt im Komischen für den sinnlichen und geistigen Antheil zugleich sorgen, und weder in das bloß Materielle ohne Idee, in Verzerrung und Häßlichkeit, noch in bloße willkürliche Spielereyen übergehen. Das Geistige muß in der Sinnlichkeit, im Einzelnen, im Individuellen sichtbar hervortreten, und Freyheit und Nothwendigkeit in der gemeinsamen Berührung erscheinen. Da der Humor sich über alles erhebt, und alle menschlichen Angelegenheiten als ärmlichen Behelf betrachtet, so kann auch das Lustspiel in seiner ganzen Große und in seinem Umfange nur in einer Republik gedeihen, wo jeder mitbauend und bessernd auch alles tadeln darf.« — Eben so treffend sind die Bemerkungen über den Schauspieler, und ganz aus der Tiefe des komischen Geistes ist die Schilderung des ächten, humoristischen Schauspielers geschöpft. Der Zustand der Reflexion und Besonnenheit gibt ihm eine ruhige, ernste Stimmung (daher im gewöhnlichen Leben das finstere, verdrießliche Ansehen des Komikers, dessen Gleichgültigkeit nicht selten in kalten Trübsinn übergeht); wenn er aber aufgeregt wird, und das Spiel des Kampfes ihn ergreift, dann verwandelt er seine Reflexion in

Handlung, zeigt an sich selbst den Zwiespalt eines anderen, und stellt mit heimlicher Verspottung einer so gearteten glückseligen Freyheit das wirklich dar, was er vorher nur im Gedanken trug. Dabey ist er ganz ernst, ganz verloren, ganz vertieft und wie verwandelt in seinen Gegenstand. Durch alles blickt eine Herrschaft des Geistes, eine gewisse Ironie hervor, aber äußerlich bleibt er in der reinen Objectivität; es ist, als ob noch das Lächeln und die Freyheit eines Dritten (seine eigene, stille Ironie) hindurch schauete. Vorzüglich muß der Komiker auf die Verbindung des Sinnlichen und Geistigen aufmerksam seyn, und gerade zur rechten Zeit den Körper in Bewegung setzen. Die geringfügigsten Dinge (wie das Vorwärtsschreiten, das Stillstehen, Stutzen, Aufhorchen, den Kopf drehen u. a.) beym rechten Worte und in der rechten Pause angebracht, sind nicht allein als Zeichen des Willens, sondern auch als das Unbewußte eines unwillkürlichen Ausdrucks, als eine mithandelnde Sinnensprache, welche die Freyheit an sich schon persiflirt, von der herrlichsten, ja von wunderbarer Wirkung, so daß die Worte dagegen oft nur wie todte Unterlage erscheinen, woraus sie erst den Geist und die komische Kraft wecken müssen. Es geht fast über alle Begriffe, wie an einem Komiker alles komisch werden kann; das gleichgültigste Wort in seinem Munde trägt einen Sonnenstrahl seines Humors, die geringste Bewegung ist Verrath der Seele. Der ächte Komiker wird nicht in das Gemeine verfallen, vielmehr auch das Aergste so aus der menschlichen Natur herleiten, daß es für den, der ihm mit der Phantasie folgen kann, nicht Uebertreibung wird. Die Regel besteht hier darin, daß er das Thierische vermeiden muß, und alles, was darauf hindeutet. — Der Zuschauer muß im Lustspiele weder an ein Resultat, noch an eine Moral, noch an irgend eine Beziehung auf das praktische Leben denken, die Personen erscheinen ihm weder zur Nachahmung noch zur Warnung. Wer sich nicht stark genug fühlt, die Menschheit in ihrem Werden und in ihren Ausartungen ohne hinzugefügten Urtheilsspruch zu sehen, wer noch für die Züchtigkeit und Reinheit seines Herzens zu fürchten hat, wenn er ein Gemisch von mancherley Menschen in ihrem ungeläuterten Zustande seiner Phantasie vorüberführt, und noch nicht selbstständig genug das Ganze mit der Idee und Vorstellung beherrschen kann, der bleibe lieber von dem Uebermuthe und der objektiven Sorglosigkeit des Lustspiels entfernt.

Möge uns der Verfasser, der in dieser Schrift eben so wohl sein unbefangenes und treffendes Urtheilsvermögen bewährt, als seine Geschicklichkeit an den Tag gelegt hat, seine Gedanken einfach, klar und lebendig auszusprechen, bald mit ähnlichen Versuchen über Gegenstände der Kunst beschenken.

A.

Art. VII. Georg Zoega's Abhandlungen. Herausgegeben von Fried. Gottlieb Welker, Professor und Mitglied der königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen, der italienischen Akademie Correspondent. Mit 5 Kupfertafeln. Göttingen in der Dietrichischen Buchhandlung, 1817. 8. S. 420.

Zoega's bisher zerstreute antiquarische Abhandlungen, theils gedruckt, theils ungedruckt, aus dem Lateinischen, Italienischen und Dänischen ins Deutsche übersetzt, und in einen Band vereint, sind ein erwünschtes Geschenk, das jeder Alterthumsforscher ohne Verzug sich anzuschaffen bedacht seyn muß, und wofür der Herausgeber den lauten Dank des antiquarischen Publikums verdiente, wenn er dieselben auch nicht mit eigenen belehrenden Zusätzen und Nachträgen ausgestattet hätte. Je reicher und sachhaltiger die Abhandlungen, desto weniger kann hier von einem befriedigenden Auszuge derselben die Rede seyn, weil, um mit Nutzen gelesen zu werden, dieselben durchaus studiert werden müssen; zur Erweckung der Lesebegier mögen aber die folgenden Andeutungen genügen. Ueber eine einzige dieser Abhandlungen, nämlich die von den römischen Kunstdenkmälern, welche den Dienst des Mithras betreffen, steht dem unterzeichneten Recensenten ein so umständlicheres Wort zu, als er die von ihm über das Mithras-Denkmal im k. k. Antiken-Kabinete (in der Wiener Literatur-Zeitung 1816, Seite 1462) aufgestellte indische Ansicht wider die Meinung des Herrn Professors Welker zu vertheidigen, und bey dieser Gelegenheit abermals zu zeigen gesonnen ist, wie der Weg aller Forschungen in der Mythologie der Griechen und Römer (oder Etrusker) über Klein-Asien durch Persien, oder über Syrien durch Aegypten, nach Indien hinaufführe.

Philologische Beschränktheit findet es zwar noch heute bequem dem mythologischen Systeme der Griechen, Syrer und Aegypter keine weiteren Gränzen, als die dieser Länder und ihrer Sprachen zu stecken, und die weitere Forschung nach Osten hin für traumgleich, luftig oder spielend zu erklären; aber die lichtvollsten Resultate, über den Zusammenhang alter Religionen, welche durch die Forschungen eines Creuzer, Hug, Görres, Schelling, Ast u. s. w. in Deutschland, und durch die Studien gelehrter Engländer in Indien bisher gewonnen wurden, sind nur auf diesem Wege erhalten worden. Man erinnere sich des Geschreyes, das vor zwanzig Jahren in Deutschland erhoben ward, als Sir William Jones zuerst in seinen bey der Gründung der Gesellschaft von Calcutta vorgetragenen sechs Abhandlungen, den großen Wink der Iden-

tität griechischer und indischer Mythologie gab. Dieses Geschrey ward von hellenistischen Pfahlbürgern erhoben, die den Horizont griechischer Mythologie und Philosophie von dem, mit ihm doch unmittelbar verfließenden, weiteren Gesichtskreise des Orients genau zu trennen, und scharf abzuschneiden vermeinten. Alle seit der Gründung der Gesellschaft von Calcutta durch ihre Mitglieder auf dem Wege ihres Stifters angestellten mythologischen Untersuchungen haben dieselben Resultate gegeben, so daß mit jedem Bündel von Abhandlungen ein Bündel voll Lichtstrahlen auf das Dunkel der ältesten Religionen gefallen ist. Die Mysterien des indischen Mythos sind zwar noch lange nicht genug enthüllt, und die Schätze der heiligen Sanskrit noch viel zu wenig bekannt, um schon überall so hell zu sehen, als es die Entfernung der Zeiten und Länder erlaubt; aber selbst des Bekanntgemachten ist schon genug, um zwischen dem Mythos des südwestlichen Asiens und südöstlichen Europas weit mehrere Fäden anzuknüpfen, als es rein abgeschlossene griechische Philologie gestatten will. Zwar steht Griechenland einzig in der Völkergeschichte da durch die Ausbildung seines Schönheitsgefühles und die Wunder seines Kunstsinnes, wodurch es, ohne Muster der Vorwelt, der Nachwelt immer einziges Muster bleibt. Die Kunst aber auch allein ist das dem Griechen von der Natur ausschließlich verliehene Erbe; denn alle Weisheit der Philosophie und der Religion hat derselbe nicht wie sein Schönheitsgefühl aus sich selbst herausgebildet, sondern sie ist ihm vom Orient auf verschiedenen Wegen durch Ansiedelungen und Eroberungen, durch Völkerzüge und durch Reisen der Philosophen zugekommen. Nur die Kunst ist die eingeborne Pflanze des griechischen Bodens, alle andern Früchte geistiger und religiöser Kultur sind aus dem Oriente dahin verpflanzt, unter griechischem Himmel aber von dem vorherrschenden Einfluße der Schönheit verschiedentlich gefärbt und versüßet worden

Die Spuren der ältesten orientalischen Philosophie liegen in den Werken der griechischen Philosophen (vor allen Plato's) zu Tage, und die gelehrtesten der Kirchenväter, wie auch Philo, sind von den neuesten Geschichtsschreibern der Philosophie oft mit Unrecht getadelt worden, daß sie Plato's Dogmen und die Lehrsätze griechischer Philosophie in den Schriften des alten Bundes nachzuweisen sich bemühten. So auch die Spuren der ältesten orientalischen Mythologie, von den Fragmenten des Phrekydes angefangen, bis auf die Bruchstücke der spätesten griechischen Mythologen. Diese Spuren der ältesten Weisheit und Götterlehre aus den erhaltenen Resten der griechischen bis zu dem Urquell in Osten zu verfolgen, und dadurch das Studium der alten Reli-

gionen nicht zu verwirren, sondern zu entwirren, ist der Zweck der obbenannten sehr schätzbaren Forscher und auch der unserige. Ohne entscheiden zu wollen, ob jenes Urland aller Bildung, das von einigen in Ur oder Chaldäa gesucht wurde, Persien (nach Sir William Jones) oder (wie uns am wahrscheinlichsten) Indien gewesen sey, so ist es genug, hier zu behaupten und fragmentarisch zu beweisen, daß die bey den Arabern und Persern (vor und auch nach dem Islam) erhaltenen Sagen uralter Mythologie die Straße bezeichnen, wie die Lehren des ältesten Mythos durch das Mittel dieser west- und südasiatischen Völker über Kleinasien und Syrien nach Griechenland vorgedrungen sind. Den Liebhaber des Mythos und des Alterthums wird es nicht reuen, uns auf diesen mythologischen Ausflügen zu begleiten.

Wir fangen bey den Arabern an, und gehen dann auf die Perser über.

Wir wissen aus den Griechen, daß die Araber den Bacchus und die Venus verehrten, jenen *Δυζαρες* diese Μυλιττα oder *Αλιττα* nannten, und unter der Gestalt eines Steines verehrten (*Herodotus*, Maximus Tyrius XXXIII. und *Clemens Alexandrinus* in protreptico). Diese beyden Gottheiten finden sich ein, Koran unter den Namen Al-usa العزى und Al-lat اللاة und die Verehrung des schwarzen Steines der Kaaba ist durch den Islam bis auf den heutigen Tag geheiliget worden. Die anderen Idole, deren der Koran (Sura LXXI. V. 23. 24) erwähnt, sind Wodd, ود Suwaa سواع Jaghuß يغوث und Jaghuk يعوق worüber Selden (de Diis Syris) und Pocoke (Specimen historiae Arabum) nach den arabischen Commentatoren so manches ganz Unhaltbares gesagt haben, ohne in Wodd und Suwaa den Buda, oder Wodan und den Siwa der Inder zu erkennen. Eben so ist Menat مناة nach aller Wahrscheinlichkeit mit dem indischen Menu verwandt, und da der Bacchus der Griechen bekanntermaßen dieselbe Person mit dem Rama der Inder ist, so dürfte der Beyname Dusares wohl mit dem Feste Dussera, welches jährlich am 10ten des Monates Aswin zu Ehren eines großen von Rama erfochtenen Sieges in Indien gefeyert wird (siehe Lord Valentia, Turner und Polier, II. S. 86) in Verbindung stehen. Denn der Vater Rama's hieß Dusserot (*Polier* Mythologie des Indiens, I. 3.) Endlich war das berühmte Idol Hobal des Mohammed bey seinem Einzuge nach Mekka von der Kaaba niederstürzte, wohl kein anderes, als der Sonnengott Baal, den

die Sidonier (Moses, I. Cap. 58) mit den Worten: Hobal d. i. O Baal הכעל anriefen.

Die Namen der Gemahlin Rama's Sitta (auch Astarte hieß Sida nach Cedrenus bey Selden Synt. II. C. 4.) und Krischna's (Radha) bedeuten noch im Arabischen die Frau, Sitte ست und die Folgsame (راضية von رضي) so wie Ilita, die Gemahlin Siwa's (als Helferin der Geburten) augenscheinlich die Illythia der Griechen, die Lilith der Hebräer, und die Leila (Nacht) der Araber ist, bey denen sich auch die Maja der Inder (bey den Griechen die Mutter des Hermes) noch heute als abgezogener Begriff des Bildungsstoffes Maje مايّة findet.. Der Gesammtnamen der Kabiren كبير (deren Einzelname man im Sanskrit wieder aufgefunden), der ihres Begleiters Kamil كامل und ihres Vaters Siddik صدّيق *) finden sich in mehreren semitischen Sprachen, aber in keiner ungezwungenerer als in der arabischen, in welcher sich sogar ihr Beyname der Pataiken بطاقة erhalten hat. In Indien ist der Gesammtname Kabir heute der Name des Gottes des Reichthums. (S. *Polier* Mythologie des Indiens. II. pag. 258), der sich auch sogar in Japan unter den Namen Kewira als der Gott des Reichthums wieder findet, mit einem Hammer in der Hand, womit er, was er will, aus der Erde herausschlägt, so wie die Kabiren als metallurgische und demiurgische Gottheiten den Hammer führen. Wie sich die Sage von Kabir und seinem Sohne Kamil in Indien heute als Legende gestaltet, findet sich bey Polier, tom. II. pag. 334; in Syrien ist der Name Pataiken auf die Brieftauben übertragen worden, und an die Stelle der ersten als Beschützer der Schiffahrt sind die Sie-

---

*) Siddik صديق hebräisch צדיק (nicht zu verwechseln mit Sadik صادق צד. Voltaire's Zadig) heißt der höchst Wahrhafte, und dürfte daher ursprünglich mit dem indischen Satjük d. i. dem goldenen Zeitalter der Wahrheit und Unschuld verwandt seyn. Diesen Namen trug der indische Dschudister, der hebräische Melchisedek الملك الصّديق, der ägyptische Joseph und der Nährvater Jesus herunter bis zu Ebubekr dem Wahrhaftigen ابوبكر الصّديق

benschläfer mit ihrem Hunde Kitmir getreten, deren Namen noch heute auf türkischen Schiffen angeschrieben, wie ehemals auf phönizischen der der Kabiren. Daß die Diwe der Perser und Dschinnen der Araber von den Dejotas oder Dijutas der Inder abzuleiten sind, ist schon vielfältig bemerket worden, weniger, daß auch der ägyptische Typhon daher abzuleiten sey, und daß die Typhonen und Giganten der Griechen *) sich auch so dem Worte als der Sache nach bey den Arabern befinden. Schon Selden hat bemerkt, daß der Koran den Namen Typhon's in dem seinem Wesen ganz entsprechenden Sinne eines heftigen Sturmwindes طوفان gebraucht, und was die Giganten betrifft, so heißen dieselben dem Araber Dschinn B. Dschan جنّ بن جان (Γι γαν τες), welche vor der Erschaffung der Menschen die Welt beherrschten, und sich wider den Schöpfer empörten, wie die Giganten der Griechen. (Siehe Herbelot unter dem Artikel Gian.)

Endlich hat noch Niemand bemerkt, daß die Athene Onka, d. i. die Minerva der Gephyraer, welche Cadmus mit nach Boiotien gebracht hatte (s. Pausanias, Creuzer II. 399. IV. 568, und Selden Syntagma II.) in dem berühmten gefiederten Weisheits-Symbole der Morgenländer, welches die Perser Simurgh, und die Araber Anka nennen عنقا noch heute wirklich mythologisches Daseyn habe. (Siehe auch hierüber, was Hr. Professor Wahl in den Noten zu seinen Proben aus dem Schahname Fundgruben des Orients. V. Band. S. 365, über die Weiblichkeit des Simurg's bemerket hat); die syrische Legende von der Fee Ankud (siehe Herbelot unter Omm Ankoud) durch den Volksglauben als Helferin wider das Halswehe angerufen wird, hat vermuthlich eben der phönizischen Onka ihr Daseyn zu verdanken. Athene (vom Phönizier Onka, vom Aegypter Neith genannt) wurde vom Araber auf das Gebirge Kaf, so wie die ägyptische Athor unter dem Namen Asara عذارا als Jungfrau des Himmels unter die Gestirne verpflanzt. (Siehe Hug's Untersuchungen über den Mythos der alten Welt. S. 104), und so findet sich denn die ägyptische Neith und Nephthis auch bey den Arabern wieder, deren Sprache auch die Benennungen entnommen sind, unter denen zu Edessa Merkur und Mars verehret ward, indem sie den ersten Monim منعم d. i. den

*) οὐ γαρ Τυφωνας ἐκείνους, οὐδὲ τους Γίγαντας ἄρχειν. Plutarchs Pelopidas 21.

Wohlthätigen, und den zweyten Asis عزيز d. i. den Hochgeehrten nannten (*Julianus* Apostata in hymno ad solem bey Selden Syntagma II. Cap. 1.) Der tyrische Herkules hieß Malekartes: ملك الارض (Malekolers) d. i. der König der Erde und dem assyrischen Jupiter oder Sol wurde der Name des einzigen Gottes Adad (lies Ahad אחד أحد) beygelegt (Macrobius Saturnal. I. Cap. 18.)

Minder ausgemacht ist der Gott Omanes, der vielleicht aus dem Worte Omman عمّان d. i. das Weltmeer als Gott der Gewässer (im Gegensatz mit Adad, dem Gott des Himmels und der Erde) zu errathen ist.

Wie bey den Arabern, so finden sich auch bey den Persern häufige Spuren nicht nur in den alten Sendbüchern, sondern auch in den Vedas, deren Lehre auf diesem Wege in die vorder-asiatischen Religionen, und durch dieselben in die griechische übergegangen ist. Einzelne Uebereinstimmungen persischer und ägyptischer Religionslehre dürfen uns nicht Wunder nehmen, und nicht wechselweise von einander abgeleitet werden, da deren gemeinschaftlicher Ursprung höher in einem älteren Religionssysteme zu suchen ist. So findet sich z. B. Herakles, der bey den Aegyptern Σωμ hieß, in dem Herkules des alten persischen Heldenbuches des Schahname als Sam سام wieder, und nach einer Stelle des Berosus beym Agathias wurde derselbe von der Indern Σανδης genannt. So hießen die Aegypter (nach Vetius Valens Antiochenus bey Selden Syntagma I. Cap. 6), den Mars Αρτης, mit einem ganz persischen Worte Art آرد, welches stark, mächtig, tapfer bedeutet, in Ardeschir, آردشير (Artaxerxes) und anderen vorkömmt, und der Wurzel nach in Kartikia, dem Mars der Inder, vorhanden ist. Der uranfängliche Gott der Orphiker, der zu Alexandrien verehrte Aion Αιων, von welchem die fünfte der vorliegenden Abhandlungen Zoega's handelt, ist die grenzenlose Zeit Avan اوان der Sendbücher, er hieß Πρωτογονος Αυτογονος, Ωογενης d. i. der Erstgeborne, der Selbstgeborne, der Eygeborne. Nach Orpheus wurde, wie Athenagoras lehrt, aus dem Wasser und Schlamm eine Schlange mit einem Löwen- und Stierkopf und einem Gottesgesicht zwischen beyden geboren, deren Brut, ein ungeheures Ey, in zwey Theile zerborst, aus deren

oberem der Himmel, und aus dem unteren die Erde ward. Dieses ist ganz die Lehre der indischen Weltschöpfung, wo ebenfalls das Weltey in zwey Theile zersprungen, deren einer die Oberwelt, und der andere die Unterwelt bildet. (S. Moore's Ind. Pantheon und Maier's mythologisches Lexikon 1. Th. S. 261). Die Inder stellen das Weltey von der Schlange Ananda (Ohnende), d. i. der Unendlichkeit (Αιων) umschlungen, die Japaneser vom Stiere gerollt, vor. Dieser Weltstier, dessen Haupt der orphische Chronos mit einem menschlichen verbunden trägt, findet sich ganz in der Lehre der Sendbücher, wo der Stier den ersten Menschen und den Urstier zugleich vorstellend, als Stier Abudad, als Mensch Kaiomorts oder nach der heutigen Aussprache Kajomers كيومرث heißt. (S. Bundehesch III. in Kleuker's Zend-Avesta pag. 63 und 129). Dieser Mythos des Stiermenschen, der in der orphischen und parsischen Lehre so klar zu Tage liegt, ist von der höchsten Wichtigkeit, und wir werden bey Gelegenheit der Mithras-Mysterien wieder darauf zurückkommen. Eine Spur davon hat sich auch im griechischen Minotaurus erhalten, dessen erste Namenshälfte Minos mit den Menus der Inder, vollkommen zusammenstimmt. Beyläufig bemerken wir, daß das indische Wort Men der Verstand (Μῆτις) und Ueberlegung auf persisch Menisch منش das Stammwort des lateinischen Mens und des deutschen Mensch ist.

Eine der schönsten Mythen aller Religionen ist die der persischen Anahid اناهيد, d. i. der griechischen Αναιτις, der sogenannten persischen Artemis oder Venus Urania, welcher zu Babylon, Ekbatana, Komane, Aklissene, Zela Tempel geweiht waren, mit Gott geweihten Dienern ἱεροδουλοις und Tempelmädchen ἱεραι, welche sich den Fremden preisgaben, und die Reichen auszogen (Herodot, B. II. Strabo, B. XII. §. 36.), wie noch heute die indischen Bajaderen so manchen Nabob. Diese persische und armenische Anaitis war, wie schon Hr. Hofr. Creuzer es treffend durchgeführt hat, eine und dieselbe Göttin mit dem höchsten Ideale der weiblichen Natur (deren Attribute Isis und die Diana von Ephesus trugen). Die assyrische Himmelskönigin Baaltis Urania, einer Nachricht Herodot's zu Folge dieselbe mit Derketo der Göttin von Askalon, oder Atargatis der Göttin von Hierapolis, wurde unter den Namen Zarete, Ζαρητις, Astarte Αςταρτη, Alitta Αλιττα, oder Mylitta Μυλιττα; Mithra Μιϑρα und Aine Αινη (daher

Aeneas der Sohn Aphroditen's) und als Anaitis *Αναιτις* in Medien und Assyrien, in Arabien und Syrien, in Armenien und Persien, in Pontus und Kappadokien bis an den Bosporos als **Aphrodite, Urania, Artemis, Persephone, Luna** und **Diana lucifera** u. s. w. allgemein verehrt.

An allen diesen Tempeln wurden Orgien und Mysterien gefeyert, und Artaxerxes Memnon empfing bey seiner Thronbesteigung unter feyerlichen symbolischen Gebrauchen die höheren Weihen einer Göttin, welche mit der Athene verglichen wird, und gewiß keine andere, als die assyrische oder armenische Anaitis war, deren Namen Nahid ناهيد auch mit dem der ägyptischen Athene Neith zusammentrifft. »Ihre Mysterien »zu Pasargada« (sagt Hr. H. Creuzer) »waren wahre Thesmophorien, Feste des Aufgangs und Anfangs des geordneten Staates; die Gottheit, der sie gelten, ist der Quell aller »natürlichen Güter, und aller bürgerlichen Wohlthaten; Liebe »und Ordnung kommen von ihr« (Creuzer's Symbolik, IV. Seite 226). Wie gegründet diese Ansicht sey, erhellet am besten aus dem noch heute im ganzen Orient lebendigen, durch den Koran beglaubigten und durch die neuere persische Dichtkunst frisch ausgebildeten Mythos von Nahid oder Anahid, dem weiblichen Genius des Morgensternes (von den Arabern Sühre زهره genannt, daher die *Ζαρητις* des Hesychius), welche als Göttin der Liebe und Ordnung unter dem Getöne der mit den Strahlen der Sonne besaiteten Lyra den Reigen der Sphären mit lichtem Einklang anführt, und die Harmonie des Weltalls regiert. Ein Symbol des Falles höherer Naturen und des Aufschwungs der Seele aus der Befangenheit der Sinnlichkeit in die höheren Regionen des Lichtes und himmlischer Klarheit durch Liebe und harmonische Ordnung.

Anahid oder Nahid war nach der persischen Sage die schönste und tugendhafteste der Menschentöchter, deren Schönheit und Tugend Erde und Himmel in Bewegung setzte. Harut und Marut, zwey höhere Geister, erhielten vom Herrn des Himmels die Erlaubniß, auf Erden, jedoch nicht als Engel, sondern als Menschen, handeln und wandeln zu dürfen, daß sie sich selbst überzeugen möchten, ob es den in Sinnen befangenen Sterblichen so leicht sey, der Herrschaft der Sinne nicht zu unterliegen, und den Himmel zu verdienen. Sie gingen die Bedingniß ein, und wurden das heilige Wort gelehret, wodurch sie vom Himmel nieder zu steigen, und wieder aufzuschweben vermöchten. Anahid für welche sie in sträflicher Liebe entbrannten, versprach ihnen Gewäh-

rung ihrer Wünsche, wenn sie ihr das heilige Wort lehren wollten. Kaum hatten Harut und Marut dasselbe durch die Mittheilung in so sträflicher Absicht entweihet, als sie es vergaßen, und Anahid, die es aussprach, erhob sich kraft desselben in den Himmel, wo sie zur Belohnung ihrer Tugend in den Morgenstern als Genius desselben versetzt ward. Dort führt sie mit Sonnenstrahlenbesaiteter Lyra den Reigen der Gestirne und die Harmonie der Sphären an, während Harut und Marut zur Strafe dafür, daß sie statt zu führen, verführen wollten, bis an den jüngsten Tag im Brunnen zu Babel in Ketten aufgehangen sind, und als Schwarzkünstler die Menschen Zauberey lehren. Alle Gedichte der Perser und Türken wimmeln von Anspielungen auf die schöne Lautenspielerin des Himmels und den Reigen der Sterne, die nach ihren Tönen tanzen.

Dieser ganze schöne Mythos der Diana Phosphora, der ganz eigentlich in Persien oder Arabien einheimisch zu seyn scheint, leitet seinen Ursprung ebenfalls aus Indien her. Sohre (Ζαρητις), der Name des Planeten Venus, heißt im indischen Schukra, der aber ein männlicher und kein weiblicher Genius des Morgens- und Abendsternes ist, seine Tochter Dajani lag als Gott geweihte Tempeldienerin dem Gesang und der Tanzkunst ob, und daher scheint Anahid in Vorder-Asien die Lautenspielerin und Bajadere des Himmels geworden zu seyn. Ihr Name ist fast unverändert aus dem Indischen übertragen, wo Anahut die Harmonie der Sphären bedeutet, so daß daraus dieser schöne Mythos von der Apotheose des Morgensternes, der den Reigen der Gestirne anführt, auf einmal klar wird. *) Anahut das Brausen der zugehaltenen Ohren, das Pulsen der Schlagadern, welches dem betrachtenden Inder für den Urton der Welt, und den Rhytmus der Bewegung der Sphären galt, ward dem Perser der Name des Morgensternes, während der Araber den aus dem indischen Schukra abgeleiteten Suhra beybehielt, und so gelangte Anahid (ناهيد Αναιτις) oder Suhre (زهره Ζαρητις) in ganz Vorder-Asien zur göttlichen Verehrung.

Sie ist die Baaltis der Assyrier, die Urania der Griechen, und auch die Astarte der Syrer, welche auch von den

*) Anahut a sound without any earthly cause, and which they consider to have existed from all eternity after the following manner. When a man closes the orifices of his ears with his fingers, the perceives an inward noise to which they gave this name Ayeen Akberi. II. 456.

Griechen Astroarche Αςροαρχη d. i. die Herrscherin der Gestirne, genannt ward. Die syrische Göttin Derketo (im Grunde Eins mit Astarte, wie schon Selden bemerkt hat) weiset durch ihre Gestalt (oben Weib, unten Fisch) auf ihren Ursprung aus den Wassern hin, den die Griechen durch den Namen der Schaumgebornen (Aphrodite) bezeichneten. Dieses Symbol der allmäligen Entwickelung des thierischen Lebens aus den Gewässern nach der großen Flut, oder noch vor gänzlicher Gestaltung der Erde, bezeichnet der indische Mythos durch die erste Verwandlung (Avatar) Wischnu's, in welcher er halb Gott, halb Fisch erscheint; die dunkle Sage dieser Verwandlung scheint sich in der Gestalt der syrischen Fischgöttin, so wie in der Sage des assyrischen Fischgottes Oannes erhalten zu haben, und eine Spur der zweyten Verwandlung Wischnu's, wo er auf einer Schildkröte stand, hatte sich vielleicht in der Aphrodite der Eleeer erhalten, die auf einer Schildkröte stand, welche Plutarch freylich bloß als das Symbol weiblicher Häuslichkeit und Eingezogenheit erklärt. Gewisser als diese Vermuthungen ist die indische Abstammung Harut's und Marut's, jener ganz unverändert, der Genius der Winde bey den Indern, und dieser aus Varuna, dem Genius der Wasser, entstanden. Die Geschichte von Harut und Marut hat der Talmud in der Sage von den zwey Engeln Asa und Asael wiederholt. (S. Eisenmengers entdecktes Judenthum) und älter als der Talmud finden sich die der Diana beygegebenen Hirsche in der Hindin der Morgenröthe des 22. Psalm אילת השחרב. (S. Bochart Hierozoicon III. 888.)

Eben so wenig als diese armenische, syrische oder assyrische Naturgöttin, welche sich bey den Griechen in die Aphrodite, Diana, Nemesis, Athene und mehrere andere theilte, ursprünglich in Persien zu Hause war, eben so wenig der Dionysos der Griechen, der sich zwar in dem persischen Dschemschid nicht verkennen läßt, dessen indischer Ursprung aber selbst schon von den Griechen nicht bezweifelt wurde. Dschemschid, den die Araber auch den ersten zweygehörnten Iskender nennen, trägt (wie schon Hr. H. Creuzer in seiner vortrefflichen Abhandlung *Dionysos* klar gezeigt hat,) alle Kennzeichen des Bacchus an sich: die Hörner βυγενης, den Becher κρατηρ جام جم und den Spiegel *Κατόπτρον* آينۀ جم. Endlich war Dschemschid (wie die zweyte Hälfte des Namens beweiset) die Sonne, wie Dionysos und Osiris. Die Identität des griechischen Dionysos mit dem indischen Rama ist oben erwähnt worden, und hier ist nur noch zu bemerken, daß der griechische

Name einer Bachantin Χαλιμας noch heute ein gewöhnlicher arabischer Weibername (حليمة Halima) ist, indem die Amme Mohammed's so hieß. Der arabische Bacchus ward unter der Gestalt eines schwarzen Steines (noch heute die erste Reliquie der Kaaba) verehrt, der ein vom Himmel gefallener (Διοπετες) Aerolith war, wie die Steine von Pessinunt, Delphi, Ascalon, Emessa, Komana und Paphos, die als Cybele, Apollo, Derketo, Baal, Anaitis und Urania verehret wurden.

Außer diesen vielfältigen Spuren des griechischen und indischen Mythos, welche sich sehr kennbar auf ihrem Durchzuge von Osten nach Westen den Religionen Asiens und den Sagen der Araber und Perser eingeprägt und erhalten haben, treffen wir auch überall einzelne Feste und Religionsübungen an, deren Herkunft sich abermals vom Griechenlande auf dem südlichen Wege über Phönizien und Aegypten, oder auf dem östlichen über Kleinasien und Persien nach Indien zurückführen läßt, so daß sowohl Dogma als Ritus auf demselben Wege bis zu ihrem Ursprunge zu verfolgen sind. Wir fangen demnach mit den Religionsübungen, und zwar mit dem Gebete an, und gehen dann zu den Festen, Tänzen und andern gottesdienstlichen Uebungen über.

Das Niederwerfen des Leibes auf die Erde (προσκυνησις) damit sich der Geist desto freyer zu seinem Schöpfer erhebe, und das Niederknien (εγγονασις) damit der Flehende so leichter die Knie des Angeflehten umfange (wie schon Thetis die Knie des Zevs umschlingt) sind so alt als die Welt, und noch heute im Orient und Occident eine äußere Form des Gebethes. Das Sitzen aber (το καθεζεσθαι) und das kreisförmige Herumgehen (το προσκυνειν περιστρεφομενους) welches (S. Plutarchs Numa XIV) von den Aegyptern und Pythagoräern geübt ward, ist noch heute dem Orient ausschließlich eigen. Das fünfmalige Gebet der Moslimen theilt sich bekanntermaßen (S. *Mouradjea D'Ohsson* tableau de l'empire *Ottoman* und *Relandi* Moslimus precans) in die drey verschiedenen Akte des Stehens اقامة des Niederwerfens سجود und des Niedersitzens, قعود und die Hauptübung der Wallfahrt nach Mekka besteht in den siebenmaligen Herumgange um das heilige Haus der Kaaba nach dem Beyspiele Mohammeds, der als er im neunten Jahre nach seiner Flucht in Mekka erobernd einzog, und die Idole der Kaaba niederstürzte, mit seinem ganzen Heere den siebenmaligen Umgang طواف hielt. Diese Art

der Gottesverehrung ist uralt und rein indisch, indem (S. *Moores* Hindou Pantheon) durch schweigendes Herumgehen um einen verehrten Gegenstand der höchste Grad des Staunens, der Bewunderung und der Verehrung ausgedrückt wird, nach dem Beyspiele der Wandelsterne, die still anbetend ihren Kreislauf um die Sonne unaufhorlich wiederholen. In dem oben angeführten Paragraphe erwähnt Plutarch auch der ägyptischen Gebeträder, welche die Unbeständigkeit des Lebens und aller menschlichen Schicksale anzeigten. Solche Gebeträder oder Cylinder finden wir noch heute im lamaischen Gottesdienste bey den Mongolen (S. Klaproth's Reise in den Kaukasus und nach Georgien. I. Th. Seite 181.), deren Namen Kürdä das persische Kerde کرده oder Rad ist. Auch sind die Blumenräder bekannt, welche die Inderinnen bey Wiederkehr des Frühlings am Feste Krischna's flechten, zur Nachahmung derjenigen, mit denen Krischna, als er unter den Gopias lebte, diese Kuhhirtinnen spielend warf, und verfolgte *).

Der siebenmalige Umgang um die Kaaba ruft unsere Aufmerksamkeit zunächst auf das Kleid oder die Bedeckung desselben, welche ehemals von dem Chalifen zu Bagdad, dann von denen zu Kairo und heute von den Sultanen der Osmanen alle drey Jahre erneuert wird. Dieses Kleid und dieser Ueberzug scheint mit dem Peplon der Athene verwandt, dessen Plato und Pherekydes, und nach ihm Origenes (contra *Celsum*) erwähnt, und der als Demetrius Poliorketes denselben erneuerte, vom Sturm zerrissen ward (Plutarchs Demetrius XII.).

Das Palmenfest, und das feyerliche Herumtragen von Zweigen schrieben die Griechen dem Andenken des Theseus zu, und am 7. des Monats Pianepsion aßen sie ein aus verschiedenen Hülsenfrüchten zusammen gemischtes Gericht, eine Art von Olla potrida oder Hoche-pot, weil die Gefährten des Theseus, was sie bey ihrem Einzuge in die Stadt an übrigen Speisen fanden, in einem Topfe zusammen kochten, und mitsammen aßen. Dieses Fest ist ganz das von den Moslimen am zehnten des Mondes Moharrem unter den Namen Aaschura عاشوره gefeyerte, an dem ein aus allerley Korn und Hülsenfrüchten ge-

*) Endlich ist die Schmückung der Idole, welche bey den alten Aegyptern im Brauche war (*γάνωσις των αγαλματων Plut.* questiones Rom. XCVIII.) und bey den Arabern vor Mohammed تزيين اصنام hieß, und wo von der im arabischen Ritterromane Antar vielfältig die Rede ist, in Indien noch heut wie in der ältesten Zeit üblich.

mischtes Gericht aufgesetzt wird, zum Andenken des Herausganges Noe's aus der Arche, als ein Rettungsfest Noe's und seiner Söhne, wie jenes zu Athen als ein Rettungsfest des Theseus und seiner Gefährten gefeyert ward. Die Palmenzweige, welche bey dieser Gelegenheit von den Atheniensern zu Ehre der Vermählung des Dionysos (Plutarch's Theseus XXIII.) feyerlich herumgetragen worden, werden noch heute unter dem Namen Nachl نخل bey allen morgenländischen Hochzeitsaufzügen vorgetragen, und die atheniensische ωσχνοφορια erinnert an das Palmenfest der christlichen Kirche. Aelter aber als bey den Moslimen, Griechen und Hebräern finden wir dieses feyerliche Tragen der Zweige bey den Persern (in den Sendbüchern) und was noch merkwürdiger gerade in die Faste (in den Monat Adur oder März) fällt auch der alpersische Eselsritt (S. *Hyde* historia Religioni, veterum Persarum. p. 249. und *Ferheng* Schuuri) der ehemals am Osterdienstage überall (und vor 30 Jahren noch zu Hernals bey Wien) als ein Narrenfest gefeyert ward.

Zwey Tage früher, als das Fest Aaschura, wird im mohammedanischen Kalender das Martyrerfest Hussein's, des Sohnes Ali's, begonnen, und in Persien zehn Tage lang mit öffentlichen Weheklagen, Trauerbezeugungen, Aufzügen, Kämpfen und Schauspielen gefeyert, gerade wie das Fest des erschlagenen Adonis bey den Phöniziern und des ermordeten Osiris bey den Aegyptern. Die Stelle, welche Hussein in der neu-persischen Geschichte vertritt, nahm in der alt-persischen der unschuldig geopferte Fürstensohn Sijawusch ein, und eine Blume trug den Namen seines Blutes, wie bey den Griechen das Andenken an den gewaltsamen Tod des Adonis durch die Gärten des Adonis, d. i. durch Blumengeschirre verewiget ward.

Von den Tänzen, welche bey diesen Festen aufgeführet werden, so wie von denen der Derwische treffen wir die meisten in den Nachrichten der Griechen in ihren Mysterien an. Des kretischen nnd pyrrhichischen Tanzes nicht zu erwähnen, der noch heute in ganz Griechenland sich als die Romaika und als der Schwerttanz erhalten hat, sey hier blos von den asiatischen Lusttänzern und Tänzerinnen die Rede. Diese von den Römern Gaditanae, von den Arabern Aalme (d. i. die Ausgelernten عالمه oder vielleicht auch vom griechischen αλλομαι) von den Indiern Nartagi, Dewadaschi und insgemein Natsch oder Bajaderen genannt, sind ursprünglich die Gottgeweihten Tempelmädchen, welche schon am Tempel der assyrischen Anaitis, dem Dienste der Gottheit und der Priester, dem Vergnügen der Fremden und der Wallfahrter geweihet waren, wie noch heute

die Dewadaschi an den Pagoden Indiens; wenn der Namen Dionysos (nach Sir William Jones und Fra Paolino) aus Diwanaschi entstanden ist, so erinnern die Diwadaschi, so durch ihren Namen als durch ihre Beschäftigung an die *περι Διονυσον τεχνιτας*. Die Tänze der Aalmen sind wenigsten ganz die der Bacchantinnen, und werden von denselben Instrumenten, nämlich von der Halbtrommel (*τυμπανον*), und den Klappern (*Κροταλοις*) begleitet. (Ein Anklang derselben ist der spanische Fandango). Die Choragetin ist ein altes Weib, welche die Musik und den Tanz zugleich leitet, und einen Hymnus an die Nacht vorsingt, dessen immer wiederholter Schlußfall Ja leila, ja leila, d. i. o Nacht! o Nacht! an die alte Nachtfeyer der Venus und an die der Nacht geweihten griechischen und römischen Hymnen erinnert *). Andere Spuren dieses Dienstes der Nachtgöttin (der ägyptischen Athor und der syrischen Lilith) finden sich in dem Liligeschrey der syrischen und ägyptischen Weiber, welche im Bade oder in froher Gesellschaft versammelt, stundenlang ein ohrendurchdringendes, helles, eintöniges Lili hervorgurgeln, das am Ufer des Niles in der Entfernung mehrerer Stunden deutlich gehört wird. So bewillkommten die Weiber in den Dörfern von Jafa nach Jerusalem die Gesellschaft englischer Pilger an deren Spitze Sir Sidney Smith die Wallfahrt zum heiligen Grabe mit vorgetragener englischer Standarte unternahm, mit diesem Li li li li von den Terrassen der Häuser; so schrien es die ägyptischen Weiber den siegreich in Aegypten einziehenden englischen Truppen zu, wo es der Schreiber dieser Zeilen am Nile auf unglaubliche Entfernung gehöret hat. Dieses Lilischreyen ist unstreitig das *αλαλαζειν* der phrygischen Mysterien, das Strabo im 10ten Buche beschreibt. *ψαλμος δ'αλαλαζει* **).

Wie sich die Tänze der Bacchantinnen in denen der Almen und Bajaderen erhalten haben, so die der Kureten in den Tänzen der Derwische Mewlewi. Das beständige Herumdrehen der letzten im Kreise ist nichts anderes als die Darstellung des planetarisches Tanzes der Kureten des Kreisens der himmlischen Sphären *Κερνοφορον ορχημα* (Creuzers Symbolik und Mythologie. III. 374) dieses ist der Tanz mit den Gestirnen der in den samothrakischen Weihen die Seligkeit nach dem Tode bezeichnet zu haben scheint. (S. Münter's antiquarische Abhandlungen. Seite

---

*) Νυκτι φωνην, νυκτι βουλήν, νυκτι την νίκην διδου. *Plutarch Themistocles* 26. Da noctis mediae *Horat*. L. III. 14. Dicetur merita Nox quoque naenia. *Horat*. Lit. III. 22.

**) *Strabo* ed. *Siebenkees*, IV. pag. 193.

236) aber diese ganze Idee des Gestirnen-Tanzes ist rein indisch, indem nach der indischen Mythologie Krischna als Sonnengott, und mit der Flöte als Murlidur oder Gott der Harmonie, die ihn umkreisenden himmlischen Körper in harmonische Bewegung setzt. (S. *Moore's*, Hindou Pantheon. Fol. 62). Verschieden von dem kreisenden Tanze der Mewlewi ist der convulsive der Derwische Rufai, welcher von den meisten Reisenden (am besten von Clarke und Hobhouse) beschrieben worden ist, und in einer sehr schnellen und heftigen Bewegung des Oberleibes und der Lenden vor- und rückwärts besteht, vermuthlich der persische κνισμος der Mysterien. Von diesen beyden religiösen Tänzen der Derwische, sind die gewöhnlichen der Cinäden ganz verschieden; sie werden wie der phrygische Σικιννις mit lärmender Musik aufgeführt, und sind bloße Mimik der Zeugung, deren türkischer Name Sikisch سکش mit Abschlagung der Endsylbe derselbe wie der des Tanzes ist.

Aehnliche Tänze und Orgien wurden sowohl in den Mysterien als bey anderen Festen, besonders in Aegypten gefeyert, von denen wir noch eines, nämlich: das Lampenfest (weil es sich überall in den alten Religionen und noch heute im Orient findet) besonders erwähnen, und dadurch zu den Mysterien des Mithras übergehen wollen, mit denen sich eine der vorzüglichsten vorliegenden Abhandlungen Zoega's beschäftiget.

Das ägyptische Lampenfest wurde zu Sais zu Ehren der Neith, wie das griechische zu Athen zu Ehren des Pallas, gefeyert. In Indien und China sind die Lampenfeste derselben Gottheit heilig, in Indien der Durga, und in China dem Vollmonde jene die Hekate und diese die Diana, welcher bey den Römern und Griechen ebenfalls Lampenfeste gefeyert wurden. (*Beyeri* ad *Seldeni* syntagmata additamenta. Cap. 27.) Auch finden sich in den Jahrbüchern der osmanischen Geschichte nebst dem jährlichen Lampenfeste in der Hälfte des Fastenmondes auch die Tulpenlampenfeste ausführlich beschrieben. (S. Staatsverfassung und Staatsverwaltung des osmanischen Reichs. I. Th. pag. 497). Feuer, zur Zeit der Sonnenwende angezündet (die Johannesfeuer) finden sich bey alten Völkern, bey einigen in des Sommers Sonnenwende, bey andern in der Sonnenwende des Winters. Um diese Zeit feyerten die alten Perser sowohl das Feuerfest am 4. December (s. Hyde p. 254) als das Mithrasfest Mihrgan مهرگان am 25. December zu Ehren des Mithras, auf dessen Denkmalen überall der Jüngling mit der gesenkten und der gehobenen Fackel erscheint.

Der Name des Festes Mihrgan, von Mihr, die Sonne,

am Tage der Rückkehr desselben vom Nordpole gefeyert, ist das eigentliche alte persische Fest des Mithras, von dessen Dienste hier ausführlicher zu sprechen der Ort ist.

Das Fest und der Name des Genius der Sendbücher Mithra oder Methre läßt keinen Zweifel übrig, daß der Mithras-Dienst wirklich alt-persisch gewesen sey; ob aber auch ursprünglich, ob er nicht vielleicht aus Indien durch Persien oder unmittelbar nach Cilicien gekommen, ist eine andere Frage, deren Beantwortung zwar schwer, aber auf dem Wege der vorausgeschickten Nachweisung der ältesten Dogmen und Liturgien des süd-europäischen und west-asiatischen Gottesdienstes nach Indien, nicht so unwahrscheinlich seyn dürfte, wie der Hr. Professor Welcker meint. Selbst was er in seinen Zusätzen zu Zoega wider Fra Paolino sagt (der auf die Aehnlichkeit der Attribute des Namens des Sabazius und Schiwa zuerst aufmerksam gemacht hat), entkräftet die auf diese Aehnlichkeit begründete Vermuthung nicht, und wenn gleich in der Folge Sebazius als phrygischer Bacchus vom cilicischen Sebesius als persischer Sonnengott unterschieden ward, so widerspricht dieses doch keinesweges der sehr großen Wahrscheinlichkeit, daß der phrygische Sebazius und der cilicische Mithras ursprünglich eine und dieselbe, in der Folge aber von einander unterschiedene Gottheit waren, wie die Diana von Ephesus, und die persische Artemis, die syrische Astarte, und die cyprische Aphrodite, ursprünglich gemeinsame Darstellungen des Einen und desselben weiblichen Naturprinzips, in der Folge von einander unterschieden wurden. Der Name Sebazios oder Sebesios war beyden gemein, und wenn derselbe dem ersten zukam, warum soll er auf dem Denkmale des letzten nicht auf den Gott, sondern (wie Zoega, mit willkürlicher Hinzusetzung eines N, Sebesio in Sebesion verwandeln will) auf das Opferblut bezogen werden? —

Die Uebersetzung des Sebesios mit der persischen Bedeutung des Wortes, nämlich der Grüne oder der Allbegrüner läßt sich sehr standhaft nicht aus der bloßen Wortbedeutung, sondern aus der Uebereinstimmung der Sache und der Begriffe vertheidigen. Nicht deßhalb weil Sebes (auf persisch) und Chifr (auf arabisch) grün heißt, ist der Sabazios oder Sebesios derselbe mit dem Mithras der Sendbücher, sondern weil Mithras in dem Jescht, das seinen Namen trägt, und an vielen andern Stellen der Sendbücher wirklich der Begrüner heißt, und weil Chifr, d. i. der noch heute fortlebende Genius der orientalischen Mythologie nichts als der begrünende Genius des Frühlings ist, der die Fluren (wie Mithras in den Sendbüchern die Wüsten) mit Grün überzieht, und der mit grünem Kleide

angethan im Lande der Finsterniß den grünen Quell des Lebens hütet. (S. Khedher oder Khizir bey Herbelot.) Er ist der Genius des Frühlings, der Führer der Seelen, der Vermittler zwischen Menschen und Gott, wie der Mithras der Sendbücher; nur den persischen Beynamen Sebesios hat er in den arabischen Chisr, der dasselbe bedeutet, verändert, der Sache nach aber sich ganz unverändert erhalten. *Nama Sebesio* heißt also Lob dem Grünen oder Preis dem Allbegrünenden. Nama, auf indisch Lobpreis, findet sich im persischen als Nam, نام und ist (wenn gleich Hr. W. aus Unkunde der morgenländischen Sprache dieß nicht finden kann) die Wurzel des griechischen νομος, welches Gesang und Hymnus heißt, und das die Araber in dem Sinne von Gesetz und Richtschnur als Namus ناموس wieder später von den Griechen zurückgenommen haben.

Durch diese ungezwungene, aus der persischen Sprache und den Attributen, welche die Sendbücher dem Mithras beylegen, hergenommene Uebersetzung sind jene beyden bekannten *Nama Sebesio* und *Nama Cunctis* leicht verständlich, ohne irgend eines Zusatzes oder Verdrehung der Worte (wenn sie als griechisch gelten sollten) zu bedürfen.

Wir gehen nun auf Mithras selbst über, mit kurzer Berührung der Hauptfragen, womit sich Zoega's Abhandlung so wie die aller Alterthumsforscher, welche bisher über den Mithras und seinen Dienst geschrieben haben, beschäftigen, nämlich 1) ob der Mithras und Mithra der Perser und Griechen eine und dieselbe Person? 2) Wer denn eigentlich Mithras? ob die Sonne, ihr Genius oder ein höherer? 3) Was das auf allen Mithras-Denkmalen vorgestellte Opfer eigentlich bedeute, und 4) über die Mysterien, und ob der Ursprung derselben nicht vielleicht ursprünglich doch in Indien zu suchen sey? Der Beantwortung dieser Fragen schicken wir die unsers Erachtens sehr nothwendige Bemerkung voraus, daß man in der Untersuchung dieses Gottesdienstes sowohl als jedes anderen über Westasien und Griechenland verbreiteten, weder die Griechen noch die Morgenländer einseitig abhören, noch das Stillschweigen irgend einer alten Urkunde (wenn andere Quellen sprechen) als einen Gegenbeweis derselben aufstellen dürfe. Wenn daher über manche Beziehungen des Mithras oder der Mithra, welche die Griechen bezeugen, die Sendbücher schweigen, so läßt sich daraus um so weniger Etwas den griechischen Zeugnissen Gegentheiliges folgern als (was auch Zoega heraushebt) die Sendbücher gar nicht als ausgemacht für das allgemeine Gesetzbuch der alten Parsen-Religion gelten können, welche

in gar manche Sekten getheilt war, so daß uns in den Sendbüchern vermuthlich nur die Schriften einer einzigen dieser Sekten vorliegen.

Wenden wir nun diese Bemerkungen auf die Beantwortungen der ersten Frage an, so scheint uns das Daseyn einer doppelten, Person: eines Mithras nämlich und einer Mithra ganz ausgemacht; ungeachtet dessen, was die letzten Stimmengeber hierüber (Rhode über Alter und Werth einiger morgenländischer Urkunden, und Freyherr Sylvestre de Sacy in den Noten zur zweyten Ausgabe von *Saint-Croix* recherches) für die Einheit des Mithras und für die Residenz desselben als weiblicher Genius im Morgen- oder Abendsterne vorgebracht haben. Da der Mythos des weiblichen Genius des Planeten Venus, nämlich Anahid's, aus arabischen, persischen und indischen Quellen oben so ausführlich auseinander gesetzt, und die Identität der Anaitis mit der assyrischen Mylitta und der Venus Urania, welche Herodot Mithra nennt, dargethan worden, so läße sich das Daseyn dieser alten persischen weiblichen Gottheit (welche die Griechen bald Artemis und bald Athene nannten) und die Verschiedenheit derselben von Mithras nicht bezweifeln. Wenn gleich die von *Anquetil du Perron* nach Europa gebrachten Sendbücher der Anahid oder Anaitis (der Mithra Herodot's) nicht erwähnen, so findet sich dieser schöne Mythos doch in allen alten morgenländischen Quellen, im Koran und in den ältesten persischen Werken aus der alten persischen Religion in die des Islams aufgenommen.

Schwerer ist die zweyte Frage zu beantworten: wer denn eigentlich Mithras in der persischen Religionslehre gewesen? gewiß nicht die Sonne selbst, wiewohl der Name desselben Mihr مهر auf persisch sowohl die Sonne als die Liebe heißt; aber auch mehr als der bloße Genius derselben, indem er der Erste der Iseds, der Vermittler der Schöpfung, der Führer der Seelen, der Herr des gestirnten Himmels, der Demiurg, in dessen flatternder Chlamys die Mysten (wie Zoega sagt) ein Sinnbild dieses von ihrem Gott als Sonne oder Demiurg beherrschten Firmamentes fanden. Da gewisse Begriffe des Mythos wie der Grundfaden durch das ganze Gewebe alter Religionen gehen, da Dionysos überall ein demiurgischer Gott, und sey es als Osiris, sey es als Adonis, derselbe mit der Sonne ist, so scheint auch die nächste Verwandtschaft des phrygischen Bacchus Sabazios mit dem persischen Mithras Sebesios nicht zu bezweifeln. Ob der Mithras-Dienst, wie er unter Pompejus aus Cilicien nach Rom gekommen, ur-

sprünglich rein persisch oder indisch, ob derselbe in Vorder-Asien anders ausgebildet worden sey, wird wohl schwerlich je mit Gewißheit entschieden werden können; dennoch, da dieser Cultus zunächst aus Persien kam, wird auch in den Sendbüchern zunächst die Erklärung der ganzen überall wiederholten Opfergruppe und des Opfers selbst zu suchen seyn.

Zoega ist auf dem schon von Herder (aber nicht mit gehöriger Sprachkenntniß) versuchten Wege glücklich fortgeschritten, und hat daher den wahren Begriff des Opfers als Sühne-Opfer weit richtiger aufgefaßt, als die Hrn. Eichhorn und Silvestre de Sacy, welche in dem Stieropfer nur ein Sinnbild der erneuerten Natur und der Aussicht auf bessere Zeiten gesehen. Mit Beseitigung der bekannten sinnreichen aber keineswegs verbürgten Erklärung, daß der Stier die Erde, und der Dolch den dieselbe eröffnenden Sonnenstrahl vorstelle, läßt sich nicht wohl begreifen, wie der geschlachtete Stier die Wiederkehr des Frühlings und glücklicher Zeiten vorstellen soll. Ganz anders erscheint dieses Opfer auf dem von Zoega eingeschlagenen, aber dann wieder zum Theile aufgegebenen Wege der Lehrbegriffe der Sendbücher. Nach diesen ist Kajomors, oder wie die neuen Perser aussprechen, Kejumers der Urstier, aus dem alle andern Geschöpfe hervorgegangen, und der erste Mensch zugleich (Bundehesch III.). Das Opfer des Stiers ist also zugleich ein blutiges Menschenopfer, von Mithras dem Vermittler zur Sühne Gottes und des Menschen, zur Vernichtung der ahrimanischen Erbsünde dargebracht. Der Grundbegriff dieses Opfers findet sich in den erschlagenen Meistern aller alten Mysterien im Osiris und Adonis, wie im Atys und Jacchus oder Zagreus, Nyktelis, Isodaites, der immer mit Dionysos und dem Sonnengenius ein und dasselbe Wesen ist (*Plut.* de Ei apud Delph.).

Unter allen diesen Gestalten liegt kein anderer, als der demiurgische Bacchus verborgen, dessen mystische Stiergestalt *) ταυρομορφος schon Creuzer in seinem Dionysus (pag. 267 u. 278) mit dem Schöpfungsstier der Inder und Perser, so wie Zoega (in den vorliegenden Abhandlungen Seite 141) das sühnende Taurobolium mit dem Stieropfer des Mithras in Verbindung gesetzt hat. Wenn man von diesem Begriffe ausgeht, lassen sich die Attribute des Stieres, die dem guten und

*) Κρατίνου του ταυροφαγου γλωσσεις βακχεῖ ἐτελέθη. *Plut.* de gloria Atheniensium.
Διο και ταυρόμορφα Διονυσου ποιουσιν αγάλματα πολλοι των Ελληνων. Αργείοις δὲ βουγενὴς Διονυσος ἐπίκλην ἐστὶν. De Iside et Osiridi XXXV.

bösen Prinzip angehörigen Thiere im Gegensatze, der hier vermittelt wird, am ungezwungensten erklären. Sonne, Mond und die Gestirne des Himmels verherrlichen das Opfer als Zeugen, und nur die beyden Genien mit gesenkter und gehobener Fackel, welche aber sehr wahrscheinlich ein späterer Zusatz sind, schweben noch in einiger Dunkelheit. Diejenigen, welche den Mithras mit der Mithra oder Anaitis vermischen, und ihm seinen Sitz im Planeten Venus anweisen, wollen diese beyden Genien für den Abend- und Morgenstern erklären; aber sie bedenken nicht, daß in dem morgenländischen Mythos immer nur der Genius des Morgensterns, und nie der des Abendsterns erscheint, und daß sich auch hierin der Gegensatz des Morgen- und Abendländers klar ausspricht, indem jener in demselben Planeten vorzugsweise nur den Herold des Morgens, und dieser den Boten des Abends liebgewann und verehrte.

Will man das Mithras-Opfer, wie es uns am sichersten und gerathensten scheint, so weit als die vorhandenen Quellen reichen, aus der persischen, und aus der morgenländischen Ansicht erklären, so dürften diese beyden Genien mit gehobener und gesenkter Fackel wohl auf den Fall und das Wiederaufsteigen der Seele, deren Wanderungen nach Porphyrius in den Mysterien des Mithras dargestellt worden, bezogen werden. Der Grund dieser Vermuthung liegt in der morgenländischen Auslegung des oben erwähnten Mythos von dem Falle der Engel Harut und Marut und dem Aufschwunge Anahid's unter die Gestirne, worunter die Lehre von dem Falle und dem Wiederaufsteigen der Seele verborgen liegt *).

*) Als Beleg stehe eine sich darauf beziehende merkwürdige Stelle aus dem Glossarium der berühmten, persischen Geschichte Waßaf's wörtlich übersetzt hier. Nachdem der Verfasser die Geschichte Anahid's mit Harut und Marut erzählt, fährt er folgendermaßen fort: »wie dem nun auch sey, wenn auch der äußere buchstäbliche »Sinn dieser Geschichte nicht zugegeben wird, so ist doch der innere »Sinn derselben klar und deutlich. Beidhawi und Abdolhekim »Schalkuni sagen hierüber in ihren Randglossen ganz bestimmt: »Harut und Marut bedeuten Geist und Verstand, die von »der unkörperlichen Welt auf die körperliche niederstiegen, sich mit »dem menschlichen Leibe, dessen Schönheit durch den Planeten Venus vorgestellt wird, sinnlich verbanden, und fleischliche Lüste genossen. Der sinnliche Mensch erhob sich mit ihrer Hülfe vom Staube »gegen den Himmel, d. i. die Bildung führte den staubgebornen »Menschen himmelan. Als aber die Form des Leibes zerstört, und »die Elemente zerstreut wurden, wollten auch Geist und Verstand »in ihr Vaterland zurückkehren; weil sie sich aber dem Sinnlichen »unterwarfen, und dem Zeitlichen die Herrschaft über das Ewige eingeräumt hatten, wurden sie eine Zeitlang (nämlich während des

Wiewohl diese Erklärung des Mythos zunächst bloß auf die Mysterien der Anaitis oder persischen Artemis angewendet werden dürfen, so dürfte der Versuch diese Lehre von dem Mysterien, der Mithra auf die des Mithras zu übertrageu, durch die Stelle des Porphyrius gerechtfertiget seyn, welcher den Mysterien des Mithras die Lehre der Seelenwanderung beylegt. Das merkwürdigste, was wir weiters über diese Mysterien wissen, ist, daß in denselben die Dreyfaltigkeit des Mithras (τριπλασιος) *) gelehrt ward, und verschiedene Sakramente, als: die Feuertaufe **), die Firmung ***), die Eucharistie ****) und die Buße in der Gestalt vieler harten Proben statt fanden. Alle diese Lehren lassen sich nach Indien zurückführen, wo noch heute die Brahmanen nach der Verschiedenheit ihrer Sekten verschieden auf der Stirne gefirmet sind, und wo sich die Fakire und Dschogis noch heute durch die strengsten Bußübungen überbieten, wie schon zu Zeiten Alexanders die Gymnosophisten.

Solche Bußübungen finden sich nun wirklich auf den Seiten-Basreliefs des tyrolischen Mithras-Monumentes im k. k. Antiken Kabinete zu Wien, was auch Hr. Professor Welcker hierüber einwenden, zweifeln oder anders vermuthen mag. Die darauf vorkommenden und in dem Aufsatze in der Wiener Literatur-Zeitung 1816. Nro. 92. angegebenen Vorstellungen sind eben so richtig, als das vom Freyherrn v. Hormayr angegebene Maß von 4 Fuß Höhe, und beynahe 5 Breite richtig ist, wiewohl Hr. W. umgekehrt 5 Fuß hoch und 4 breit vermuthet.

Daß übrigens durch jene Beschreibung in der W. L. Z. die

»menschlichen Lebens) durch Beraubung des ewigen Genusses und des »geistigen Lebens bestraft.«

*) Diese Dreyfaltigkeit fand sich nach Plutarch auch in Ormusd. De Is. et Osis. XLVII. Ωρομαζην τρις εαυτον αυξησας.

**) *Tertullianus* de Bapt. C. 5. de praes. C. 40.

***) *Mithras* signat in fronte milites suos. *Tertullianus* de praescript. Cap. 40.

****) *Mithras* celebrat et panis oblationem et imaginem resurrectionis inducit. *Tertullianus* in cit. loco.

Id (Eucharistia) ut in *Mithrae* mysteriis quoque fieret, pravi daemones imitati docuerunt; nam panem et poculum aqua in ejus, qui initiatur, mysteriis, quibusdam verbis additis apponi, aut scitis, aut discere potestis. *S. Justinus* Apol. I. N. 66. (de S. S. Eucharist.) Das unblutige Opfer mit Brod und Kelch ist rein persisch, wie es aus den Sendbüchern erhellt, wo dasselbe Hom und Miesd heißt. Aus dem letzten Worte ist wohl am wahrscheinlichsten das griechische μυστηριον abzuleiten.

frühere desselben Denkmals durch Hormayr und Giovannelli gehörigermaßen berichtiget worden, wird am besten aus dem Stiche der getreuen Zeichnung (die sich zu diesem Ende in Hr. Hofraths Böttigers Händen befindet) erhellen. Wenn auch über die Vorstellung der Wasser- und Feuertaufe gestritten werden könnte, so ist doch die reine indische Vorstellung des Mysten, der die Kuh beym Schweife hält, so wie die des in die Höhe fahrenden Sonnenwagens außer allem Zweifel, und wenn gleich der ober dem Wagen im besondern Felde ausgehauene Meisterstuhl nicht auf derselben Linie steht, wie das erste Feld auf der rechten Seite der Basreliefs, so scheint dasselbe dennoch zu den fünf unteren zu rechnen zu seyn, so daß die Zahl der zwölf Prüfungen der Mysterien des Mithras herauskömmt. Daß auf den Basreliefs der linken Seite von keinen körperlichen, sondern nur von geistigen Proben die Rede sey, zeigt hinlänglich der bloße Anblick des Monuments.

Ein großer Beweis für den indischen Character dieser Vorstellungen ist, daß als Hrn. Keene (dermalen Fellow am Sidney-College zu Cambridge) nach neunjährigem Aufenthalte in Indien, dieses Denkmal so gezeigt ward, daß er mit Verdeckung des Mithras - Opfers nur die Seiten - Basreliefs sah, er alsogleich in denselben die treue Abbildung der indischen Büßungen erblickte, wie denn auch das zweyte Basrelief mit dem Kupfer im 2ten Bändchen von *l'Hindoustan* (Paris 1816. Seite 143) ganz übereinstimmt, und noch merkwürdigerer Aufschluß dürfte erhalten werden, wenn (wie dazu Hoffnung ist) die Zeichnung des ganzen Monumentes gelehrten Panditen in Indien zur Erklärung aus ihrer Religionslehre vorgelegt werden wird. Indessen aber genügt schon die hiesige Ansicht desselben, um eine frühere oder spätere Vermischung indischer Lehre mit den Mysterien des Mithrasdienstes nicht zu bezweifeln, und da, wie wir oben gezeigt, sich die Spuren indischer Religionsbegriffe in den Mythologien aller asiatischen Religionen erhalten haben, so dürfte über die Verwandtschaft der Mithras-Mysterien mit indischen um so weniger etwas Erhebliches einzuwenden seyn, als selbst die heiligste Formel der eleusinischen Mysterien (die doch weit mehr griechisch, als die des Mithras) im Samskrit aufgefunden worden ist; wie diese noch heute den Schluß indischer Opfer macht, so wiederholen indische Büßer noch heute die auf diesem Mithras - Monumente vorgestellten Proben, und wenn Hr. Welcker das Resultat seiner Zusätze mit der Behauptung beschließt, daß in den Denkmalen und der Religion des Mithras Persisches und Phrygisch-Griechisch-Römisches zu ungefähr gleichen Bestandtheilen verschmolzen sey, so hätte er kühn das Indische hinzusetzen, und sagen dürfen, daß der Cultus des

Mithras und seiner Monumente eine aus Indischen, Persischen, Phrygischen, Cilicischen, Griechischen, Römischen und (nach den oben angeführten Zeugnissen der Kirchenväter) sogar aus hernach Christlichen Religionsbegriffen zusammengesetzte Mosaik seyn.

Die Vermischung der Religionsbegriffe verschiedener Völker und verschiedener Zeiten in dem Mithras-Cultus ist auf einigen dieser Denkmale, deren Zoega (unter Gruppen, Basreliefs, und geschnittenen Steinen) 42, und die Hr. Welcker in seinen Zusätzen bis zu einen halben Hundert aufzählt, mehr als auf anderen sichtbar; besonders auf der von Zoega unter Nr. 34 aufgeführten Glasplatte mit einem gegossenen Mithras-Basrelief. Auf derselben befinden sich außer verschiedenen nicht deutlich genug abgebildeten Vorstellungen der Gott Chronos und Aeon der Orphiker, der erste nach den Magiern der Vater aller Götter, der zweyte die bewegende Kraft der Zeit, und das Maß der Ewigkeit mit Flügeln versehen, und in der Rechten einen Stab haltend. Zoega hat das Verdienst, diesen wenig bekannten Gott mit allen seinen Beziehungen den Alterthumsforschern vorzustellen. Schon bey den alten Tragikern kömmt Aeon als Sohn der Zeit und Genosse der Moira vor, aber erst von den Orphikern und Neuplatonikern ward er zu vollen Ehren gebracht. Chronos und Aeon beyde in der orphischen bekannten Litaney genannt, wurden oft mit einander vermischt, wie Vernunft und Seele, und in den orphischen Theogonien ist meistens nur vom Chronos die Rede. Seine Gestalt war (nach Damascius und Athenagoras) die einer geflügelten Schlange mit einem menschlichen Kopfe zwischen einem Stier- und Löwenkopfe. Während diese Gestalt nirgends öffentlich verehrt worden zu seyn scheint, gab es nicht wenige Statuen des Aeon in welchem der alte Phanes, der Kronos oder Saturnus der gemeinen Mythologie und die ewige Zeit der Magier (deren Namen Awan اوان dasselbe Wort mit Aeon ist) vereinigte. Er wurde geflügelt, Schlangen-umwunden, und mit einem Löwenkopf in den Händen, den Maßstab der Zeit und die Schlüssel des Jahres tragend, vorgestellt. Zoega bemerket mit Recht, daß die Gnostiker aus der Schule Valentin's ihren vollkommenen ersten Aeon dem Aeon der Orphiker nachgebildet haben. Diese Bemerkung mag mit dem Zusatz erweitert werden, daß mehrere gnostische Sekten, namentlich die Ophiten, von dem Gotte Aeon auch die Löwengestalt hergenommen haben, worunter sie den unvollkommsten und letzten aller Aeonen (Jaldabaoth oder Sabaoth) d. i. den Gott der Juden und Christen vorgestellt. An die Beschreibung von zehn bisher bekannt gewordenen Bil-

dern, des Gottes Aeon, womit Zoega's Abhandlung über den Dienst und die Denkmale des Mithras schließt, knüpft sich ganz ungezwungen die darauf folgende Abhandlung über den ursprünglichen Gott der Orphiker an, welcher Eros, Pan, Priapos, Dionysos, Phaeton, Erikapäos und Metis genannt ward. Auch des letzten Namens bemächtigten sich die Ophiten, indem sie denselben als einen der vielen gebrauchten, womit sie die Sophia, d. i. die Mutter Jaldabaoth's benannten, welche ihnen sonst, Achamot, Barbelo, Prunicos, Noria u. s. w. hieß. Da bey den älteren Orphikern die Welt aus Chaos hervorgeht, und außer der Nacht keine uranfängliche Gottheit vorkömmt, so scheint die Behauptung Zoega's, daß dieser Gott erst mit der christlichen Zeitrechnung durch die Eklektiker zu dem ersten Gott der Orphiker erhoben wurde, außer Zweifel zu seyn. Theon unterscheidet denselben in dem orphischen Schwure, so von der Sonne als von der Nacht; er nimmt hier vor derselben (sey es als ihr Vater, sey es als ihr Sohn) dieselbe Stelle ein, wie Eros in der Reihe der uranfänglichen Erzeugungen in dem Argonauten-Gedichte, das den Namen des Orpheus führt. Seine Beynamen sind der Erstgeborne Πρωτογονος, der Selbstgeborne Αυτογονος, der Erstgesäete Πρωτοσπορος, der Eygeborne Ωογενης. Das Ey, dem er sich geflügelt entwand, findet sich, wie wir schon oben bemerket haben, in den ältesten Mythologien der Welt, in der ägyptischen, wo (s. den Deckel der kostbarsten Mumie des k. k. Antiken-Kabinets zu Wien) im rothen Weltey Harpokrates als gelber Dotter sitzt; in der indischen, und nach Plutarch (de *Iside* et *Osiride* XLVII) auch in der persischen. Nach Orpheus, sagt Athenagoras, war das Wasser das Princip des Alls (auch nach Homer und Thales, der seine Kosmogonie aus Aegypten holte. S. Plutarch de *Iside* et *Osiride* XXXIV.); aus dem Wasser gewann der Schlamm Festigkeit, aus dem ein lebendiges Wesen geboren war, eine Schlange mit einem Löwen- und Stierkopf, und zwischen beyden ein Gottesgesicht; ihr Name Heracles oder Chronos, ihre Brut ein Ey, woraus Himmel und Erde ward, und Phanes hervorging, den hernach Zeus verschlang. Da Phanes auch Metis hieß, so erklärt sich hieraus der alte Mythos, daß Zeus seine Tochter Metis verschlang. (Hieraus scheint auch die Lehre der Valentinianer, Ophiten und anderer gnostischen Sekten entwickelt worden zu seyn, nach welcher der erstgeborne Aeon oder Vater, seine gefallene Tochter Sophia ins πληρωμα zurücknahm, d. i. mit sich selbst wieder vereinigte.) Zoega leitet den Namen Metis vom ägyptischen μευι denken her, und Eros von der Wurzel *EP*, die den Aegyptern und Grie-

chen gemeinschaftlich ist, und Werk und Bewegung ausdrückt. Unter mehreren Erklärungen orphischer Kosmogenie hebt Zoega nicht unverdient die von Cedrenus wiederholte und von Suidas ausgezogene Stelle Malala's hervor, wo aus dem Aether das Urlicht, und aus diesem das uranfängliche Wesen, Metis, Phanes, Erikapaios, d. i. Rath, Licht und Leben hervorgeht. Zoega bemerkt, daß von Suidas unter dem Namen Orpheus ein Gemische von griechischer und mosaischer Kosmogonie vorgetragen wird. Die angeführte Trias ist jedoch rein ägyptisch, und findet sich in der heiligsten, über allen Tempeleingängen schwebenden, ägyptischen Hieroglyphe des geflügelten Ballens mit angehängter Schlange. Diese bedeutete den alten Aegyptern das Leben, die Sonnenkugel stellte das Licht, und die Flügel den Geist vor (wehend über den Wassern), Licht, Leben und Geist. Diese alt-ägyptische Dreyfaltigkeit der göttlichen Urkraft wurde also von den Neu-Orphikern durch die Schlange mit dem Stier- und Löwenkopfe vorgebildet, aus welcher Vorstellung dann die der Abraxas, nämlich die Schlange mit dem umstrahlten Löwenhaupte hervorgegangen ist, wo die Schlange wie immer das Leben, die Strahlen das Licht, der Löwenkopf die Stärke oder die Kraft des Geistes zu bezeichnen scheinen, so daß Licht, Leben und Kraft ein ιερος λογος der neuesten wie der ältesten Mysterien ward.

Die orphische Hieroglyphe der Schlange mit dem Stier- und Löwenkopfe und dem Göttergesichte in der Mitte scheint in irgend einer (heute zwar nicht mehr klaren) Verbindung zu stehen mit der alt-persischen oder chaldäischen bey Ezechiel von den vier Angesichten der Räder, deren eines das eines Cherubs oder Stieres, das zweyte das eines Menschen, das dritte eines Adlers und das vierte eines Löwen war. Löwe, Stier und Menschengesicht entsprechen dem Stier- und Löwenhaupte und Gottesgesichte der orphischen Welterscheinung, nur an die Stelle der Schlange ist der Adler getreten. Auch die uralte Lehre des Empedokles von den vier Weltwurzeln oder Elementen (bey *Athenagoras* in legatione pro Christianis) scheinet damit verwandt. Die vier dort vorkommenden Gottheiten sind Zevs, als Aether oder Feuer, Here als Luft, Aidoneus oder Pluto als Erde, und Nestis als Wasser. Diese vier Gottheiten, die bey den Aegyptern Osiris (Zevs), Isis (Here) Typhon (Aidoneus), und Nephtis (Nestis) hießen, wurden von denselben ebenfalls durch vier Köpfe, deren einer ein Menschenangesicht, die drey andern aber Thierköpfe waren, vorgestellt. Diese sind die vier Elementargeister, welche bald in Geniengestalt, bald als Krüge mit den oben erwähnten verschie-

denen Köpfen auf den ägyptischen Mumien vorkommen. Sie bewachen die Leiche des Verstorbenen als schützende Gottheiten, deren eine (Isis) ein Menschenangesicht hat, die drey andern aber mit Thierköpfen erscheinen, nämlich Osiris mit dem Habichtskopfe, Typhon mit dem Schweinskopfe und Nephtys mit dem Wolfskopfe. Wiewohl hier auch der schon vom Plutarch hervorgehobene Gegensatz des guten und bösen Prinzips hervortritt, indem Isis und Osiris dem guten, Typhon und Nephtys dem bösen Prinzip angehören, so läßt sich doch in der Zusammenstellung dieser hieroglyphischen Gestalten mit den vier Weltwurzeln des Empedokles die elementarische Grundbedeutung derselben um so minder verkennen, als auch Empedokles nebst diesen vier Weltwurzeln zwey höhere dieselbe beherrschende Prinzipien nämlich Liebe φιλιαν und Streit νεικην, d. i. das Gute und Böse annahm.

Daß die Nephtys oder Athor der Aegypter die Nemesis oder Dike der Griechen war, hat schon Hr. Professor Hug in seinen vortrefflichen Untersuchungen über den Mythos der berühmten Völker der alten Welt (Seite 107) auseinander gesetzt, und noch deutlicher hat dieß Zoega in der zweyten der vorliegenden Abhandlungen, welche Tyche und Nemesis überschrieben ist, dargethan, und die mit dem das Resultat der Abhandlung zusammenfassenden Aufrufe beginnt: »Göttin, die du alles bist, »Tyche dir neig' ich mich, vielnamiges Wesen, das unter man»nigfachen Gestalten alle Völker verehren; Aphrodite, Adra»stea, die wir Nemesis und Nacht nennen. Isis und Athene »und die schnelle Artemis, die alte Rhea, Themis, He»stia und die wandelbaren Loose, Spes die schmeichelnde und »unerbittliche Möra, die Dioskuren, und so viele Götterbilder »Griechenlands Tempel schmücken, alle bist du und alle fassest »du in dir, Okeanine, Tochter des Zeus und Mutter des »Zeus, Erstgeborne der Mutter Nacht.«

Die Verwandtschaft von Tyche und Isis ergibt sich aus dem orphischen Hymnus, und die Fortuna aus Necepso und aus Makrobius, der nach denselben lehrt, daß bey der Geburt des Menschen vier Götter hilfreich beystehen: *Δαίμων*, *Τύχη*, *Ἔρως*, *Ἀνάγκη*. Von diesen ist Daimon die Sonne, Tyche der Mond, Eros die Venus und Ananke Merkur. Die Planeten oder Götternamen hießen bey den Aegyptern Osiris, Isis, Nephtys und Anubis, welche wieder in die oben angeführte Tetras fallen, nur mit dem Unterschiede, daß Hermes, Merkur, oder Anubis die Stelle der Ananke vertritt, welche besser dem Typhon zukömmt, auch ist Anubis ursprünglich nicht der vierte, sondern der fünfte, der aus Plutarch

bekannten ägyptischen Schalttags-Götter. Tyche ist auch Nemesis als Gesetzgeberin der himmlischen. Als Austheilerin (nach der griechischen Ableitung des Wortes) ist sie dieselbe mit Adrastea, einer aus dem Morgenlande nach Hellas gekommenen Gottheit, in Aegypten Athor, in Phönizien Astorot genannt, und dann in Aphrodite Urania verwandelt, welche die älteste der Moiren hieß. Zoega bezieht die letzte Benennung auf das Vergangene, Gegenwärtige und Künftige als das Gebiet der dreygestalteten Moiren. Da die Moiren aber ursprünglich dieselben mit den Musen und Planeten sieben an der Zahl sind (siehe Hug. Seite 238 und 239); da Astorot auch Astroarche, d. i. die Sternenbeherrscherin hieß, und Anaitis oder Venus Urania bey den Persern und Assyrern den Reigen der Gestirne anführte, so dürfte die Nemesis oder Aphrodite Moiragetes diesen Namen bloß in Bezug auf die sieben Planeten, als Leiterin derselben geführet haben.

Im Vorbeygehen sey es bemerkt, daß diese Siebenzahl der Schicksalsgöttinnen sich auch in den morgenländischen Mythos der sieben arabischen und persischen Parzen erhalten hat, von denen zwar im Koran nichts vorkömmt, welche aber in der Sage und in der Dichtung fortleben, und Takwin تكوين d. i. Seynbestimmung heißen (s. Herbelot Tacwin.) Die Moiren, die Fortunen, Adrastea und Ananke, Dike und Tyche, Themis und Nemesis sind bald dasselbe, bald ganz verschiedene Wesen, unter verschiedenen Beziehungen gedacht. Der Grundbegriff von allen ist die Ordnung, der von den Menschen unabhängigen Dinge als ewiges Gesetz gedacht, Themis als Wesen der vollkommensten Gerechtigkeit, Dike als unabänderliche Ordnung des Sternenhimmels, Adrastea, als unveränderliche Nothwendigkeit, Ananke als scheinbarer Zufall, Tyche als Vergelterin Nemesis. Die letzte sammt Tyche und den Moiren waren griechische Volksgottheiten. Themis wurde minder verehrt, Ananke und Dike hatten keine Altäre in Griechenland. Die Göttin von Rhamnus war Aphrodite, Nephtys, d. i. die gute Geberin und Austheilerin, die mit Ate nichts gemein hat, wiewohl Nemesis an die Stelle von Ate getreten zu seyn scheint. Die Herderische Erklärung, wodurch Nemesis als Göttin des Maßes und der Mäßigung erscheint, ist schön und alterthümlich, aber nicht erschöpfend. Die waltende regierende Göttin würde ihr Wesen besser ausdrücken. Ihr ältester Name Adrastea (Athor, bedeutete Nacht, und als Nacht war sie die Mutter von Moira, Dike, Tyche, Selene, und den Dioskuren, lauter Wesen, welche auf die

Schicksale der Sterblichen Einfluß haben, und durch Ideen-Uebertragung die dreyfache Wirkung des Schicksals: Entstehen, Verweilen, Fallen vorstellen. Durch die Eintheilung alles Schicksals in günstiges und ungünstiges, entstanden die beyden Nemesis von Smyrna, die Töchter der Göttin von Rhamnus, d. i. der Nacht, welche so das Glück als Unglück gebiert, eine uralte Vorstellung, die sich noch heute im Morgenlande im volksthümlichen Spruche El-leiletun hubla الليلة حبلى d. i. die Nacht ist schwanger (mit Schicksal) erhalten hat.

Nebst anderen gehaltreichen Aufsätzen, nämlich: Lykurgos von den Mänaden bezwungen; Bemerkungen über ein Denkmal im Pioclementinischen Museum; Homer, über Lykurg und die Sparter; Vermuthungen über den Ursprung des Namens der Volsker; der capitolinische und der palatinische Hügel nebst ihrer Nachbarschaft, enthält dieser Band noch eine Abhandlung Zoegas: Vorlesungen über die griechische Mythologie überschrieben, deren Auszug die Anzeige beschließet.

Die gesammte Mythologie zerfällt nach einer bequemen Haupteintheilung in Theologie und Herodologie, d. i. Götter- und Heldensage. Die griechische Mythologie sollte der eigentliche Gegenstand dieser Vorlesung seyn: die orientalische und römische aber jene als Säugemutter, diese als Stieftochter der griechischen in einem besondern Abschnitte behandelt werden. Schade, daß der ganze Aufsatz schon mit dem zweyten Abschnitte abbricht, und von dem dritten in der Handschrift des Verfassers nichts als der Titel Theogonien und Heroogonien übrig war.

§. 1. Ursprung der falschen Religionen. Der Grund der Idolatrie liegt in dem allen Menschen natürlichen Ideenmechanismus, durch welchen unsere Seele unwillkürlicherweise alles, was wir in uns selbst wahrnehmen, auf jedes andere Wesen, ohne vorübergehende Erfahrung oder Prüfung überträgt. Je weniger der Mensch ausgebildet ist, je mehr überläßt er sich diesem natürlichen Hange; je unaufgeklärter ein Volk ist, je näher dem Stande der Wildheit, desto unbedeutender sind die Gegenstände seiner Verehrung. Diese Verehrung von Idolen, die man mit einem verstümmelten Namen Fetische zu nennen pflegt, hat sich in dem unaufgeklärten Theile des Volkes überall am längsten erhalten, und selbst bey Aegyptern, Griechen und Römern überlebten den Dienst von Ammon und Zevs die Phylakterien und Talismanne. Auf den Dienst der Fetische

und Amulete scheint die Verehrung der Berge, Flüsse, Haine gefolgt zu seyn, und von den irdischen Gegenständen erhob sich sein Blick zu den überirdischen, zu den Meteoren und Gestirnen. Die frohe Iris und der schreckende Donner, Sonne und Mond, der Morgen- und Abendstern wurden ihm Götter. Die Jüngsten derselben sind die idealen, d. i. persönliche Vorstellungen erst vorausgesetzter dann wirklicher Eigenschaften Der Dienst der großen Erdkörper und Gestirne führte auf den der Elemente, in die man durch angedichtete Lenker Einheit brachte. So der Gott des Meeres, der Luft, des Feuers, von denen die ältesten Theogonien ausgehen, und so erhielt jeder verehrte Gegenstand seinen besondern Genius. Als der Polytheismus seine Reife erreicht hatte, suchten Philosophen, Dichter und Künstler die einzelnen Vorstellungen desselben auszubilden und zu verschönern, und das Ganze in ein vernünftiges System zu ordnen. Der Erfolg entsprach doch niemals dem vorgesteckten Zwecke, daraus eine rein begränzte Dogmatik zu bilden. Ein Anhang zu den idealen Göttern waren die Heroen, deren Dienst von Vielen als der Ursprung aller Idolatrie angegeben wird, der aber unter allen Gattungen derselben der späteste scheint. Der Gedanke von der Fortdauer der Seele und die dankbare Erinnerung an die Wohlthäter des Menschengeschlechts brachte an ihren Gräbern die fast bey allen Völkern üblichen Inferien hervor.

§. 2. Uebersicht der griechischen Religion. Der Verfasser nimmt Pelasger und Hellenen mit Recht als Ein Volksgeschlecht und als die eigentlichen Urgriechen an, die er von den neuern mit Fremden untermischten Griechen unterscheidet. Bey den Urgriechen herrschte Polytheismus ohne klaren Unterschied der angebeteten Götter. Sie hatten Götter aus allen oben angegebenen Gattungen, nur keine vergötterten Heroen. 1) Eigentliche Fetische. Der hölzerne Stab, den die Chäroneeer verehrten, wie die Sabiner die Curis, woraus hernach der Mars Quirinus geworden; die Haarlocke in einem Topfe zu Tegea, das Palladium von Troja. 2) Denkzeichen, die in Fetische übergegangen, als: die Eiche zu Dodona, die heilige Palme auf Delos, der Oehlbaum in der Akropolis zu Athen verehrt, wie die Ficus ruminalis der Tyber-Bewohner: die heiligen Grotten, Erd- und Steinhaufen, die einzelnen Steine, die der Verfasser als Denkzeichen des Ortes annimmt, wo das Volk sich versammelte, Gesetze bekannt gemacht, Eide abgelegt, Bündnisse geschlossen wurden, woraus Hermes Agoreus, Janus, Phales, Jupiter Lapis, Kronios Lithos entstanden zu seyn scheinen; ursprünglich Luftsteine, woran der Verfasser nicht gedacht, weshalb alle Bätylien und Abbadiere sa-

turnische Steine genannt wurden. Vorzüglich wurden die Gränzsteine bey den Römern als Terminus, bey den Griechen als Zeus Horios verehrt. 3) Kosmische Götter. Der Dienst der Sonne und des Mondes, die in Griechenland verschieden von Apollo und Artemis verehret wurden, machen es wahrscheinlich, daß schon vor Ankunft der ägyptischen Kolonien in Aegypten Gestirne und Elemente verehret wurden. 4) Ideale Götter. Die Namen mehrerer derselben sind ursprünglich griechisch, wie Here, Themis, Apollon. Den größten Einfluß auf die griechische Religion hatte die ägyptische, die als Staatsreligion ein Resultat des Fetischen-Dienstes des Volks und des raisonirten Pantheismus der Priester war, und deren Götter Cekrops, Danaus, Lynceus, Melampus bey den Pelasgern und Hellenen einführten. Hierauf traten Mythologen und Dichter als Verfasser von Theogonien auf, und Philosophen schoben der Volksreligion ihre Systeme und Theorien unter; die Stoiker theilten alles in Allegorien, und die Epikureer (nach Euhemerus) führten alle Götter Griechenlands auf Menschen zurück. Die Eklektiker behaupteten, daß alle Mythologie sich auf Sonne und Mond bezöge, und die Platoniker verwirrten dieselbe, indem sie alle Sekten und Meinungen in derselben vereinigen wollten.

Der Rezensent, der in dieser Anzeige den Pfad der Zurückführung griechischer Mythologie auf asiatische verfolgt hat, wiederholt zum Schlusse derselben das Bekenntniß seiner Ueberzeugung, daß dieses allein der wahre Weg auf diesem weiten Felde der Forschung sey, auf dem, ungeachtet der reichen von Sir Jones gesammelten Ernte, noch immer beträchtliche Aehrenlese übrig bleibt. *Ἐκεῖνος μὲν γὰρ ἐθέριζε τὴν Ἀσίαν, ἐγὼ δὲ καλαμῶμαι.*

Jos. v. Hammer.

Art. VIII. Praktische Abhandlung über verschiedene Krankheiten des Unterleibes. Von Dr. C. R. Pemberton, Mitgliede der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu London, des königl. Collegiums der Aerzte, außerordentlichem Arzte Sr. königl. Hoheit des Prinzen Regenten, Arzte Sr. königl. Hoheit des Herzogs von Cumberland, und vormaligem Arzte am St. Georgs-Hospitale. — Nach der dritten Ausgabe aus dem Engl. übersetzt von Dr. Gerhard von dem Busch. Mit einer Vorrede und Anmerkungen. Herausgegeben von Dr. J. A. Albers. (Mit zwey Kupfertafeln.) Bremen, bey J. G. Heyse, 1817. 201 S. in gr. 8.

Vorliegende Abhandlung, für deren Uebersetzung Hr. Dr. von dem Busch Dank verdient, gehört zu den schätzbarsten

Schriften der neuen medicinischen Literatur Englands. Sie ist uns in einer doppelten Beziehung wichtig, in sofern nämlich ihr auf täglich vorkommende Krankheiten sich beziehender Inhalt jedem praktischen Arzte Vergnügen und vielleicht manche Belehrung gewähren wird, und in sofern die Bearbeitung dieser Gegenstände von einem Manne, der seit mehreren Jahren ausübender Arzt ist, eine ausgebreitete Praxis in London hat, und in großem öffentlichen Ansehen steht, einen nicht unpassenden Maßstab abzugeben scheint, den dermaligen Stand der praktischen Medicin in England zu bestimmen. Gegen letztere Ansicht dürfte sich schwerlich eine gegründete Einwendung machen lassen, da bekanntlich in England seit Cullen, dessen Vorbild unser Fr. Hoffmann war, die Theorien und Systeme der Medicin weder so wechselten, noch (was selbst von dem Epoche- machenden Systeme des geistvollen Brown gilt) einen so bedeutenden Einfluß in die Ausübung gewannen, als wir es, leider! in Deutschland zwey volle Jahrzehente hindurch gesehen haben.

Den Standpunct, von welchem aus gegenwärtige Schrift beurtheilt werden soll, bezeichnet der Verf. in seiner Vorrede durch die Erklärung, daß selbe keine vollständige Beschreibung der Krankheiten des Unterleibes, sondern nur Resultate aus seiner eigenen Praxis, und solche Erfahrungen enthalte, die von ihm gemacht, und von andern bestätiget wurden. Letztere Versicherung gibt seinem Werke einen hohen Werth, und macht uns gegen den Mangel an Vollständigkeit, die wir freylich sehr gewünscht hätten, nachsichtig. Der größte Theil des in eilf Kapiteln vorgetragenen Inhaltes betrifft acute und chronische Entzündungen des Bauchfells, der Leber, der Milz, der Nieren u. s. w., ein anderer Theil nicht entzündliche Krankheiten des Magens, Darmkanals, Pankreas, der Nieren ꝛc. Ohne sich aber hier in allgemeine pathologische Untersuchungen über das Wesen der Entzündungen überhaupt, oder doch über den Grund der Verschiedenheit der Entzündungsformen im Bauchfelle und in der Substanz der verschiedenen von diesen umkleideten Eingeweide einzulassen, beschränkt sich Hr. Pemberton bloß auf das, was das Erkennen der zum Gegenstande gewählten Krankheiten erleichtern und befestigen, den Unterschied von ähnlichen Uebeln erweisen, die Beurtheilung derselben berichtigen, die zweckmäßige Behandlung begründen und leiten kann — was also dem ausübenden Arzte nächstes Bedürfniß ist. Die gedrängte Kürze des Verfassers gestattet kaum einen Auszug seines Werkes, ohne einen großen Theil desselben abzuschreiben; wir glauben daher am besten vorzugehen, wenn wir, ohne uns streng an die Ordnung des Verfassers zu halten, zuerst das von ihm über die Entzündungen der Organe des

Unterleibes Vorgetragene zusammenstellen, dann das über andere Krankheiten derselben Gesagte folgen lassen, in so weit es in diagnostischer, prognostischer oder therapeutischer Hinsicht das bisher davon Bekannte begründet, oder berichtiget, oder als neu die Grenzen unserer dermaligen Kenntnisse erweitert.

Was die Entzündungen betrifft, so handelt Hr. Pemberton acute und chronische ab.

Bey den acuten Entzündungen des Bauchfells, S. 11 und 12, der Leber S. 30 u. 31, der Gallenblase und Gallengänge S. 56, der Milzumkleidung S. 79, der Nierensubstanz von Harnsteinen S. 83 u. 84, des untersten Theils des Darmkanals unter der Form von Ruhr S. 144, der Bauchfellshaut der Gedärme S. 175, und der Schleimmembranen derselben S. 186, gibt er die charakteristischen Symptome weit kürzer, aber nicht besser an, als sie in den Lehrbüchern von Burserius, P. Frank, S. G. Vogel rc. vorkommen, berührt den Verlauf, die Dauer und Ausgänge nur flüchtig, die Prognose nur in einzelnen Puncten, und verbreitet sich etwas weitläufiger blos über die Unterscheidung benannter Krankheiten von ähnlichen Uebeln, so wie über seine Behandlungsgrundsätze und die durch seine Erfahrung bewährten Heilmittel. Insbesondere lehrt er die Unterscheidung der Leberentzündung von einer Entzündung eines Organs in der Brusthöhle, und von krampfhaften Zuständen der Gallengänge S. 32 u. 33, die Unterscheidung der Entzündung der Nierensubstanz von dem durch einen Stein in den Harnleitern erregten Leiden, von rheumatischen Beschwerden der Rückenmuskeln, von einer Entzündung der Zellhaut des Psoas-Muskels, von Krankheiten der die Nieren umgebenden Organe und anderer Theile der Harnwerkzeuge S. 84. bis 88, und der Ruhr von andern Krankheiten des Darmkanals S. 145. Wohl hätte die Unterscheidung der Leberentzündung von jener des Bauchfells in der rechten Rippenweiche hier auch eine Stelle verdient. Die Peritonitis puerperarum hält Hr. P. nicht für eine idiopathische Entzündung, sondern für ein Symptom des Puerperalfiebers, gegen welches er nachdrücklich antiphlogistisch verfährt. Neu war dem Rec. unter den Zeichen eines in einem Harnleiter steckenden Steines S. 85. ein konsensueller Schmerz in der Haut des Unterleibes zwischen dem Darmbeine und dem Nabel, der durch den gelindesten äußern Druck vermehrt wird, und in einigen vom Verf. beobachteten Fällen so heftig war, daß er die ganze Aufmerksamkeit des Kranken fesselte, welchen man nur mit Mühe überzeugen konnte, daß er nicht an einer Entzündung der Eingeweide leide.

Die Grundsätze, nach welchen, und die Mittel, mit welchen Dr. P. die genannten acuten Entzündungen behandelte, stimmen

mit jenen überein, die alle unbefangenen Praktiker seit Hippokrates mit Glücke befolgen und anwenden; Aderlässe, örtliche Blutausleerungen durch Blutigel, und hierauf im Erforderungsfalle Blasenpflaster, auf eine so wenig als möglich reizende Art bewirkte Leibesöffnungen, erweichende Umschläge, und eine strenge antiphlogistische Diät machen auch bey ihm den nach Umständen, welche er genau festsetzt, erforderlichen Heilapparat aus. Jedoch können wir für unser Klima und für die meisten unserer Kranken die Anordnung Pembertons, einem Erwachsenen gleich Anfangs sechzehn Unzen Blut zu entziehen, durchaus nicht als Regel, sondern vielmehr nur als höchst seltene Ausnahme gelten lassen; auch wissen wir nicht, wie wir es nehmen sollen, wenn P. S. 18 u. 94, wo es sich um ein so wenig als möglich reizendes Abführungsmittel handelt, Ricinusöhl mit Pfeffermünzwasser, und S. 33. inf. Sennae dr. decem, magnes. sulph. dr. tres, Tinct. sennae, und syrup. moror. aa dr. unam auf einmal zu nehmen, anräth; — wenn er bey der Behandlung der Ruhr S. 147 vorschreibt, der Arzt dürfe von dem freyen Gebrauche der abführenden Mittel erst dann abstehen, wenn der Kranke sagt, daß die Empfindung einer Last in seinen Eingeweiden, die er durch die größten Anstrengungen fortzuschaffen sucht, nach einer gehörigen Ausleerung entfernt sey; — und wenn er S. 148 glaubt, mit der bewirkten Ausleerung des Kothes sey das Vorzüglichste in der Behandlung geschehen, und der darin noch verbleibende entzündliche Zustand der Drüsen der dicken Gedärme erfordere, daß mit den abführenden Mitteln, jedoch in einem geringeren Grade, fortgefahren werde. So sehr wir überzeugt sind, daß Anfüllung der Därme mit Koth die Ruhr verschlimmern müsse und sie tödtlich machen könne; so wenig wir dem Verfasser absprechen, daß die chronische Ruhr in manchen Fällen einzig und allein von einer im entzündlichen Stadium derselben nur unvollkommen bewirkten Ausleerung entstehe; und so gewiß es ist, daß nicht wenige Aerzte, durch die Schmerz- und Krampfzufälle bey der Ruhr verleitet, nur zu oft durch einen voreiligen Gebrauch des Opiums unberechenbaren Schaden anrichten: so müssen wir dennoch, auf genaue Beobachtung und richtige Theorie gestützt, die eben angedeutete Behandlungsweise Pemberton's bloß auf jene Modificationen der Ruhr einschränken, welchen ein gastrischer Saburalzustand entweder zum Grunde liegt, oder als complicirende Krankheit beygesellt ist. Sollten dem Verf. in London immer nur Fälle dieser Art, und nie rein katarrhöse, nie rheumatische Ruhren vorgekommen seyn? Und doch wird die katarrhöse Darmentzündung S. 186 so richtig und genau beschrieben.

Sehr anziehend und der Aufmerksamkeit eines jeden practi-

schen Arztes werth sind Pembertons practische Bemerkungen über die chronischen Entzündungen des Bauchfells S. 20, der Leber S. 48, und der Gekrösdrüsen S. 190. Für die Existenz chronischer Bauchfells-Entzündungen sprechen nicht nur die vom Verfasser aus Lommius und Fernelius angeführten Stellen, sondern auch die von de Haen, Baillie, Voigtel u. a. als Folge derselben in den Leichen wahrgenommenen Verdickungen und Entartungen des Bauchfells. Irrig aber glaubt S. 21 der Verf. daß diese Entzündung vor ihm noch von keinem Schriftsteller ordentlich abgehandelt worden sey, da doch, wie der gelehrte Albers anmerkt, schon Broussaix in seiner histoire de phlegmasies ou inflammations chroniques etc. Paris 1808. T. II. p. 397 — 545 hierüber viel Schönes gesagt hat. Doch gebührt dem Verfasser das Verdienst, auf diese gewiß manchmal übersehene Krankheit neuerdings aufmerksam gemacht, und S. 21 bis 28 die Kennzeichen, den Verlauf, die Ausgänge (in acute Entzündung, in Absonderung gerinnbarer Lymphe, wodurch die Bedeckungen der Eingeweide zusammengeklebt werden, in Verdickung des Bauchfells, und in Genesung) kurz aber richtig angeführt zu haben, und in der Behandlung zweckmäßig vorzugehen. Nach eben erwähnten Beziehungen sind auch die chronische Entzündung der Leber und die der Gekrösdrüsen abgehandelt. Sehr richtig erwähnt Hr. P. S. 49 der Blutungen aus der Nase, dem Magen, oder den Gedärmen als öfterer Erscheinungen bey der chronischen Leberentzündung in Folge des gehinderten Durchganges des venösen Blutes durch die Leber. Wenn aber auch Hr. Albers eben so wahr bemerkt, daß Bauchwassersucht gewiß öfters Folge einer chronischen Entzündung der Leber, und deren Volumen dadurch vergrößert sey, so sind wir doch geneigt zu glauben, daß nicht der größere sondern nur jener kleinere Theil der Aerzte mit dieser Anschwellung die falsche Vorstellung der Verhärtung verbinde, welchem die überzeugenden Resultate hieher Bezug habender Leichenuntersuchungen eines Morgagni, Lieutaud, Baillie und Sömmerring, Stoll, P. Frank unbekannt sind. Uebrigens kann man, ohne dem Verf. zu nahe zu treten, behaupten, daß er in Betreff der chronischen Leberentzündung seinen Gegenstand weder so gründlich aufgefaßt noch so umfassend bearbeitet habe, als es die Wichtigkeit dieser Krankheit, ihrer Wirkungen und Folgen verdient, ihr häufiges Vorkommen in England nach Saunders Zeugnisse, und ihre öftere Verwechslung alldort mit Dyspepsie (nach Wright) erfordert hätten. Aber auch bey uns in Deutschland — wir können es nicht läugnen — wird die chronische Leberentzündung, ungeachtet wir uns gründlicherer und vollständigerer Abhandlungen derselben von

Stoll, Burserius, Schwarz, Murray, P. Frank, R. und A. G. Vogel, A. G. Richter rühmen können, noch oft genug als der wahre Grund langwieriger Verdauungsfehler übersehen, oder für eine auf Atonie beruhende Anschoppung der Leber gehalten, und darum in der Cur im ersten Falle gar nicht, im zweyten wenigstens nicht gewöhnlich auf angemessene Weise berücksichtiget. Minder unvollständig aber auch ohne alle neue Bemerkung ist das, was Hr. P. über die chronische Entzündung der Gekrösdrüsen, und ihren Unterschied von einer acuten und chronischen Bauchfellsentzündung anführt.

Zur Heilung der chronischen Bauchfellsentzündung werden nebst anhaltender strenger Milchdiät und vegetabilischen Speisen vor allem kleine Aderlässe zu 6 Unzen wöchentlich ein oder zwey Male, oder, wenn die Krankheit noch keine bedeutenden Fortschritte gemacht hat, 6 oder 8 Blutigel oder Schröpfköpfe auf den Unterleib gesetzt, täglich 2 — 3 Stuhlausleerungen, und von zehn zu zehn Tagen ein Zugpflaster; zur Heilung der chronischen Leberentzündung hauptsächlich Purgirmittel, das taraxacum und Quecksilber-Einreibungen, und zur Heilung der chronischen Entzündung der Gekrösdrüsen bey starkem Fieber Abführmittel und Calomel, bey mäßigem Fieber tonisirende Mittel, Bewegung in freyer Luft und Bäder empfohlen.

Das schleichende Fortschreiten dieser Krankheiten, und die bey langsam und kaum bemerkbar von statten gehender Wirkung der Heilmittel gewöhnlich geringe Ausdauer der Patienten machen nicht nur diese, sondern wohl jede chronische Entzündung der Eingeweide gefährlich. Es wäre deßhalb auch nach Broussaix noch ein des Fleißes gelehrter und erfahrner deutscher Aerzte höchst würdiger Gegenstand, die chronischen Entzündungen in ihrem ganzen Umfange, mit Benützung der zerstreuten trefflichen Abhandlungen über einzelne derselben, einer neuen gründlichen Bearbeitung zu unterziehen. Diese Arbeit, im Geiste ächter Erfahrung ausgeführt, würde nicht nur in der deutschen medicinischen Literatur glänzen, sondern auch durch Bereicherung und Befestigung unserer Diagnostik in diesem noch so dunklen Gebiete theils zur glücklichen Heilung, theils zur öfteren Verhütung mancher schwerer und zwar jener Krankheiten gewiß sehr viel beytragen, welche so oft bald als Symptome, bald als Folgen leicht zu übersehender und wirklich übersehener oder verkannter, und darum verwahrloster oder unangemessen behandelter, selbstständiger oder symptomatischer chronischer Entzündungen vorkommen. Dieß würde unter andern ohne Zweifel nicht selten bey Gedächtnißfehlern, Verstandesverwirrung, hartnäckigem tiefsitzenden Kopfleiden, innerer Kopfwassersucht, bey Lungen- und Luftröhrenschwindsucht u. v. a. der Fall seyn. Gleich-

weit entfernt von der Ungläubigkeit der Einen, gegen welche der große Beobachter Stoll Mühe hatte, die Existenz mancher sogenannten verborgenen Entzündungen zu vertheidigen, und von der Oberflächlichkeit Anderer, denen Schmerzgefühle oft schon die Gegenwart einer Entzündung beweisen, liegt auch hier zwischen diesen beyden Endpunkten die Wahrheit. Zu ihr führen unter der Leitung einer gründlichen Theorie der Entzündung überhaupt, und einer pathologischen Anatomie im Geiste J. F. Meckels sowohl eine scharfsinnige Erwägung der Erzeugungsmomente und eine genaue Beobachtung des Verlaufes acuter Entzündungen in verschiedenen Individuen und in verschiedenen Organen, als ganz vorzüglich die nicht genug zu empfehlende Beachtung vieler Krankheiten des Systems häutiger Gebilde, des Lymhgefäßsystems, der Verdauungs-, Ab- und Aussonderungsorgane, z. B. des Rheumatismus, Katarrhes, acuter und chronischer Ausschläge, der Scrofelsucht, Lustseuche, Gicht u. s. w., welche vorzüglich oft chronische Entzündungen verschiedener Organe bald als Symptome oder Metaschematismen zur Begleitung haben, bald als Metastasen (in der nicht blos materiellen Beziehung genommen) nach sich ziehen. — Wir wenden uns zur weiteren Inhaltsanzeige.

Den Entzündungen läßt sich das remittirende Fieber der Kinder (f. infantum remittens) S. 166 — 175 zunächst anreihen. Hr. P. hält es mit Grunde für Symptom eines Reizungszustandes und damit wesentlich verbundener Störungen in den Baucheingeweiden. Die Krankheit befällt Kinder von 1 bis 10 — 12 Jahren; sie hat im Verlaufe einige Aehnlichkeit der Symptome mit jenen der Gehirnhöhlenwassersucht, doch setzt Dr. P. ihren Unterschied durch vorzügliche Hinweisung auf die eigenthümlichen Zufälle des Unterleibes bey der ersteren treffend auseinander. Bey der Behandlung, welche gewöhnlich einen erwünschten Erfolg hat, sucht er die fehlerhaften Stoffe aus dem Darmkanale auszuleeren, dann der Reizbarkeit und Schwäche abzuhelfen. Diese Krankheit ist auch deutschen Aerzten als febr. mesenterica *Baglio.* längst bekannt gewesen. Sie befällt auch Erwachsene oft genug, ward in der neuesten Zeit von G. A. Richter als venöses gastrisches, von Ackermann als splanchnisches Fieber beschrieben, und unter der nämlichen Benennung in ihren Varietäten vom Prof. Bischoff gewürdiget. Wer Richter's genaue Beschreibung hievon mit den Erscheinungen am Krankenbette richtig zusammenhält, wird dieses Fieber oft, nicht blos im weiteren Verlaufe anfänglicher Saburral- und Gallenfieber, sondern auch bey katarrhösen und rheumatischen Leiden, nach Erkältungen, nach verwahrlosten oder plötzlich unterdrückten, oder mit unangemesse-

nen Erregungs- und Reizmitteln behandelten Durchfällen rc. antreffen.

Was der Verfasser über einige andere Reizungszustände, nämlich die Cholera S. 141, und die Bleykolik S. 154 anführt, besteht in praktisch nützlichen Bemerkungen ohne neue belehrende Ansichten und ohne neue Behandlungsmethoden. In Betreff der Bleykolik nähert er sich de Haen's und Stoll's Ansicht und Behandlung, indem er S. 156 sagt: »Da die Krankheit vorzüglich eine krampfhafte Affection des Colons zu seyn scheint, wodurch der Unrath in demselben eingeschlossen wird, so muß der Hauptpunkt der Behandlung dahin gerichtet seyn, daß dieser Unrath auf eine so wenig als möglich reizende Art entfernt werde. Die Verstopfung hängt in diesem Falle einzig (?) vom Krampfe ab, weßhalb das Opium hier als ein Abführungsmittel (wohl nur Ausleerungsmittel) wirkt.« Gegen die aus Bleyvergiftung entstandene Lähmung der Hände empfiehlt er S. 162—163 den in mehreren Fällen hülfreich befundenen Gebrauch einer Schiene, die auf einer Kupfertafel versinnlicht ist. Rec. war verwundert, in der Abhandlung über den Durchfall, S. 152, die höchst einseitige Behauptung zu finden, daß dieser durch eine vermehrte Absonderung der Drüsen der Gedärme entstehe, und deßhalb die Behandlung dahin gerichtet werden müsse, diese vermehrte Absonderung durch adstringirende Mittel zu hemmen (!)

Wo bey der Entzündung der Gallenblase und der Gallengänge von der symptomatischen Gelbsucht die Rede ist, werden S. 58—60, die Unterscheidungsmerkmale dieser von derjenigen Gelbsucht auseinander gesetzt, welche von eingeklemmten Gallensteinen, und welche von Krämpfen entsteht; auch wird die Art, auf welche nach der, wie uns scheint, richtigen Vorstellung des Verfassers ein Gallenstein durch den Gallengang durchgetrieben wird, mittelst einer beygefügten Zeichnung anschaulich gemacht, und in Betreff der chemischen Bestandtheile der Gallensteine auf die Analyse von Dr. R. Powell und Dr. Saunders verwiesen.

Ueber die Krankheiten der Bauchspeicheldrüse, S. 71, erklärt sich Dr. Pemb. mit Bescheidenheit dahin, daß er kein Zeichen kenne, welches auf eine anfangende oder schon ziemlich ausgebildete Krankheit des Pankreas schließen ließe, aber glaube, daß man dieselbe durch negative Schlüsse (vom Mangel bestimmter Krankheitszeichen benachbarter Baucheingeweide) auffinden könne. Wenn das Pankreas allein krank war, sah er die Kranken so abmagern, daß die äußeren Bedeckungen nur auf ihnen zu hängen schienen, dahingegen bekanntlich bey Scirrhus in der Leber, Milzanschwellung und Krankheiten der Gekrösdrü-

sen der Bauch vor dem Tode immer beträchtlich anschwillt. Die zwey vorzüglichsten Krankheiten des Pankreas sind, Seite 75, Verhärtung und Vereiterung, als Folgen einer gewöhnlichen Entzündung. P. erhielt von Dr. Baillie einen Stein aus dem Pankreas eines Menschen, welcher aus kohlensaurem Kalke bestand; ein anderer aus dem Pankreas eines Ochsen bestand nach Dr. Wollastons chemischer Untersuchung aus phosphorsaurem Kalke.

Von den Zeichen der Milzkrankheiten, S. 78, sagt P., daß sie eben so dunkel seyen wie die der Krankheiten des Pankreas; die Milz sey einer Entzündung des sie umgebenden Theils des Bauchfells, wie alle von diesem eingehüllten Eingeweide, ausgesetzt, aber eine Entzündung und Vereiterung der Milzsubstanz selbst habe er (gegen Marcus) nie beobachtet; träge nicht entzündliche Geschwülste könne man oft finden. Solche Anschwellungen vergehen öfters von selbst, doch könne die Heilung durch Purgiermittel und Merkurialeinreibungen beschleunigt werden. Bey gleichzeitiger großen Empfindlichkeit des Magens empfiehlt er kleine Gaben von Calomel mit Schierlingsextrakt.

Im Kapitel von den Nierenkrankheiten bemerkt P. nicht nur S. 88 den von Andern bereits angegebenen Umstand, daß sehr bedeutende und langwierige Uebel, selbst Vereiterungen der Nieren, ohne beträchtliche und sogar fast ohne alle Abmagerung des Körpers bestehen, und sucht denselben bey übrigens dunkeln Symptomen, wo nämlich bey den örtlichen Krankheiten die Schmerzen fehlen, als Unterscheidungszeichen eines Nierenleidens von krankhaften Veränderungen anderer Baucheingeweide, besonders der Gekrösdrüsen zu benützen; sondern glaubt sich auch, um diesem Umstande eine ausgedehntere Bedeutung zu geben, durch viele Beobachtungen zu der Behauptung berechtiget, daß chronische Krankheiten solcher Organe, die man zu den Erhaltungs- oder Ernährungsdrüsen (glands of supply) zählen könne, immer von großer Abmagerung; jener Organe hingegen, die zu den Ausführungsdrüsen gehören, von keiner oder nur unbeträchtlicher Verminderung des Körperumfanges begleitet seyen. Zu ersteren Organen zählt er die Leber, das Pankreas, die Gekrösdrüsen, gewissermaßen den Magen und die dünnen Gedärme; zu letzteren die Nieren, die Brüste, die aushauchenden Gefäße und die dicken Gedärme. In der That kann diese Berücksichtigung dazu dienen, manchmal wenigstens zu bestimmen, wo eine Krankheit ihren Sitz nicht habe. — Was der Verfasser S. 98 in der Anmerkung 35 von den Eigenheiten, und insbesondere von dem gegen die Säuren und Alkalien sich zeigenden Verhalten der von Wollaston aufgestellten vier Arten von Harnsteinen sagt, scheint uns noch

nicht bekannt genug, und wenigstens für eine palliative Behandlung von Harnsteinen-Leidender, so wie für Verhinderung der Bildung oder Erneuerung der Harnsteine so wichtig zu seyn, daß es hier einen Platz verdient. »Harnsteine der ersten Art, harnsaure Steine bestehen ganz, oder doch größtentheils aus Harnsäure oder harnsaurem Ammoniak. Die Salzsäure wirkt auf dieselben nicht ein, wohl aber die reinen Alkalien. Vor dem Löthrohre werden sie gänzlich aufgelöst. Die Harnsteine der zweyten Art, schmelzbare Steine, sind größtentheils aus phosphorsauerm Kalke und der dreyfachen Verbindung der phosphorsauren Magnesie und des Ammoniaks zusammengesetzt. Die reinen Alkalien wirken nicht auf dieselben, wohl aber die Salzsäure. Vor dem Löthrohre schmelzen sie zu einem weißen Emaille. Die Harnsteine der dritten Art, maulbeerartige Steine, bestehen vorzüglich aus sauerkleesaurem Kalke. Sie werden weder von den Alkalien, noch sehr schnell von den Säuren angegriffen, und mit Salzsäure digerirt nur nach und nach ausgelöst. Vor dem Löthrohre werden sie zu Kalk reducirt. Die Harnsteine der vierten Art, knochenerdige Steine, enthalten hauptsächlich phosphorsauren Kalk. Sie sind in Salzsäure auflöslich, und vor dem Löthrohre unschmelzbar.« Nach P. kömmt der schmelzbare Stein und Gries öfter vor, als man gewöhnlich glaubt. Er fand in vielen Fällen die Salzsäure sehr wirksam dagegen. Er ließ jeden der fünf Kranken, von denen er S. 100 und 101 ausdrücklich redet, alle zwey Stunden sechs Tropfen Salzsäure mit Wasser nehmen. Zwey von ihnen spürten augenblickliche Linderung nicht bloß derjenigen Beschwerden, die einen gewöhnlichen Anfall zu begleiten pflegen, sondern auch einer höchst peinlichen Unruhe, eines außerordentlichen Durstes und einer fortwährenden Kraftlosigkeit, die bey dieser Art von Steinen vorherrschende Zeichen zu seyn scheinen. Zwey Andere wurden ebenfalls geheilt, jedoch war die Wirkung nicht so schnell. Dem fünften ging während des Gebrauches der Säure eine große Menge Gries ab, der mürbe war. Ob dieser Kranke völlig geheilt sey, kann Pemb. nicht versichern.

Von Krankheiten des Magens werden im siebenten Kapitel S. 103—141 abgehandelt: Magenschmerzen, schmerzloses Erbrechen als Folge von Uebelkeit, Säure im Magen, Stricturen der oberen und unteren Magenmündung, scirrhöse Geschwülste und Krebs des Magens, Blutbrechen. Der enge Raum von 37 Octavseiten für so viele und wichtige Krankheiten läßt schon vermuthen, daß hier keine Abhandlungen, sondern nur Bruchstücke und Andeutungen vorkommen, welchen übrigens bey der noch mangelhaften Diagnostik der Magenkrankheiten ihr Werth für den praktischen Arzt nicht abzusprechen ist. Die Magenschmerzen sind

nach P. in einigen Fällen bey leerem, in anderen bey vollem Magen heftiger. Schmerzen bey leerem Magen scheinen von einer vermehrten und veränderten Absonderung der Drüsen der Schleimhaut des Magens herzurühren. Wird diese Flüssigkeit reichlicher abgesondert, als daß sie durch die genossenen Nahrungsmittel eingehüllt und unwirksam gemacht werden könnte, so wird sie nach vorausgegangenen heftigen Schmerzen ausgebrochen. Die Krankheit wird dann Wasserkolk (Sodbrennen, Pyrosis) genannt. Sie ist in Schottland und Irland häufig, und kömmt öfter bey Weibern als bey Männern vor. Worin besteht aber der Grund dieser krankhaften Absonderung? — Die Meinung Pemberton's, daß fehlerhafte Beschaffenheit der Verdauungsorgane, die so lange anhält, bis sie den Ton des Magens zu schwächen im Stande ist, Anlaß zur Pyrosis gäbe, daß also bloß Schwäche des Magens zum Grunde liege, können wir wenigstens nicht allgemein annehmen; denn wir sahen alle Abstufungen von Magenschwäche ohne Sodbrennen, und wenn wir die uns vorgekommenen Fälle von Sodbrennen überblicken, so waren es bleichsüchtige, hysterische, schwangere, von Zorn oft erschütterte, gichtische, auch scrophulöse Personen, die daran litten, bey denen also ohne gehörige Berücksichtigung der zum Grunde liegenden allgemeinen Zustände von den hier von P. empfohlenen Mitteln keine gründliche Heilung zu erwarten gewesen wäre. Diese Mittel sind: Säure, brechende und besänftigende, später zusammenziehende, nämentlich: Kinogummi mit Opium und arabischem Schleime; Alaun, Seifenpillenmasse und Opium mit Aniswasser und Magnesie; Pillen aus schwefelsaurem Eisen, kohlensaurer Soda, Myrrhe und Zucker. — Die Schmerzen, welche nur bey vollem Magen entstehen, scheinen dem Verfasser von der Reizbarkeit der Muskelhaut desselben herzurühren, und vorzüglich chlorotische Weiber und hypochondrische Männer, gewöhnlich mit Kopfschmerzen verbunden, zu befallen. Die Kur ist auf Stärkung und auf Minderung der allgemein vermehrten Reizbarkeit zu richten. Sind die Schmerzen heftig, so räth P. einige Tropfen Opiumtinktur, oder einen Theelöffel voll Branntwein vor dem Essen zu nehmen, in sehr hartnäckigen Fällen ein Blasenpflaster auf die Magengegend zu legen. — Die Symptome der Strictur der Magenmündungen sind richtig angegeben. Heilmittel sind ihm so wenig als uns bekannt. Auch kennt er kein verläßiges Zeichen eines Scirrhus des Magens; die Zeichen eines offenen Krebses desselben führt er kurz an. In diesen Krankheiten kann nur Erleichterung auf einige Zeit verschafft werden; der Gebrauch des Calomels und Schierlings mit einer Milchdiät vereinigt, schien ihm hierzu am besten geeignet zu seyn.

Von den Krankheiten des Netzes soll das über die des Bauchfells Gesagte gelten, nur bemerkt P., daß im Netze sich zuweilen Hydatiden vorfinden, welche im eigentlichen Bauchfelle nie angetroffen werden. Er sah eine ziemlich große Hydatide von der Gestalt eines länglichen Cylinders, die vor dem Tode als eine längliche harte Geschwulst gerade über dem Nabel zu fühlen gewesen war. — Ablagerungen von Fett im Netze können nach ihm nicht als Krankheiten (aber doch wohl manchmal als Wirkungen von Krankheiten) angesehen werden.

Zum Schluße darf nicht unbemerkt bleiben, daß sowohl die Noten des Hrn. Uebersetzers, als die des gelehrten Hrn. Albers, wovon jene größtentheils die Angabe der von Pemberton erwähnten zusammengesetzten Arzneyen nach der Londner Pharmakopöe, diese aber sehr zahlreiche theils bestätigende, theils berichtigende oder widerlegende Bemerkungen theoretischen und praktischen Inhalts liefern, sehr gehaltvoll sind, und den Werth der deutschen Uebersetzung über jenen der Londner Originalausgabe erheben. Die Auflage dieser Uebersetzung ist lobenswerth.

P.

Art. IX. Die Alterthümer des israelitischen Volks (Volkes). Mit einer nach den neuesten Beobachtungen von C. J. Klöden gezeichneten und Carl Mare gestochenen Karte von Palästina, einem Grundriß des Tempels zu Jerusalem, einem colorirten und einem schwarzen Kupferstiche. Berlin. 1817. Bey August Recker. 23 Bogen in 8.

Als Recensent die Vorrede dieses Buches durchgelesen hatte, glaubte er sich zur angenehmen Erwartung berechtigt, einem nicht eingebildeten Bedürfnisse unserer Zeit abgeholfen zu sehen. Nun fehlt es wohl keineswegs, wie in der Vorrede gesagt wird, an gelehrten Werken über diesen Gegenstand; doch an einem, welches solchen, ohne ihn mit dem Gewande der Gelehrsamkeit zu bekleiden, erläuterte. Es fehlt an einem Werke, aus welchem sich die eben nicht wissenschaftlich gebildete Lesewelt, so wie von andern wissenswerthen Gegenständen, auch von diesem, selbst unterrichten könnte. Behandelte ein solches Werk seinen Gegenstand zweckmäßig genug, so kann es nicht anders kommen, als daß die daraus geschöpften Belehrungen den vortheilhaftesten Einfluß auf das künftige Betragen gegen die Nachkommen der Hebräer bey der gebildeteren Classe haben müssen; ein Einfluß, der sich dann bald auch bey jener Classe des Volkes zu äußern anfangen wird, die sich durch Lectüre nicht bilden kann. Die Aufforderung hierzu ist nun um so stärker, da von Seite der israelitischen Gelehrten und Volkslehrer jetzt so viel für die Bildung ihres Volkes geschieht.

Das vorliegende Werk hat für diesen Zweck viel gethan, ja, es hatte nach der Meinung des Recensenten alles gethan, wenn es alle einzelnen Abschnitte verhältnißmäßig mit der Ausführlichkeit und Gründlichkeit abgehandelt hätte, als es dieß im 24ten Abschnitte gethan hat. Warum haben sich die Herren Verfasser (denn es sind ihrer mehrere, die einzelne Abschnitte bearbeiteten) gar so sehr der Kürze beflissen! Hätten sie doch den Mittelweg zwischen einem streng gelehrten Werke und einem skizzenmäßigen Auszuge aus einem solchen besser zu treffen gesucht, und sie würden ihren allerdings sehr löblichen Zweck vollkommen erreicht haben! Bey der großen Gedrängtheit und der Eile, die man dem Vortrage ansieht, muß dem Leser sehr vieles dunkel und unverständlich bleiben. Die häufig angezogenen Bibelstellen tragen zum Hauptzwecke dieses Buches selten bey, denn sie sollen ja meistens durch die Bekanntschaft mit den Alterthümern erst Licht erhalten. Daß sich die Hrn. Verfasser, wie im Vorworte gesagt wird, alles überflüssigen Raisonnements enthalten haben, wäre wohl allerdings recht lobenswerth, da überflüssiges Raisonnement nie willkommen und ohne Nutzen ist; aber, wie es Recens. scheint, haben sie über dem Bestreben, nicht weitläufig zu werden, gar zu wenig Anwendung und Vergleichung gemacht. In einem Werke dieser Art, für Leser bestimmt, die an trockne Behandlung der Gegenstände nicht gewohnt sind, werden pragmatische Bemerkungen, wenn sie auch noch so kurz sind, ein unerläßliches Bedürfniß. Wir wollen nun den Inhalt des Werkes durchgehen, und jenen allgemeinen Bemerkungen noch einige besondere beyfügen.

In der Einleitung, die eine kurze Uebersicht der Schicksale der Hebräer liefert, wird gleich von Mose ausgegangen, ohne von ihren Stammvätern die geringste Erwähnung zu machen. Es wird dann der mosaischen Schriften und der Sammlung aller heiligen Bücher durch Esra, des Talmuds und seiner Eintheilung erwähnt. Das ganze Werk zerfällt in vierundzwanzig Abschnitte. Den Anfang machen die heiligen Alterthümer in sechs Abschnitten, die vom Religionsprincipe der Hebräer, von den Sekten, von den religiösen Gebräuchen, vom Sabbath und den Feyertagen, von den Priestern und Leviten, von der Stiftshütte, dem Tempel und den Synagogen handeln. Dann folgen die politischen in vier Abschnitten: von der Staatsverfassung und dem Königthum, von dem Finanzwesen, von der Gerichtsverfassung und den Freystädten, vom Kriege und Kriegswesen. Hieher hätte dem Systeme gemäß auch der 23ste Abschnitt gehört, welcher die Geschichte der Hebräer vom Auszuge aus Aegypten bis auf die Zerstörung Jerusalems durch die Römer enthält. Die häuslichen Alterthümer sind in zwölf Abschnitten abgehandelt; von der

Jagd, der Viehzucht und dem Ackerbau, vom Handel, vom Gelde, Maß und Gewicht, von der Erziehung und den Prophetenschulen, von der hebräischen Sprache und Literatur, von den Künsten und Wissenschaften, von der Ehe und den ehelichen Verhältnissen, von den übrigen Familienverhältnissen, von der Leibeigenschaft, von der Kleidung und dem Schmucke, von den Speisen, von verschiedenen Sitten und Gebräuchen, von der Trauer und dem Begräbnisse. Ihnen sollte der 24ste Abschnitt, nämlich die Landeskunde, voraus gehen. Er ist seinem inneren Gehalte nach der vollendetste, und macht beynahe die Hälfte des ganzen Werkes aus. Wie in der Vorrede gesagt wird, hat er als ein für sich bestehendes Werk benützt werden sollen. S. 17 heißt es: die Samariter hätten einen eigenen Tempel auf Garizim mit Erlaubniß Alexanders des Großen gebauet; da doch dieser Tempel zur Zeit jenes Welteroberers schon beynahe hundert Jahre stand; denn Darius Nothus hatte ihnen die Erlaubniß gegeben. Von Alexander dem Großen wurden die Samariter nichts weniger als begünstiget. Der Rechabiten wäre besser unter den Proselyten S. 21 Erwähnung geschehen, da sie, wie die Keniten, zu den Proselyten des Thores zu gehören scheinen. Aus den Stellen der Bibel, wo ihrer Meldung geschieht, scheint hervor zu gehen, daß sie zwar den einigen Gott verehrten aber sich um das mosaische Gesetz nicht kümmerten. S. 36 soll es wohl, statt: »an diesem Feste« heißen: an diesen Festen; denn nicht nur am Laubhüttenfeste, sondern an allen dreyen höchsten Festen mußten die erwachsenen Hebräer beym Tempel oder heiligen Gezelte zusammen kommen. S. 38 heißt es vom Feste der Neumonde: »dieses scheint eigentlich ein Fest der Frauen gewesen, und aus dem Feste der ägyptischen Isis entlehnt zu seyn.« Der Ausdruck entlehnen ist hier unschicklich gewählt. Moses entlehnte vom Götzendienste kein Fest; aber er mußte wohl dem Hange der Hebräer zur Abgötterey, der während ihres Aufenthaltes in Aegypten sich ihrer so sehr bemächtigte, als weiser Gesetzgeber und Religionsstifter dadurch entgegen zu kommen suchen, daß er auch die Gelegenheiten, bey welchen sich die Hebräer der Verehrung irgend einer Gottheit leicht erinnern konnten, dazu benützte, ihre Gemüther auf die Verehrung des wahren Gottes hinzulenken. S. 43 ist von dem mit zwölf Edelsteinen besetzten Brustschildchen die Rede, welches der Hohepriester über dem Ephod trug; und wird gesagt, daß man es Urim und Thumim hieß. Jenes Brustschildchen hieß Chechen, nicht Urim und Thumim; es bestand, wie Exod. 39, 9 gesagt wird, aus zwey Theilen, so daß es hohl und einer Tasche ähnlich war. In dieser Tasche nun war das Urim und Thumim, oder das heilige

Loos. S. 44 soll Kadösch Jehova übersetzt seyn: »der Heilige des Herrn«, nicht: das Heiligthum des Herrn. S. 52 spricht der Verfasser davon, daß in der Lage, in welcher sich das israelitische Volk auf seiner Wanderung durch die Wüste befand, ein fester Tempelbau nicht wohl möglich war, und Moses sich also mit einer Einrichtung begnügen mußte, die dem Nomadenleben entsprach. Hier wäre wohl die Bemerkung recht an ihrem Platze gewesen, daß aus Amos 5, 26 zu schließen, dieses heilige Gezelt nicht das erste war, und daß es von den Karthaginensern bekannt ist, daß sie sich auf ihren Heerzügen eines ähnlichen heiligen Gezeltes bedienten. *Diodor. Sic.* XX. 65. S. 59 heißt es: Nach einer Stelle im Ezechiel 41, 18, 19 hatte der eine (Cherub) die Gestalt eines geflügelten Löwen, der andere aber die Gestalt einer geflügelten Sphinx. Diese Stelle hat der Verfasser falsch verstanden. Nicht von zwey Cherubim ist die Rede, sondern es wird gesagt, daß immer zwischen zwey Cherubim eine Palme stand, daß aber jeder Cherub zwey Gesichter hatte, ein Löwen- und ein Menschengesicht. (Warum gerade einer Sphinx?) So wurden die Cherubim in der Malerey oder Stickerey dargestellt. Eigentlich aber waren sie, wie aus Ezech. 1. deutlich hervorgeht, monströse Figuren mit vier Gesichtern, nämlich einem Menschen-, Löwen-, Ochsen- und Adlergesicht. S. 62 hätte der Verfasser die zweifelsüchtigen Leser, wie er sie nennt, in Ansehung der ungeheuren und unglaublichen Zahlen, nicht geradezu auf das Buch der Chronik verweisen sollen; denn dieß wird, wenn sie schon einmal zweifeln, ihren Zweifel nicht lösen; sondern er hätte anmerken sollen, daß diese unglaublichen Zahlen in den Büchern der Könige und Chronik wohl größtentheils Fehler der Abschreiber sind, welche die Buchstaben, mit welchen die Hebräer ihre Zahlen ausdrückten, aus Versehen leicht verwechseln konnten. S. 74 kommen Schreiber vor, die Semrim geheißen haben. Ist dieß ein Druckfehler statt Sopherim? — Eben so wird wohl der Hister, von dem dort die Rede ist, der Haschother seyn sollen? S. 75 hätte, wo von der Salbung der Könige die Rede ist, nothwendig beygesetzt werden sollen, daß nur immer der erste einer neuen regierenden Familie gesalbt wurde, und daß diese Salbung auf alle seine Nachfolger aus der nämlichen Dynastie überging. Von zwölf Stufen, die zum Throne geführt haben sollen, weiß Recensent nichts. Der Thron Salomons, der doch der prächtigste war, hatte nur sechs Stufen. Auch standen die Löwen nicht um den Thron, sondern an beyden Enden der Stufen. S. 82 ist es falsch, daß die Kreuzigung erst von den Römern eingeführt wurde; schon die hasmanäischen Könige haben sie eingeführt. S. 92 wird blos gesagt, daß man

sich bey Belagerungen eines Wurfgeschützes bediente; aber weder worin dieses Geschütz bestand, noch wie man bey Belagerungen vorzugehen pflegte. S. 97 wird der Esel von den Herden der Patriarchen ausgeschlossen; worauf sich diese Behauptung gründet, weiß Recensent nicht; unter mehreren Stellen erhellet aus 1 M. 22. 3, 5. das Gegentheil. S. 98 sollen die Ziegen in Palästina weißes Haar statt des schwarzen haben. S. 100 läßt der Verfasser den gestürzten Acker mit Walzen (?) ebnen; das geschnittene Getraide in Garben binden, und gleich, so wie bey uns, in die Scheune fahren. Von der Dreschtenne, die sich gleich auf dem Felde befand, sagt er gar nichts. Von seinen Dreschmaschinen oder Dreschwagen kann sich niemand, der sie nicht anders vorher kennt, einen Begriff machen. S. 104 kommt ein Längenmaß Atzna statt Aezba vor. S. 111 scheint nach reiflicher (?) Kritik Mose nicht der Verfasser aller unter seinem Namen vorhandenen Bücher zu seyn; es soll vielmehr wahrscheinlich seyn, daß deren Sammlung später, erst unter Samuel, Saul oder David Statt gefunden. Das Buch Esther wird als ein historischer Roman aufgeführet, der, wie es scheint, auf besondern Befehl der Heldin desselben, geschrieben wurde. Ueber den Verfasser des Buches Job wird nichts entschieden, sondern nur die verschiedenen Meinungen über diesen Punkt werden angeführt. S. 117 nimmt der Verfasser ohne Anstand an, daß Jonas nach Ninive gereiset ist. Im Jesaias kommen dem Verfasser viele allgemeine Wahrsagungen vor, »der, der Welt aus dem Eroberungsgeist bevorstehenden Uebel, anzuwenden auf alle Völker, auf alle Zeiten.« Von den verschiedenen Meinungen über den Verfasser der Sprüche, des hohen Liedes und des Predigers, schweigt der Verfasser, und gesteht sie Salomon zu. Dieß hätte er auch bey den oben angeführten thun sollen. Sonderbar, daß er gerade über diesen Gegenstand ausführlicher wird. Wozu die Leser, für welche dieses Werk bestimmt ist, in kritische Schwierigkeiten verwickeln? Eine allgemeine Charakteristik der heiligen Literatur der Hebräer hätte genügt. S. 122 und 123 könnte die Beschreibung der Häuser, wie sie die Hebräer hatten, wohl auch vollständiger seyn. Das Alija wird ein Erker genannt; vom Backofen heißt es: er war eine vielleicht ausgemauerte Grube. S. 124 besteht das Hausgeräthe in Betten, Tischen, Stühlen und Lampen; aber worin sich diese Geräthe von den unsrigen unterscheiden, davon wird gar nichts erwähnt; nur zum Bette soll, aus 1. M. 49, 4 zu schließen, eine Treppe geführt haben. S. 126 heißt es: »es ist sehr auffallend, daß ein Volk, wie die Israeliten, das unter dem heitersten Himmel Chaldäa's, Aegyptens und Arabiens

lebte, sich so geringe Kenntnisse in der Astronomie erworben hat.« Das Auffallende dieser Erscheinung verschwindet alsogleich, wenn man erwäget, daß bey allen jenen Völkern Astronomie mit Astrologie verbunden war, die den Hebräern, als zu den Künsten des Aberglaubens gehörend, von Mose strenge untersagt war. 5. M. 18, 10. S. 128 läßt der Verfasser den Hebräern von Mose gar das Sonnenjahr verordnen! S. 132 wird unter den musikalischen Instrumenten eine Harfe — Agaph — (doch nicht etwa Uggab?) angeführt: ein anderes Instrument — Zalzilin? — soll mit Schellen versehen gewesen seyn; u. s. w. S. 138 wird gesagt, daß jener, der die Pflichtehe verweigerte, den Beynamen Barfüsser bekam; was aber dieser Beyname eigentlich bedeute, nämlich einen Verschwender, und wie dieses zusammenhänge, davon wird geschwiegen. S. 149 wird das Oberkleid mit einem Gürtel befestigt, und den Quasten soll die Kraft der Amulette beygelegt worden seyn. S. 160 gab man zum Zeichen der Freundschaft in Ermanglung anderer Sachen sogar seine eigenen Kleider. Eine einseitige Darstellung. Kleider pflegten Könige und Große ihren Ministern, Feldherren, Gesandten, Gelehrten u. s. w. zum Geschenke zu machen; diese Auszeichnung aber war um so größer, wenn der Schenkende sein eigenes Kleid auszog; wie in der vom Verfasser angezogenen Stelle 1. Sam. 18, 4 der Fall ist. S. 161 heißt es: Moses verordnete die Beerdigung mit dem Ablauf des siebenten Tages. Gerade das Gegentheil wollte Mose, nämlich die baldige Beerdigung des Todten; deswegen setzte er die Verunreinigung, die man sich durch einen Todten zuziehen konnte, auf sieben Tage fest. Man eilte daher so viel möglich mit dem Leichname aus dem Hause, um der Gefahr, sich zu verunreinigen, los zu werden. S. 162 soll das Abscheren der Ecken des Bartes ein Zeichen der Trauer gewesen seyn; da dieses doch, freylich in einer ganz andern Rücksicht, verboten war; in der angeführten Stelle 3. M. 19, 27 ist gar nicht von der Trauer die Rede. S. 164 wird der König Jojakim wie ein todter Esel an einen abgelegenen Ort geschleppt, ohne den eigentlichen Sinn jener sprichwörtlichen Redensart anzugeben. Die ganze Geschichte wird auf 37 Seiten abgehandelt, und in 6 Zeiträume eingetheilt; nämlich: vom Auszuge aus Aegypten bis Saul — von diesem bis auf die Trennung des Reiches — das Reich Juda und Israel, jenes bis zur babylonischen Gefangenschaft, dieses bis zu seinem Untergange. — Die Rückkehr der Stämme des Reiches Juda aus der babylonischen Gefangenschaft. Besser hieße es der Hebräer; denn nicht nur die Stämme des Reiches Juda, nämlich Juda und Benjamin kehrten zurück, sondern Hebräer aus allen übrigen

Stämmen schlossen sich höchst wahrscheinlich an sie an. Die Geschichte der Maccabäer bis Pompejus — die Juden unter den Römern bis auf die Zerstörung Jerusalems. Wir wollen nun auch hier auf einige auffallende und unrichtige Stellen aufmerksam machen. S. 165 erhalten die Israeliten durch Mose auf dem Berge Sinai die ersten geschriebenen Gesetze, wahrscheinlich (?) die zehn Gebote. S. 166 nimmt Josua Jericho und Gibeon durch Verrätherey und Religionsschwärmerey ein. Weiter: Moses begünstiget den Handel nicht, weil er die Absicht hatte, seine Nation zu isoliren; aber es wird mit keiner Sylbe erwähnt, warum er diese Absicht hatte; nämlich, um die Hebräer von dem Rückfall in die Abgötterey zu verwahren, der bey häufigem Handelsverkehr mit benachbarten Völkern unvermeidlich gewesen wäre. S. 167 war das Amt der Richter nicht lebenslänglich; wahrscheinlich wollte der Verfasser sagen: nicht erblich. S. 167 scheint es Recens. zu schonungslos gesagt, daß man Salomon mit großem Unrecht den Beynamen des Weisen gibt. In Hinsicht auf seine Bildung und Gelehrsamkeit, mag ihm dieser Beyname immerhin gegeben werden. S. 181 ist zwischen Amasia und Usia von einem Zwischenreich von elf Jahren die Rede, von dem Recensent nichts weiß. S. 186 läßt der Verfasser den König Jojakim von Nebucadnezar gefangen nach Babylon führen, und ihn dort nach seinem Tode den Vögeln und wilden Thieren hinwerfen. Er folgt hierin 2. Chron. 36, 5 — 8; da es doch 2. K. 24, 2 — 6 heißt: Jehova habe die Chaldäer gegen Juda gesandt; Jojakim sey gestorben, und Jojachim sein Sohn habe den Thron bestiegen. In das Buch der Chronik scheint hier durch die Abschreiber ein Fehler eingeschlichen zu seyn, welchen der Verfasser mittelst Michaelis Anmerkungen zu 2. Chron. leicht hätte vermeiden können. S. 188 heißt der Sohn Jeroboams Nadal vielleicht durch einen Druckfehler (?) statt Nadab. S. 189 soll Jehu die Vielgötterey aus Politik begünstiget haben. Er ließ wohl die goldenen Rinder stehen, aber den Baalsdienst hob er auf. Die innerlichen Unruhen zwischen der Regierung Jeroboams II, und seines Sohnes Sacharia konnten wohl 12 bis 13, aber nicht 23 Jahre gedauert haben, wie S. 190 gesagt wird; denn Jeroboam starb im fünf und zwanzigsten Jahre Ussiä, und sein Sohn bestieg den Thron im acht und dreyßigsten Jahre Ussiä. Auf der nämlichen Seite kömmt ein König von Assyrien, Thul statt Phul vor. S. 191 wird Phekachja nach zwey Monaten von seinen Ministern ermordet, da er doch nach 2. K. 15, 23 — 26 zwey Jahre regierte. Auf die Frage: wohin die zehn Stämme gekommen seyen, läßt sich nichts be-

stimmtes antworten; daß sie aber mit andern Völkern ganz verschmolzen sind, wie S. 192 gesagt wird, ist doch nicht gar so wahrscheinlich. Die Aufforderung Cyri ist an alle Hebräer ergangen; ihr zufolge haben sich gewiß viele Israeliten an die große Caravane unter Zerubabel angeschlossen, oder sind nach und nach in kleinen Haufen zurückgekehrt, ohne daß die Geschichte ihrer erwähnt. Schon 1. Maccab. 5. finden wir Galiläa und Peräa mit Israeliten besetzt.

Seite 205 ist die Reihe der römischen Procuratoren sehr unvollständig, und mit der Jahreszahl 66 n. Chr., am Rande wird ein Pontius Festius aufgeführt, der wohl Porcius Festus heißen soll, welcher aber von 60 bis 63 sein Amt verwaltete. Unter Gessius Florus heißt es, wollten die Juden dem Kaiser statt für den Kaiser nicht mehr opfern.

Wir kommen nun zu dem mit Genauigkeit und Benützung der Nachrichten Seetzen's bearbeiteten 24sten Abschnitte der Landeskunde. S. 219 wird der Ursprung des Jordans aus dem See Phiala nur als eine Sage angegeben. In Betreff der Hypothese über die Entstehung des todten Meeres kömmt der Verf. im Wesentlichen mit dem überein, was schon Michaelis, Rosenmüller und Jahn darüber gesagt haben. Nach Seetzen's Beobachtungen finden sich noch Lager von gediegenem Schwefel sowohl am Nord- als Südende des See's. Merkwürdig ist es, daß, wahrscheinlich auch auf Seetzen's Ansehen, der Meinung widersprochen wird: die Ausdünstung des See's sey höchst schädlich; die sich auf das Zeugniß des Plinius, Tacitus, und unter den Neuern, des Pokockius gründet. Das Wasser, heißt es nämlich, ist sehr gewöhnlich mit flüßigem Erdpech bedeckt, das bey seiner leichten Verdunstbarkeit, wenn der Luftzustand es begünstiget, übelriechende, aber keineswegs ungesunde Dämpfe bildet. Auffallend war Rec., daß es als etwas Unentschiedenes dargestellt wird, ob schon in ältern Zeiten in Palästina Baumwolle gebaut wurde, da sie doch schon Jos. 2, 6 zum Unterschiede von dem Flachse פִּשְׁתָּה עֵץ Baumflachs genannt wird. Seite 240 wird die interessante Bemerkung gemacht, daß, wenn man die in Palästina wild wachsenden Pflanzen mit denen anderer Länder vergleicht, sich eine nahe Verwandtschaft dieser Flora mit der des südlichen Frankreichs zeigt. Von S. 241 bis 256 folgt nun ein ausführliches Verzeichniß der im Lande wild wachsenden Gewächse; jene die nur vermuthlich dort vorkommen, weil sie in den umliegenden Ländern zu finden sind, sind mit einem Fragezeichen versehen.

Zu Cäsarea befand sich nicht eine römische Cohorte, wie

es S. 138 heißt, sondern fünf Cohorten; eine lag mit zu Jerusalem. Bey Paneas (S. 275) fand Seetzen griechische Inschriften, die dem Pan und den Nymphen der Quelle gewidmet waren; wodurch bestätiget wird, was Philostorgius sagt, daß nämlich der Name Paneas von Pan herzuleiten sey. Aeußerst anziehend und für den Alterthumsforscher wichtig sind die Nachrichten Seetzen's von Dscherrasch, dem alten Gerasa, einer Stadt in Dekapolis (S. 276) welche er, der erste Europäer, bisher gesehen hat. Sie liegt in einer offenen fruchtbaren Gegend. Mitten durch fließt ein schöner Bach. Schon außerhalb derselben findet man Sarkophage mit niedlichen Basreliefs; einer davon hat eine griechische Inschrift. Der Umfang der Mauer beträgt beyläufig eine Stunde; sie ist eingestürzt, und bestand aus Marmorquadern. In der Stadt selbst findet man noch zwey prächtige Amphitheater von festem Marmor, mit Säulen und Nischen sehr gut erhalten; etliche Paläste, drey Tempel, ein herrliches Stadtthor. Alles aber übertrifft an Schönheit eine lange Kreuzstraße, auf beyden Seiten mit einer Reihe Marmorsäulen korinthischer Ordnung eingefaßt. Man sieht noch einen Theil des Straßenpflasters, welche aus Quadern bestand. Im Ganzen zählte Seetzen über zweyhundert Säulen, die zum Theile noch ihr Gebälke tragen; aber die Zahl der umgestürzten ist größer. Schade, daß er nur die Hälfte des Raumes sah, den die Stadt einnahm, weil ihm seine Begleiter und Wegweiser nicht mehr länger verweilen wollten. Eben so interessant sind die Nachrichten jenes berühmten Reisenden über Gadara. (S. 279) Matth. 8, 28. Jetzt heißt der Ort Mkes, und zeigt noch schöne Ruinen, eine Menge Sarkophage aus Basalt. Die Bäder sind eine Stunde nördlich von der Stadt. Die südliche benachbarte höhlenvolle Gegend heißt Al Dschedur, das das alte Gadara. Aus der in diesem Lande so oft vorkommenden Umwandlung des G in Dsch in den eigenen Namen der Städte, Flecken u. s. w. will Seetzen schließen, das die Römer ihr G wie Dsch ausgesprochen haben. Soll ihm denn die nahe Verwandtschaft des hebräischen oder aramäischen Gimmel und des arabischen Dschim unbekannt gewesen seyn? An der Stelle des alten Aschtharoth-Karnaim gibt Seetzen einen großen Ort mit vielen Ruinen und einem Kastelle an, den er Bussera nennt, worin der alte Name dieser Stadt Beestera noch lebt. In Rabboth-Amoe, dem alten Sitz der Könige der Amoniter fand Seetzen ebenfalls sehenswürdige Ruinen. Die merkwürdigsten waren ein viereckiges schön verziertes Gebäude, Ruinen eines alten Palastes, ein gut erhaltenes prächtiges Amphitheater mit einem Peristyl von korinthischen Säulen, eine große verfallene Kirche; auf dem Berge die Reste eines Säulentempels, der eine

Rotunde bildete, dessen Säulen eine bewundernswürdige Größe hatten, Spuren von der Stadtmauer, und vielen andern Gebäuden. Machärus, die stärkste Festung im jüdischen Lande, wo Johannes der Täufer gefangen und enthauptet wurde, fand Seetzen (S. 323) noch als ein Kastell mit Ruinen in der Nähe, das nun Mkaur heißt. An der Stelle des alten Lascha, später Kallirrhoe, sind nun Ruinen, die jetzt Sara heißen (S. 325). Es entspringt dabey ein heißer Bach, der nicht weit davon in das todte Meer fließt. In Ansehung der Streitfrage, ob es ein oder zwey Aroer gegeben habe, erklärt sich der Verf. für die letztere Meinung (S. 325), weil die Bibel so oft Aroer mit dem Beysatze am Arnon nennt, und ein solcher Beysatz nur solchen Oertern gegeben wird, welche verwechselt werden können. Das andere Aroer wäre demnach, wie er vermuthet, im Districte Gad in der Nähe von Rabboth-Arwe zu suchen. Die Hoffnung des Verf. diesen Zweifel mittelst Seetzen's Bestimmungen zu lösen, wurde leider getäuscht; denn der einzige Ort am Arnon, auf welchen die Lage Aroers paßt, ist Uem el Oerszas; wo aber Seetzen hinzusetzt: hier oder an der Quelle des Serka (Jaboks) wo der Verf. das erste Arver ohne Beysatz annehmen möchte. Er sucht zwar auch diese zweifelhafte Angabe Seetzen's auf eine scharfsinnige auch wahrscheinliche Weise zu Gunsten seiner Meinung zu erklären; aber die Erklärung stützt sich wieder nur auf Vermuthung, und die Schwierigkeit ist nicht gehoben. An der Stelle, wo auf der Karte Sibmah steht (S. 327), die Moabiterstadt, des Weines wegen berühmt 4. M. 32, 38. Jes. 16, 8. 9. hat Seetzen Ruinen gefunden, die Sümle el Alia heißen. An der Stelle des alten Ar, Rabboth Moas, der Hauptstadt der Moabiter (S. 327) fand Seetzen noch die Ruinen eines uralten Palastes oder Tempels, wovon noch einiges Mauerwerk, und von dem Peristyl zwey Marmorsäulen korinthischer Ordnung, aber ohne Piedestal stehen. Charak Moba, 2 Monab. 12, 17 fand Seetzen (S. 328) größtentheils zerstört, das Schloß verfallen und unbewohnt. Es heißt noch Karrak.

Der vorzüglich schönen und schätzbaren Karte von Palästina schickt Hr. Klöden (S. 331) eine Vorerinnerung voraus, in welcher er über die Gründe der Abweichungen dieser Karte von den früheren genügende Rechenschaft gibt, und die Schwierigkeiten einer solchen Arbeit auf eine Art entwickelt, die den gründlichen Gelehrten in diesem Fache in ihm nicht verkennen läßt. Außer den älteren Vorarbeiten nennt er zwey neuere, die auf den Entwurf seiner Karte großen Einfluß hatten. Die erste ist eine Karte von Syrien von Ch. Paultre, einem französ. Artillerieoffizier in Kahira gezeichnet, und von Lapie und Piquet in Paris her-

herausgegeben. Nur bedauert Hr. Kl. daß bey dieser Karte die astronomischen Ortsbestimmungen in Palästina noch nicht benützt worden sind, die während Napoleons Feldzug in Aegypten und Syrien durch die Gelehrten-Kommission zu Stande kamen. In der Gestaltung des todten Meeres ist Hr. Kl. ganz Seetzen gefolgt, und glaubt, daß die anscheinend mondförmige Gestalt des Sees, die frühere Reisende gesehen haben wollen, ihren Grund in optischen Betrügen habe. Sein Gewährsmann Seetzen verdient um so mehr Glauben, da er außer dem Abte des Klosters von St. Saba der einzige Reisende ist, der den See umreiset hat. Der Bach Chrith ist auf der Karte östlich des Jordans gesetzt, weil ihn Hr. Kl. in dem in den Hieromax fließenden Bach Mojet el Uehrid zu finden glaubt; die Gründe für seine Vermuthung haben wirklich viele Wahrscheinlichkeit. Der See Jaser ist mit Recht ausgelassen; denn die Stellen Jerem. 48, 32. vergl. mit Jes. 16, 8, 9. machen keineswegs das Daseyn eines See's nöthig, und Seetzen fand keinen See in dieser Gegend. Die Lage und Richtung der Ebene Esdrelon hält Hr. Kl. jetzt für richtiger als auf den früheren Karten bestimmt, aber gegen die Lage des galiläischen Meeres und die darnach zu bestimmende Lage des Thabors ist er selbst noch mißtrauisch, und glaubt, daß ersteres zu weit nördlich gesetzt sey, wegen der Widersprüche, die daraus in Hinsicht der Entfernungsangaben entstehen; deren aber auch neue zum Vorschein kommen, wenn der See südlicher gerückt wird. Hr. Kl. sagt dann noch einiges recht Interessante über die Lage und Geschichte der Oerter, die nicht zu Palästina gehören, aber doch auf der Karte sind; als: Petra, Damaskus, Sidon u. s. w. Als Beleg für die Wahrheit, daß auch außerhalb Palästina im eigentlichen wüsten Arabien, was Ruinen und Kunstdenkmäler betrifft, noch ungemein viel Kennenswerthes zu finden sey, rückt Hr. Kl. aus einem Briefe Seetzen's sehr interessante Bruchstücke ein, und vereinigt sich dann mit jenem uns leider zu früh entrissenen gelehrten Wanderer in dem Wunsche, daß bald ein europäischer Reisender dieses merkwürdige Land bereisen, und durch seine Entdeckungen so manches noch Räthselhafte und Dunkle enthüllen möchte.

Art. X. D. Johann Georg Rosenmüllers Handbuch eines allgemein faßlichen Unterrichts in der christlichen Glaubens- und Sittenlehre nach seinem christlichen Lehrbuche für die Jugend. In zwey Theilen. Erster Thl. Christliche Glaubenslehre. S. XX. 442. gr.8. Altenburg und Leipzig. F. A. Brockhaus. 1818.

Mit diesem ersten Theile ist die christliche Glaubenslehre noch nicht vollendet. Es sollen, nach einem Vorworte des Herausge-

bers (M. Georg Hieronymus Rosenmüller, Sohnes des Verfassers) im achten Hauptstücke des zweyten Theiles noch die zur Dogmatik gehörigen Lehren von dem Worte Gottes, der Taufe, dem Abendmale und der Kirche abgehandelt werden. Wenn dagegen in diesem Theile noch von den Bedingungen der Seligkeit, von der frühen Besserung der Menschen und von der Bekehrung der Lasterhaften, lauter Gegenstände, die in das Gebiet der Sittenlehre gehören, gehandelt wird, so ist der Grund solcher Abweichung von der wissenschaftlichen Form darin zu suchen, daß dieses auch für Layen geschriebene Handbuch ganz der Ordnung des Lehrbuches folgt, dessen Text durch besondere Schriftzeichen bemerkbar völlig in den Zusammenhang der Rede eingewebet ist.

Schon in seinem Vorberichte zeigt der Verf. seine gemäßigte nüchterne Denkungsart, welche aus den Verwirrungen, in die eine unter tausend wechselnden Gestalten alles kritisirende Vernunft die Theologie gestürzt hat, so gut es sich thun ließ, zu retten und in's Licht zu stellen sucht, was mit dem Christenthume dem Menschen gegeben worden ist. Läßt sich gleich bey der Darlegung seiner Ansichten, sowohl was die Wahl und Ordnung, als auch die Behandlung seines Stoffes betrifft, eine gewisse Besorglichkeit, überall eine Seite offen zu behalten, die sich in anderer Darstellungsweisen füge, nicht verkennen, so ist solche bescheidene Art nicht so strenge zu beurtheilen an einem Lehrer einer Religionsgesellschaft, in der es jedem frey steht, über Wahrheiten des Glaubens zu denken und zu reden wie er will. Daß aber dem Verf. mit dieser Beschuldigung kein Unrecht geschehe, wollen wir gleich an dem ersten Satze seines Lehrbuches zeigen. In der Einleitung nach der Frage: »Was ist Religion?« wird gesagt »jeden Unterricht von Gott und von der Verehrung, die man ihm schuldig zu seyn glaubt, nennt man Religionslehre« und nun wird dem Religionslehrer die Weisung gegeben, darauf aufmerksam zu machen, daß dieser Unterricht auch falsch seyn könne, und überhaupt gesagt; daß keine Religion an sich durchaus wahr, so wie auch keine durchaus falsch sey, darauf aber das Kriterium angegeben: »Wenn aber ein Religionsunterricht der gesunden Vernunft und der heil. Schrift offenbar widerspricht, so — wird durch denselben schädlicher Aberglauben erzeugt und fortgepflanzt.« Was ist nun mit alle dem gesagt? Ist nicht bey solcher Ansicht des Heiligsten und Theuersten, was der Mensch hat, allen nur gedenkbaren Irrthümern und Thorheiten eine Thüre offen gehalten — nur allein die ewige Wahrheit, die aus Gott ist, will sich nicht hineinfügen, weil sie es nicht ertragen kann, daß sie auch falsch, also — nichts seyn sollte. Wie es der Religionslehrer anfangen werde, das Zutrauen seiner Lehrlinge zu gewinnen, wenn er ihnen sagt, daß keine, also auch

— seine Religion nicht durchaus wahr ist, scheint den Verf. gar nicht angefochten zu haben. — Wir sind dagegen des festen Glaubens, daß die Religion, die wir lehren, durchaus wahr seyn müsse — objectiv, dargestellt im lebendigen Worte, das aus Gott ist, und für jeden als solches erkennbar, der es nur auch erkennt, daß ohne das Wort von Gott auch nicht ein Gedanke an Gott in seiner Seele zum Leben gekommen ist, und darum auch subjectiv, weil, wer nicht selbst glaubt, daß die Lehre, die er verkündiget, von Gott sey, auch nicht sagen solle, daß er Religion (was den Menschen mit Gott verbindet) lehret. Was kann einem Menschen das Recht geben, seinen Brüdern, die nicht schlechter sind, als er, Heil und Verdammniß anzukündigen, wenn er es nicht aus Gottes Auftrag thut? Wenn wir doch nur einmal von dem Irrthume, der alles verwirrt hat, zurückkämen, daß der Mensch auch nur Etwas von dem, was Gott angeht, selbst erdacht habe; solches ist allemal falsch, das Wahre kommt allein von Gott. Erfinden mag der Mensch, aber was er findet, ist nicht sein, er soll es dem rechtmäßigen Herrn zurückstellen, dem allein die Ehre gebührt. Der Mensch, der sich, statt den wahren, lebendigen, und alles belebenden, beseligenden Gott anzuerkennen, mit einem Gespenste begnügen muß, das eben aus seinem Gehirne ausgekrochen ist, und das jede aus dem erhitzten Blute in seine Phantasie emporsteigende wilde Glut sogleich wieder vernichten kann, ist wohl ein armseliges Wesen. — Es schien uns nöthig, unsere Meinung klar auszusprechen über einen Gegenstand, der zuerst vollständig ins Reine gebracht seyn muß, bevor nur weiter ein Wort über Religion gesagt werden kann. Darum — wenn wir es gleich billigen, daß der Verf. den neuerlich in der Theologie mit so viel Aufwand von Scharfsinn in Bezeichnung der Begriffe geführten Streit über Offenbarung und die Möglichkeit derselben nicht in sein Handbuch aufgenommen hat, so hätten wir uns dennoch nicht begnügt, blos zu sagen S. 19. »Gott hat die Menschen auf eine Art, die wir nicht erklären können, belehrt« sondern hinzu gesetzt, daß — wo Gott zu den Menschen sprach, es allemal nur an ihnen selbst fehlte, wenn sie das Wort nicht hörten, also auch, daß wir Christen vollkommen sicher seyn dürfen, daß unsere Religion eine wahre Offenbarung, das ist, eine für Menschen mittelst derselben Organe, wodurch ihr Geist allen Stoff seiner Erkenntnisse aufnimmt, vernehmbares Wort Gottes sey. Was hierüber noch weiter zu sagen wäre, über das lebendige, ewige Fortbestehen dieses Wortes in unwandelbaren Formen und Tönen, und wie doch dieses die Bedingniß der Sicherheit und Klarheit im Anschauen des Göttlichen und Hören des göttlichen Wortes sey, das durfte man freylich noch weniger in einem

protestantischen Lehrbuche erwarten; aber desto weniger wird es uns zu verargen seyn, wenn wir unsere jüngeren katholischen Religionslehrer warnen vor jener Unsicherheit, Selbst- und Menschengefälligkeit, die jeden, der nicht fest bey dem bleibt, was ihm als Gottes Wort überliefert und anvertraut worden, daß er es wieder also überliefere, ohne vom Menschlichen was hinzuzuthun, um alle Wahrheit, um seine eigene Ehrlichkeit, Ruhe und Seligkeit betrügt. Man meinte nur eine Methode des Lehrunterrichts anzunehmen, als auch in Lehrbüchern der Professoren auf katholischen Universitäten, nach Art der protestantischen, zwischen den Glaubenslehren unterschieden wurde, welche mehr oder weniger populär seyen, ja wohl, welche gar nicht für den Volksunterricht geeignet seyen; ja selbst die Mühe, die sich manche gaben zu zeigen, daß alle Glaubenslehren auch dem Volke vorgetragen werden müssen, gab schon zu erkennen, daß sie über eine völlig zweifelfreye Sache unsicher und schwankend gemacht worden sind. — Wenn wir nicht wüßten, was wir lehren sollen, so stünde es übel um uns; so aber wissen wir es, und sind ruhig, weil wir eine Kirche haben, die von Gott ist, und die treu bewahret und festhält das Wort von Gott. Wir wollen nichts halb seyn, nicht Menschenerfindungen und Gotteslehren zugleich vortragen, wir nehmen den ganzen Christum, wie er uns das Evangelium, die Botschaft von der Liebe des Vaters, auf die Erde brachte. Dieses Evangelium verkündigen wir auch ganz, nicht blos das, was einige Jünger des Herrn viele Jahre nach seiner Himmelfahrt von seinen Lehren und Thaten aufgeschrieben haben, und was so genannt wurde; sondern Christum selbst, der unseres Wissens niemals etwas aufgeschrieben, sondern immer nur geprediget, und auch zu seinen Jüngern nirgends gesagt: Nehmt Pergament und Griffel, und schreibt, damit nichts von dem, was ich rede und thue, verloren gehe für die Nachkommen, sondern immer nur sagte: Prediget auf den Dächern, geht von einer Stadt in die andere, geht in die ganze Welt und lehret. Dennoch ist uns auch das geschriebene Evangelium wahres Gottes-Wort und heilig; wir haben es auch immer heilig und in Ehren gehalten; wir haben niemals etwas davon weggeschnitten nach menschlichem Belieben, noch diese heiligen Bücher auf die Folterbank sogenannter höherer Kritik gelegt, und sie durch anmaßende Klügeley entwürdiget, und für uns vernichtet. Wir glauben, daß die Kirche, welche Christus selbst auf Erden gestiftet, zu der er selbst den Grundstein gelegt hat, noch immer sichtbar ist, und bis an der Welt Ende sichtbar seyn werde auf Erden, weil wir überhaupt den ganzen Christum nehmen wie er ist, und gewiß sind, daß in seinem Munde kein Betrug gefunden worden ist, daß er keine Lüge gesagt habe. — Also allein mögen wir uns auch für Religionsleh-

rer halten, da wir nicht lehren, was unser, sondern was Gottes ist, so wie ja er selbst sein Wort nicht als Menschenwort, sondern Gotteswort verkündigte, und überall nicht seine, sondern Gottes Ehre suchte. — Wir müssen uns dagegen verwahren, als ob wir zu allem dem, was wir hier nur aus Anlaß der eben angeführten Stellen sagten, sonst noch in diesem Handbuche Ursache gefunden hätten. Vielmehr müssen wir, aus dem Standpuncte eines protestantischen Religionslehrers betrachtet, dem Verf. die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er, wie wir gleich im Eingange sagten, vom Christenthum überhaupt eine hohe, würdige Meinung habe, und die einzelnen Glaubenslehren desselben gegen die Anfechtungen bloß rationalistischer Lehrer zu vertheidigen, und ihre praktische Seite zu beleuchten sucht. Die Verschiedenheit unserer und seiner Ansichten kann daher größtentheils nur die Methode des Vortrages, oder das Urtheil über Popularität einzelner Glaubenslehren betreffen. Schon in der Vorerinnerung erklärt sich der Verf. gegen die kantische moralische Interpretation der Bibel; in der Einleitung, die von der Religion überhaupt und ihren Erkenntnißquellen handelt, setzt er sehr klar die Unhaltbarkeit der kantischen reinen Pflichtenlehre auseinander, deckt die Widersprüche auf, in welche sich ihre Vertheidiger verwickeln, sie mögen schon die zwey verschiedenen Begriffe von Glück und Glückseligkeit anerkennen oder nicht, und zeigt am Ende, daß Christus und die Apostel Eudämonisten waren, ganz gegen die Vorstellungsart der kritischen Moralphilosophen, die sich mit dem Evangelium nie vereinigen lassen wird. Alle christlichen Prediger sind mit ihren Versuchen, die kantische Moral zu lehren, verunglückt. Vom alten Testament sagt der Verf., daß es zum Theil auch für uns Christen noch eine Vorschrift des Glaubens und Lebens sey, »es ist darin von Christo geweissagt; Christus und die Apostel selbst machten Gebrauch davon.« Was aber die Verbreiter der Bibelgesellschaften dazu sagen werden, wenn es heißt: »Wenn daher Christen lernen wollen, wie sie gut und glückselig werden können, so müssen sie nur dasjenige lesen im alten Testament, was zu ihrer Erbauung dienlich ist. Das Uebrige dient zur Erweiterung unserer Kenntnisse, ist aber nicht nothwendig zu wissen,« wissen wir nicht, wohl aber, daß auch noch andere protestantische Lehrer, und wohl noch nachdrücklicher dasselbe ausgesprochen haben.

Das erste Hauptstück des Handbuches handelt von Gott und der Erschaffung aller Dinge, von Gottes Vorsehung und von seinen Eigenschaften. Natürlich wird hier zuerst die Brauchbarkeit der gewohnlichen Beweisarten für das Daseyn Gottes geprüft, und mit Verwerfung der ontologischen, für die physikotheologische und moralische entschieden. Schon, daß allemal von diesen Beweisar-

ten gesprochen wird, zeigt den Zwang an, den die Schule dem Religionslehrer anlegt, und der die freye Ansicht im Lichte des lebendigen Glaubens hindert. In den Psalmen finden sich herrliche Betrachtungen der Schöpfung Gottes; aber es sind eben Betrachtungen dessen, was schon da ist im festen Glauben an Den, Der vor allem war, und alles gemacht hat, keine Beweisführungen für das Daseyn Gottes. Hier heißt es ganz kurz: »Der Narr sagt in seinem Herzen, es ist kein Gott.« Wir lassen alles gelten, was aus der Betrachtung der Mannigfaltigkeit, Ordnung, Schönheit und Größe des Weltalls Erbauliches gezogen werden kann; aber nur wollen wir es dem Volke nie in der Form einer Beweisführung vortragen, weil wir damit immer zu spät kommen, und es allemal eine Täuschung ist, wenn wir meinen, daß einer aus der Betrachtung der Welt Gott erst erkennen möge, wenn er nicht schon glaubt, daß Er ist. Noch weniger können wir den sogenannten moralischen Beweis, als solchen gelten lassen, und wir haben gemeint, der Verfasser werde denselben eben so, wie das Kantische Moralprinzip abgewiesen haben, weil es ja doch nicht schwer ist zu entdecken, daß die Idee eines Vergelters des Guten und Bösen nothwendig in der Idee von Gott liegt, also doch wohl auch im Menschen schon lange früher gewesen seyn muß, ehe ihn die philosophische Forderung einer nothwendigen Ausgleichung der Tugend und Glückseligkeit erst darauf gebracht hätte. Der Verfasser sagt es ja selbst S. 231, wie viel sich die Menschen von dem aneignen, und für ihre Erfindungen ausgeben, was sie doch nur der Belehrung durch das Christenthum zu danken haben. Wie lebendig, Menschen von allen Bildungsstufen angemessen, eindringlich und würdig spricht dagegen das Buch aller Bücher von dem Schöpfer aller Wesen. Er ist da, er lebt und wirket, überall derselbe, der ist, war, und seyn wird. Der Verfasser hat dieses in seiner Darstellung Gottes nach der Schrift herrlich gezeigt. Der zweyte Abschnitt von der Vorsehung Gottes enthält eine klar und im besten Sinne des Wortes populär geschriebene Theodicee, wie überhaupt Klarheit, Faßlichkeit und Brauchbarkeit für den Volksunterricht ein entschiedener Vorzug dieses Handbuches ist. Dasselbe gilt durchaus von dem dritten Abschnitt, in welchem von den Eigenschaften Gottes, nur vielleicht zu weitlaufig, gehandelt wird; wiewohl es uns gar nicht zu viel wurde, was der Verfasser bey der Gerechtigkeit von den Strafen Gottes S. 127—138 sagt, zu lesen; ja wir hätten gewünscht, daß er eben so, wie er die Strafgerichte Gottes an einzelnen Menschen darstellte, an dem Sturz und Verfall ganzer Städte und Völker die waltende Gerechtigkeit Gottes gezeigt hätte; denn es gibt auch Nationalsünden, die ein jeder mitbegeht, weil und wie er zur Nation gehört, für die jeder

mitbestraft wird, weil und wie er zur Nation gehört. Dasselbe mit der würdigsten Vorstellung von Gott, mit der Liebe als Princip aller Gerechtigkeit, und mit deutlichen Aussprüchen Christi in Einklang zu bringen, wäre dem Verfasser gewiß eben so wenig schwer gefallen, als es ihm so schön gelungen ist, die schönsten und stärksten Beruhigungsgründe über das moralische Uebel in der Welt auf die faßlichste und eindringlichste Art darzulegen. Im vierten Abschnitte wird nochmal eigends von der Einheit Gottes gehandelt, wobey gleichsam beyläufig von der kirchlichen Lehre, daß in einem göttlichen Wesen drey Personen, der Vater, der Sohn und der heilige Geist, unterschieden werden, Meldung geschieht. Es sey uns genug hier zu bemerken, daß es der Verfasser gelten läßt, auch die Worte Dreyeinigkeit, Dreyfaltigkeit in den Unterricht aufzunehmen, während so viele andere davon gar nichts hören wollen, und z. B. Fritsch in seinem Handbuch ausdrücklich sagt: »er finde an der Lehre von der Dreyeinigkeit gar nichts praktisches, und würde es auch nicht finden, wenn sie auch wirklich biblisch richtig, und an sich gegründet wäre.« Wir möchten dagegen um alles in der Welt keinen Menschen um das betrügen, was uns in der Erkenntnißquelle unseres Glaubens gegeben wäre, und dafür unsere Einbildungen für Wahrheit ausgeben.

Das zweyte Hauptstück handelt von den guten und bösen Engeln. Was hier gleich im Eingang über den Einwurf, den manche gegen viele Lehren der Schrift aus dem möglichen Mißbrauch derselben hernehmen, S. 159 gesagt wird, verdient gelesen und zu Herzen genommen zu werden. Der Verfasser hält sich bey dem Vortrage dieser Lehre ziemlich an die Darstellungen der Bibel; dennoch hat er es nicht gewagt, die Ursache aller Sünde in der Welt dem bösen Feinde, der ein Mörder von Anfang war, Joh. 8, 44, zuzuschreiben, und in den Besessenen zur Zeit Christi was anders, als bloß natürliche Krankheiten mit ungewöhnlichen Symptomen zu finden.

Das dritte Hauptstück handelt von dem Menschen nach seiner Natur und Bestimmung, nach seinem ursprünglichen und jetzigen Zustande. Es konnte nicht Zweck eines solchen Handbuches seyn, eine philosophisch begründete Anthropologie zu liefern, sondern vielmehr die durch den allgemeinsten Sprachgebrauch bestimmten Begriffe klar zu entwickeln, und jedem Worte die Bedeutung zu lassen, die ihm eben der allgemeine Sprachgebrauch gegeben hat. Darum möchte es vielleicht nicht jedem zusagen, die vorzüglichsten Kräfte unserer Seele »Vernunft und freyer Wille« zu nennen, und »Verstand« die Anwendung des Vernunftvermögens. S. 181. Auffallend ist es auch, daß der Ver-

fasser den Thieren Seelen zuspricht, wiewohl keine vernünftigen, und dennoch gleich darauf eben den Thieren Denkvermögen, selbst ein Vernunftvermögen zutheilt, da er ihnen nur die Anwendung des Vernunftvermögens, den Verstand, abspricht. S. 182. schon früher S. 46. hat er sich noch auffallender über die Seelen der Thiere ausgesprochen. »Es wird in der Natur nichts vernichtet, mithin wird auch die Seele des Thieres mit dem Tode des Körpers nicht zerstört, sondern vielleicht stufenweise bis zu einer vernünftigen Seele und zu einem vollkommnern Zustand in einem veredelten Körper erhoben werden.« Solche seelenwanderische Vorstellungsarten möchten wir niemanden vorsagen, weil sie wirklich Aberglaube sind, nicht erst dazu mißbraucht werden können.

Zweyter Absatz. Der Verf. nimmt die Schöpfungsgeschichte an, wie sie Moyses gibt, ohne sich in eine Widerlegung der vielen dagegen erhobenen Schwierigkeiten einzulassen. Seine Tendenz ist durchaus praktisch. So behandelt er auch die Geschichte von dem Sündenfalle der ersten Menschen, und erlaubt auch alles Uebel, was daraus für alle Menschen hervorgegangen ist, die Erbsünde zu nennen; behauptet aber doch, die Schrift erkläre sich hierüber nicht, woher das Uebergewicht des Bösen über das Gute, die Sünde entstanden sey S. 202, und führt doch selbst (S. 200) Röm. 5, 12 an. Von dem Verderben des Menschen wird nun der Uebergang gemacht zu seiner Erlösung oder Wiederherstellung, und im

Vierten Hauptstück von Jesu Christo, dem Erlöser der Menschen, gehandelt, und da zuerst von seiner Person, von der Gottheit Christi würdig, klar und mit Aushebung der praktischen Seiten, dann von seiner Geschichte auf Erden gesprochen, und hier nach Art der alten Religionslehren das dreyfache Amt Christi, das prophetische, das priesterliche und das königliche unterschieden. Zuerst ist Christus der Stifter der besten Religion. Wir haben uns im Lesen des Buches viele treffliche Stellen angezeichnet, die wir nun, da wir ohnehin schon fast die Grenzen überschritten haben, nicht mehr ausheben können. Nicht blos die Lehre, auch die Wunder und Weissagungen sind Beweise der Wahrheit der Religion Jesu. Die Versöhnungslehre ist ganz anders vorgetragen, als in De Wette's Büchlein de morte Christi expiatoria. Hier bemühet sich auch der Verfasser, und nicht vergeblich, die zu strenge Vorstellungsart Luthers, von der Nothwendigkeit des Glaubens allein ohne die Werke, zu mildern. Die Auferstehung Christi wird als nothwendige Bedingniß der Möglichkeit der Verbreitung seiner Lehre angenommen, und in ihrer ganzen Wichtigkeit als der Sieg Jesu über den Tod dargestellt. Wie aber der Verfasser nach Annahme dieses Wunders sich noch bemü-

hen mag, seine Erscheinungen bey verschlossenen Thüren, sein Verschwinden unter den beyden Jüngern zu Emmaus natürlich zu erklären, sehen wir nicht ein. Auch sind wir überhaupt mit den vielen Paraphrasen der Schrifttexte, die öfter das eigene Leben der Worte der Bibel tödten, als es deutlicher machen, nicht einverstanden. Was soll z. B. das matte (»schon vorhanden gewesen«) nach den Worten Christi: »Ehe denn Abraham ward bin ich.« (S. 220.) Verliert nicht dadurch das Wort seine Kraft?

Im fünften Hauptstück redet der Verfasser von den letzten Dingen, namentlich 1) von dem Tode des Menschen, 2) von der Auferstehung der Todten, 3) von dem allgemeinen Weltgerichte, 4) von dem Ende der Welt, und 5) von der darauf folgenden ewigen Seligkeit der Frommen, und ewigen Unseligkeit der Verdammten. Die Lehre von dem Tode des Menschen machte dem Verfasser Schwierigkeiten, wegen der Trennung der Seele von dem Leibe, und der Ausmittelung des Zustandes, in dem sich die Seele nach dem Tode befindet. Das mögen die Widersprüche beweisen, in die sich der Verfasser hier unvermerkt verwickelt hat. »Die Seele,« heißt es S. 293, behält auch nach dem Tode des Leibes ihr Bewußtseyn, ihre Kraft zu denken, zu wollen, zu wünschen, sich zu erinnern, zu freuen, zu betrüben; und S. 295: »Mag es immer seyn, daß die Seele durch die Trennung vom Körper in eine Art von Betäubung versetzt wird, so wird und kann doch diese nicht fortdauern. Sie wird vielleicht nur so lange währen, bis die Seele in ihren neuen Aufenthalt, in ihre neue Wohnung versetzt ist.« Solches hätten wir gewiß lieber gar nicht gesagt, wenn wir am Ende hätten hinzusetzen müssen: »Wie der vom Körper getrennte Geist fortfahren könne zu denken und zu wirken, davon können wir freylich die Art und Weise nicht angeben, aber möglich ist es.« Ueber die Beweise der Unsterblichkeit der Seele können wir kein solches Urtheil fällen, wie über die Beweise vom Daseyn Gottes, weil sie der Verfasser nirgend anders, als aus den Eigenschaften Gottes, der Weisheit, Güte, Gerechtigkeit und Heiligkeit, hernimmt, und nach alle dem Christum, den Geber der Unsterblichkeit, dafür sprechen läßt. Da läßt sich was beweisen, wo man von Gott ausgeht; aber wo man den Gott, der überall schon da ist, erst machen will, da ist alles Philosophiren eitel. Im Anfange schuf Gott Alles, und im Anfange war das Wort, durch das Alles ist, was ist. Mit diesem Lichte finden wir die Wahrheit. Die Hypothese von einer möglichen Besserung der Verdammten in jener Welt, so gut gemeint sie seyn mag, und so viel der Verfasser Mühe anwendet, sie durchzuführen, will uns doch nicht einleuchten. Es kommt die Nacht, wo Niemand wirken kann. Christus selbst hat

Luc. 16, 20—25, Matth. 25, 38 u. s. a. diese Lehre zwar nur in parabolischer Form, aber zu klar in ihrem Sinne vorgetragen, als daß sie eine andere Erklärung zuließe.

Im sechsten Hauptstück bemerkten wir, daß der Verfasser ganz gegen den Sprachgebrauch und die Ableitung des Wortes unter der frühen Besserung des Menschen seine erste Erziehung zur Tugend und Religion verstehe. Die hierin von den unsrigen abweichenden Ansichten darzulegen, erlaubt der Raum nicht. Wir müssen uns begnügen, mit der im Eingange ausgesprochenen Verwahrung, das allgemeine Urtheil zu wiederholen, daß in Rücksicht der Mäßigung und Besonnenheit, der oft lebendigen Wärme, mit der der Verfasser dem Christenthum das Wort redet, vorzüglich aber der klaren, lichtvollen Darstellung und Brauchbarkeit für den Volksunterricht, dieses Handbuch protestantischen Religionslehrern, und auch als ein Lesebuch für ihre Layen sehr zu empfehlen ist.

W. P.

Art. XI. Satire di *Angelo D'Elci Fiorentino.* Firenze della stamperia *Piatti* 1817, mit dem Porträte des Verfassers, zwey Ausgaben, eine in Oktav, die andere in Quart.

Gute Satyren sind in der neuen Literatur aller Völker so selten, daß der Ausruf difficile est Satyram non scribere hier gerade umgekehrt, wahr zu seyn scheint. Unter allen Satyren-Dichtern europäischer Nationen (deren jegliche die ihrigen und keine mehrere als der Italiener aufzuweisen hat) ist Boileau allein zu wohlverdientem klassischen Ansehen gelanget, und alle anderen Versuche, hierin den Römern nachzueifern, sind weit von dem vorgestecktem Ziele zurückgeblieben. Der Grund davon liegt nicht in der Unschuld der Zeiten, nicht in der Unfähigkeit der Sprachen, oder in der Untüchtigkeit der Dichter, sondern in der romantischen und mit einem Kunstworte sogenannten sentimentalen Stimmung des Genius aller neueren Poesie, wodurch die Satyre weit minder als durch den antiken und naiven Ton klassischer Vorzeit begünstiget wird. In unseren Tagen phantastischer Verwirrung und mystischer Verirrung, wo die Poesie fast überall zum Schattengefechte von übertriebenen Empfindungen, oder von leerem philosophischen oder mystischen Bombast heruntergesunken ist, wo es verwehrt ist, nicht nur die Personen, sondern auch die Sachen bey ihren wahren Namen zu nennen, fürwahr — **Difficile est Satyram scribere!** —

Schwer ists nämlich für den heutigen Satyriker, auf den viel betretenen Bahnen klassischer Muster mit Beyfall fortzuwandeln; aber noch viel schwerer, sich deren neue zu brechen. Das Kleeblatt

der römischen Satyriker: **Horatius**, **Juvenalis** und **Persius**, bleibet für immer die Verzweiflung des Nachahmers der alten, und des Erfinders neuer satyrischer Formen. Selbst **Boileau** dankt die Größe und Allgemeinheit seines Ruhmes nur der ängstlichen Treue, womit er sich an den Musterbildern des Alterthums festhielt, und auch keinen Schritt über den selbst gezogenen Kreis römischer Anordnung und französischer Schicklichkeit hinauswagte. Viele Versuche der Satyrendichter aller europäischen Nationen, sich von diesem dreyfachen Canon zu entfernen, und auf eigenem Pfade die Palme der Satyre erringen zu wollen, haben bisher mißlungen, und während **Boileau** überall, sey es in der Uebersetzung, sey es in der Ursprache, gelesen wird, kennet fast keine Nation die Satyriker der Nachbarn.

Von diesen Wahrheiten durch Erfahrung überzeugt, versuchte der Verfasser sein Heil in schulgerechten klassischen Satyren. Diese sind zwar durch die reinste toskanische Sprache, und die Ottave rime der äußeren Form nach zu italienischen gestämpelt, dem Inhalte nach aber echt römischen Geistes und Gehaltes; weder blos für den Italiener, der die Klassiker nicht kennt, noch für den Liebhaber klassischer Literatur, dem die Feinheiten der italienischen Sprache und toskanischen Mundart unbekannt sind, sondern blos für Leser geschrieben, die mit den klassischen Werken der alten und neuern Bewohner **Italiens** gleich vertraut, der Fülle altklassischer Gelehrsamkeit und neuerer Dichter-Sprache vollkommen mächtig, zur Lesung und zum Genusse keines Sach- und Sprach-Wörterbuches, keines grammatischen und philologischen Commentares bedürfen; dennoch wäre der letzte sehr zu wünschen, da gewiß nur den wenigsten der Leser das ganze Hausgeräthe antiquarischer, historischer und philologischer Gelehrsamkeit in ihrem Gedächtnisse so zu Gebote steht, daß sie das Erforderliche bey jeder Strophe sogleich zum Gebrauche zu verwenden im Stande wären. Der Verfasser wollte, scheint es, diese Sorge künftigen Herausgebern seiner Satyren überlassen, indem er dieselben auch mit keiner einzigen Note, mit keinem Vorberichte, mit keiner Schlußrede, mit keiner Inhaltsanzeige der einzelnen ausgestattet, sondern sie so ganz rund, gediegen und körnicht in sich selber geschlossen, und alle äußeren Zusätze verschmähend als ein klassisches Werk in die Welt geschickt hat. Die Benennung **klassisch** kömmt denselben, wie schon aus dem Gesagten erhellet, aus mehrfachem Grunde ganz eigentlich zu; denn sie sind nicht nur allgemein klassisch durch Reinheit der Sprache, durch klaren und glücklichen Versebau, durch besonnene Anlage und Anordnung der einzelnen Theile zu einem vollendeten Ganzen, durch Ernst und Würde, sondern auch insbesonders, und zunächst **römisch**-

klassisch durch die gedrängte Fülle alterthümlicher und geschichtlicher Kenntnisse, durch die beständigen Beziehungen auf die großen Thaten und die großen Männer griechischer und römischer Dichtung und Geschichte, durch den ölichten Kern nahrhafter Gelehrsamkeit, den die wohlgeglättete Schale eines abgerundeten Versbaues umschließt.

Was den Ton betrifft, ist derselbe keineswegs der leichttadelnde des venusinischen Sängers, sondern der hart strafende und bitter lachende Juvenal's; er spielt nur selten mit der Gerte des Sokrates, und schwingt lieber die archilochische Geißel; und wiewohl einzelne Stellen und sogar die Anordnung von ein Paar Satyren, namentlich die der Reise durch Italien, an horazische erinnern, so hat der Verfasser doch augenscheinlich im Gange und in der Anordnung der seinigen die juvenalischen zum Muster gewählt. Die meisten derselben sind eine Porträt-Sammlung, worin dasselbe Laster oder dieselbe Thorheit unter verschiedenen Beziehungen und Stellungen, und immer mit den lebendigsten Farben und stärksten Schlagschatten abkonterfeyet wird; auch die gewählte Form der Strophe in Ottave rime sagt dieser Anordnung am besten zu, indem dieselbe den angemessensten Rahmen zu den einzelnen Porträten hergibt. Die Horazische Satyre würde sich im Italienischen in Versi sciolti ganz gewiß freyer bewegen, als in dem klingenden Waffenrocke der achtzeiligen Strophe; da der Verfasser aber dieser und seiner Sprache vollkommen Meister ist, so ziemt seiner geharnischten Rede sehr wohl der achtzeiligen Strophe tönende Rüstung.

Von den zwölf Satyren des Verfassers behandeln die meisten zwar Stoffe, in denen sich schon die großen römischen Meister, seine Musterbilder, versuchet haben, und drey derselben, nämlich: die über die Adelichen, die Weiber, und die Schriftsteller, gewähren um so anziehendere Vergleichungspuncte, als nach Horaz und Juvenal auch Boileau denselben Gegenstand in dreyen seiner berühmtesten Satyren behandelt hat. Wie D'Elci in der Porträtmalerey der Weiber mit Boileau um den Preis turnieret, so tiostet er in dem Porträte des Geizigen mit dem größten Maler desselben, mit Moliere. Die Horazische Reise (Sat. L. I. 5. Egressum magna me accepit Aricia Roma hospitio modico) und die dritte Boileau's, welche den lächerlichen Aufwand eines schlechten Mittagmales beschreibt, haben dem Verf. die Idee zu seiner siebenten und vierten gegeben, worin er jedoch das Netz desselben Umrisses auf ganz andere und eigene Weise ausgefüllt hat. Nach Juvenal und Horaz geißelt der Verfasser auch in der dritten Satyre den Aberglauben, und in der neunten die schlechten Schriftsteller durch, doch so, daß er nicht einzelne

Lächerlichkeiten schlechter Dichter, und falscher Andächtigen heraushebt, sondern alle Hauptsünden der Schriftstellerey im Ganzen, und die beyden äußersten Enden von Aberglauben und Unglauben in einer Hand zusammenfassend, dieselben mit der anderen unbarmherzig durchpeitscht. Der Stoff der drey letzten Satyren, nämlich die Wuth der gesellschaftlichen Vergnügungen, die Verstellung und der Luxus, sind unsers Wissens noch von keinem anderen Satyriker behandelt worden, und gehören sowohl von Seite der Erfindung als der Behandlung ganz eigen dem Verfasser an, welcher hingegen in der ersten Satyre welche die Veranlassung des Buchs, und allgemeinen Tadel des Lasters und der Thorheit enthält, sich mit seinen Musterbildern, Horaz und Juvenal, und auch mit Boileau begegnet. Er beginnt:

Mentiste assai; tempo non è di fole,
Muse, cantiamo il vero: assai taceste
Ciò che dir si dovria, nè udir si vole,
Se ancor sonasse in musica celeste.

spricht dann aus Begeisterung der Galle:

Taci. Parla la bile *(facit indignatio versum)*

und weihet sich der Satyre:

Poiche il frizzo piu scotta, che il Vangelo,
(Ridiculum acri fortius et melius magnas plerumque secat res);

zwar fliehen alle den Satyriker;

Fuggasi, ognun già grida, ecco il Poeta,
Che spumanti nemici, e amici addenta,
Noti, e ignoti; e con pagina faceta,
Non corregge, ma offende, e i vizj inventa.

(Omnes hi metuunt versus, odere poetas.
Foenum habet in cornu; longe fuge: dummodo risum
Excutiat sibi, non hic cuiquam parcet amico).

Soll ich deßhalb aufhören, frägt der Dichter: Ch' io cessi? So höre denn die in falschen Eifer verkappte allgemeine Sucht übler Nachrede zuvor auf:

Cessi il rancor, che sembra zel, nè sbrani
Merto, e innocenza, nè guerreggi in pace;
Cessi il sospir maligno, i sali urbani
(Pugnal permesso) e il fiel d' odio sagace;
La favella del gomito, e d' arcani
Sguardi l' empia pietà; cessi il mordace
Silenzio, e il bisbigliar di santa vespa,
E il ghigno del livor, che i nasi increspa.

Diese Tadler sind zu fürchten und zu meiden,

Questi i sicarj sono; indi profonde
Piaghe, qui l' erba olezza, e l' angue è sotto.

(Hic niger est; hunc tu, Romane, caveto.
Hic nigrae succus loliginis
Hic latet anguis in herba.)

So will ich denn schreiben, aber wer liest, und was liest man?

Chi legge? *(quis leget haec? — Persius I.)*
Leggon Matrone amor, Prenci bugia,
Farse il Legista, e il Monaco gazzette.
Se offendon pudor, trono, o sagrestia
Le impresse carte, son vietate, e lette.
Legge il volgo, e di libri epidemia
Va in palagi, in tugurj: ognun da infette
Pagine beve il morbo, e all' alme il vischio
Cresce così, che l' alfabeto è rischio.

Uebrigens darf sich Niemand persönlich getroffen fühlen, schließt der Dichter:

Son tutti i rei, che accenno, o finti, o morti.

Nachdem der Dichter in der zweyten Satyre den hochmüthigen Ton der Anmaßung, die über alles und ohne hinlängliche Kenntniß abspricht, gemeistert hat, gibt er in der dritten dem Unglauben, wie dem Aberglauben, volle Ladung:

Empietà nella Fè, Cristiani i vizj,
Estesa all' Arca veggio impura mano;
In sen Barabba, e sull' altar palmizj,
Veggio, e misto il Vangel coll' Alcorano
Scuopro.

Er empfiehlt seiner Muse Vorsicht, um die Heiligkeit des Priesterthums nicht zu entweihen, und ihre Hirten nicht zu brandmarken:

Lungi la Musa mio dal Presbiterio
Provida sferzi il gregge, e tu i pastori;
Nè acerbo ghigno in argomento serio
Il Teta imprima ne' tuoi senatori.

Der letzte Vers ist einer der vielen, gewiß für viele der Leser unverständlichen; denn wie viele derselben wissen, daß den Sclaven und Missethätern bey den Römern und Griechen das Verdammungsurtheil mit dem griechischen Buchstaben Θ (Θανατος Tod) an die Stirne gebrannt wurde, und wer erinnert sich sogleich des hieher gehörigen Verses aus Persius: *(Et potis es nigrum vitio praefigere theta. Pers. Satyra 4.)*

Er eifert wider die Christen, die heute nur noch durch die Taufe und durch das Leichenbegängniß als solche erscheinen:

La gente, che ora sol nel Battisterio
Cristiana appare, e sol nel cimiterio.

Die unschickliche Weise, womit in der Kirche die Musiklieb-

haber den Kastraten Beyfall zollend, sich vom Altare gegen den Chor wenden, ist nirgends lebendiger und bündiger zurecht gewiesen, als in den folgenden vier Versen:

> Mentre in suon di nequizia i sacri detti
> Canta un cappon degli Angeli vicario,
> E intanto il folto stuol nel divo albergo
> A lui volge la faccia, e al Nume il tergo;

und die folgende Strophe schließt mit dem kräftigen Epiphonem, daß der Herr, der die Tische der Wucherer im Tempel umstürzte, nun die Altäre selbst hinauswerfen werde:

> se dai Templi avari,
> Già i deschi tolse, or toglierà gli Altari.

Neu sind die Portraite der Tischgenossen des Gastmales in der vierten Satyre, und manche Züge, womit das Portrait des Geizigen in der fünften ausgemalt ist, wie die folgenden beyden Strophen:

> Con tenue vitto il ventre ai servi strigne,
> Nè a' figli è più cortese, o all' egra moglie,
> Lattughe, e cavoli in lucerna intigne,
> E conta del basilico le foglie.
> Il pozzo, e la cisterna son sue vigne,
> E avarizia il fatò da tutte vaglie:
> Ne spende infermo in medici prudenti,
> Ma le membra consegna a esperimenti.

> Se gliel concedi, struggerà i sacrati
> Vasi ancor pieni, e pissidi, e patene
> Sull' ara istessa cangerà in ducati,
> E al Nume aurato raderà le schiene,
> Getterà in mar, pria de' barili amati,
> Dal grave pin (se mal l' onda il sostiene)
> Getterà i figli suoi, benchè non speri
> Le balene di stomaco leggieri.

Die sechste Satyre, über den Adel, dürfte bey der Mehrzahl der Getroffenen wohl das größte Aergerniß vor allen übrigen erregen. Wie Juvenal die seinige mit der Frage beginnt: *Stemmata quid faciunt?* so der Verfasser:

> Torvo mi guardi, perche Duca, e Conte
> Nascesti, e t'empie della schiatta il vénto;

ohne adeliche Leser, wie Boileau, durch den Eingangsvers: *La noblesse, Dangeau, n'est pas une chimère* in Voraus zu sänftigen. Ueberhaupt gebührt dem Verfasser durchaus vor Boileau das Lob, nirgends seiner Satyre, wie jener (und wohl auch Horaz an Mäzenas) Schmeichelen beygemischt zu haben, indem er ohne alle Menschenscheu Recht und Wahrheit zuerkennt:

Ma il degenere seme io non adulo;
Do la sella al cavallo, e il basto al mulo.

Wie in der Satyre über den Adel, so tritt er auch in der über die Weiber mit Juvenal und Boileau in dieselbe Laufbahn, doch so, daß seine Behandlungsweise durchaus mehr an den ersten, als an den zweyten erinnert, ohne deshalb irgend wo die Gränze des Anständigen zu verletzen. Das Schlimmste, was wider die Frauen gesagt werden kann, enthalten die vier folgenden Verse:

Quindi tutte son prave: anzi il giudizio
Le fa più ree, quando il periglio è finto.
Calcolo in molte è il fallo; e la più pura
È quella che più pecca per natura.

Was aber auch schon Juvenal gesagt:

Faciunt graviora coactae
Imperio sexus; minimumque libidine peccant.

Wider die schlechten Dichter haben zwar die Satyriker aller Zeiten genug geeifert, aber der Verfasser gibt der neunten Satyre einen weit größeren Umfang, indem er alle herrschenden Modethorheiten der Schriftstellerey, des Bücherluxus und der Bibliothekenwuth durchmustert, als: den unberufenen Sprachforscher:

Crea nuove lingue, e morte fa le vive;
Verrà in Crusca Etiopico e Cinese.

Den unanständigen Satyriker:

Quei le satire volge a infami uffizj;
E i vizj punge col sermon dei vizj.

Die Liebhaberey der Prachtausgaben:

Quindi lusso e Virgilio, Omero è moda,
E anco il Vangel pel margine si loda.

Den Bibliothekar als eine Art von Bedienten:

Che tien fra i ladri del salario
Pur questo in forma di Bibliotecario.

Den schmarotzenden Sittenrichter:

Rigor vanti, e con lingua di Catoni
Ogni vizio a leccar vai nei palagj?
(*Qui Curios simulant*, *et Bacchanalia vivunt.*)

Und endlich die encyklopädische Unwissenheit:

Lo stuol, che in più cheta stanza,
Studia l'enciclopedica ignoranza.

In der folgenden Satyre läßt der Verfasser die Wuth des Spieles, des Theaters, des Tanzes Gassen laufen, und in den beyden letzten den Betrug und den Luxus. Alle diese Satyren sind, wenn gleich durch die Sprache zunächst auf toskanische, doch

durch die Allgemeinheit des Stoffs für europäische Leser aller Nationen berechnet; nur die siebente, die Reise nämlich durch die Hauptstädte Italiens, ist auch dem Inhalte nach zunächst für Italiener beschrieben, weil die örtlichen Thorheiten Neapels und Roms durchgegeißelt werden, so daß der Verfasser mit Freude wieder in sein nüchternes Florenz zurückkehrt:

> Torno; a te torno, o mia frugal Firenze,
> Ove penuria ha splendide apparenze.

Zu Rom umgeben den Reisenden sogleich im Gasthaus drey Begleiter:

> Tre all' ostel mi precorrono, e sicarj
> Pareano agli atti. Li saluto, e scendo:
> Chi sian, dimando. Il fior degli antiquarj
> Son io, l'un disse. L' altro: Idoli vendo.
> A quel replico: Ho studj letterarj
> D' opre moderne. A questo: in altro spendo.
> Al terzo, ch' era immondo, e mascalzone,
> Chiedo: chi sei? Rispose: Cicerone.

Man muß wissen, daß zu Neapel in zweyrädrigen einspännigen und einsitzigen Fiakern zwey Personen, einer auf des anderen Schoß sitzen, um die beyden Verse zu verstehen:

> V' ascese un Frate, ed io con gran licenza
> M' assisi in grembo di sua Reverenza.

Was der Verfasser auch weiter wider die Neapolitaner sagt, hindert nicht, daß seine Satyren dort wirklich dermalen auf den Schulen von den Professoren den Schülern als Muster vor- und ausgelegt werden, was nach unserem Erachten kein geringer Beweis zur Bestätigung unseres Urtheils von der Reinheit der Sprache und der Reinigkeit der sittlichen Gesinnung derselben liefert.

T.

Art. XII. Alte deutsche Volkslieder in der Mundart des Kuhländchens. Herausgegeben und erläutert von Joseph Georg Meinert. Erster Band. Wien und Hamburg 1817. In Commission bey Perthes und Besser. XXIV. und 462 S.

Auch unter dem Titel:

Der Fylgie von J. G. Meinert. Erster Band. Wien 1817.

In der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ward von mehreren Seiten auf Würde und Werth des deutschen Volksgesanges aufmerksam gemacht; wohl nach Anregungen, die aus England zu uns herüber kamen, denn dort fing man zuerst an, auf alles, was die Alterthümer und die Volksthümlichkeit des Landes betraf, angestrengt aufmerksam und bemüht zu seyn, das noch Uebriggebliebene dem Untergange zu entreißen.

Ein gar herrliches und liebes Büchlein flog damals durch die deutschen Lande, seine Väter haben es leider zum Theil verstoßen, aber in dem Andenken jedes sinnigen Deutschen wird es auch in fernerer Zeit feststehen. Es war: von deutscher Art und Kunst; einige fliegende Blätter (1773). In ihnen gehört der erste Aufsatz: »Auszug aus einem Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker« hieher, und man sieht schon dieser Ueberschrift an, wie sehr sich das Ganze dem Englischen Volksliede zuwendete. Darum begegnet uns in diesem Aufsatze nur wenig Deutsches, nur Stellen eines Jägerliedes (S. 47. 48), Liebesklage (S. 54), und das gar herrliche: Sah' ein Knab' ein Röslein steh'n (S. 57). So gemischt, wenig Heimisches, aber Treffliches darunter enthaltend, waren dann auch die späteren Sammlungen: die Volkslieder, welche Herder 1778, 1779 in zwey Bänden herausgab; Elwert's Reste alten Gesanges (Marburg 1781), Bothe's Volkslieder und die lieblichen Gesangweisen, welche von Seckendorf in den achtziger Jahren dem sinnigsten Gefühle der Lieder abhorchte. Dennoch entstand schon damals eine Sammlung rein deutscher Volkslieder, die aber dem Sammler unter den Händen zum Gegentheil dessen umschlug, was er beabsichtigte. In den Jahren 1778 und 1779 nämlich gab Fr. Nikolai seinen »feinen kleinen Almanach« heraus. Er sollte die Liebe zum Volksgesange und dem Vielen ungestaltet erscheinenden Volksliede lächerlich machen; es mögen auch viele in ihrer Weisheit darüber gelacht haben, aber drey Jahrzehnte nachher ward diese Sammlung, die treu und genau aus dem Munde des Volkes oder alten Drucken genommen war, der Grundstein, worauf andere Sammler fortbauten; und der selbst gegen Gegner, wie vielmehr noch gegen Freunde auf das freundlichste bereitwillige Nikolai theilte an Büsching und v. d. Hagen seine reichhaltigen Papiere mit, damit diese ihre Sammlung, die zur Würdigung und Erhebung des Volksliedes unternommen ward, daraus vervollständigen konnten. So dienten sie also zweyen verschiedenen Ansichten, aber die Bessere hat wider Willen und Glauben des ersten Unternehmers die Oberhand behalten, und erst vor kurzem kündigte ein Mann, dessen Name die deutsche Gelehrtenwelt an eine rege und treffliche Zeit des Aufblühens deutschen Schriftenthums erinnert, von Göcking, eine neue vermehrte Ausgabe des feinen Almanach's an. Hoffentlich wird sie treu das Wort des Volkes wiedergeben, nichts besser machen und umwandeln wollen.

Gräter's Bragur, die mit dem Jahre 1791 anfing, theilte viele liebliche und ergötzliche Volkslieder mit, und eine schöne Abhandlung von Gräter, über die deutschen Volkslieder und ihre Tonweisen, im dritten Bande der genannten Zeitschrift, leicht das

Eindringlichste und Trefflichste, was Gräter je für das altdeutsche Schriftenthum, bei seinen vielen sonst bekannten Verdiensten darum, geschrieben hat, mußte die dafür reizbare Jugend entzünden, und that es auch. Im Stillen wirkte der gestreute Same fort, und der Anfang dieses Jahrhunderts sollte die Früchte davon zeigen.

Achim von Arnim und Brentano gebührt der Ruhm, zuerst deutsche Volkslieder auf das umsichtigste und fleißigste gesammelt, und sie ihren Landsleuten lieb und werth gemacht zu haben. Ihre Sammlung enthält den Kern deutschen Volksgesanges, und wenn auch noch eine große Anzahl reizender Lieder fehlt, so wird man sich doch gerne in dem lieblichen Garten, den sie uns eröffnet, ergehen, und nur bei denen, die für ihres Volkes Freude, Frohsinn, Scherz, so wie für Leid und Trauer kein Herz haben, kann des Knaben Wunderhorn eine Zielscheibe schlechten Witzes seyn, und das Stichblatt, worauf sie stumpfe Stöße richten. Wenn wir einen dieser Sammlung oft gemachten Vorwurf wiederholen, der Untreue und der Ungewißheit, was alt, was neue Uebertünchung ist, so thun wir es nur darum, da wir in dieser kurzen Uebersicht jegliches Bestreben nach seiner ganzen Wirksamkeit und seinem Werthe zu schildern bemüht waren.

Büsching und von der Hagen schlossen sich ein Jahr nachher (1807) mit ihrer Sammlung deutscher Volkslieder an die eben genannte als eine Ergänzung an. Manch liebliches Lied war ihnen, die zu gleicher Zeit gesammelt hatten, vorweg genommen, aber sie suchten durch die bei ihrem Büchlein befindlichen Singeweisen, die ebenfalls aus dem Munde des Volkes aufgenommen waren und die hier zum erstenmale (nur der feine Almanach hatte schon einige geliefert) mitgetheilt wurden, ihrem Unternehmen einen neuen Reiz zu geben. Sie wollten nicht bloß die Blüte des Gesanges geben, sondern sie wollten zeigen, wie das Volk in seiner frohen und kecken Weise sang und singt, und konnten nicht daran denken, manches Lied vor den Richterstuhl ernster Kritteley zu ziehen. Der beynahe funfzig Seiten einnehmende Anhang von Bemerkungen, welcher nachwies, woher das Lied genommen, wie es in Abweichungen im Volke umhergeht, wie es mit diesem und jenem Nebenstamme deutscher Mundart übereinstimmt u. s. w., mag vielleicht dem Büchlein ein schwerfälligeres Ansehen gegeben haben, aber er reizte zugleich die Lust, tiefere Untersuchungen über das Flüchtige und leicht Bewegliche des Volkslebens anzustellen, die mehr gute Früchte schon getragen haben, und die der Vorläufer von einer Art und Weise waren, die seitdem von beynahe allen Herausgebern dieser Art Schriften beobachtet worden ist.

Wenn die beyden oben genannten Bücher Theilnahme und

Sinn für die deutsche Vorwelt erregten, so wollen wir doch nicht eines andern Mittels vergessen, welches sie besonders in den gesellschaftlichen Kreis einführte. Es waren die lieblichen Singeweisen, welche ihnen, im freyen Sange oder in Benutzung alter Volkstöne, mehrere Tonsetzer zu geben wußten. Wir nennen nur Reichhard und seine Tochter Louise, Wilhelm Schneider, Wollank, Maria von Weber und andere.

Darauf erschien keine allgemeine Sammlung weiter, nur an einzelnen Orten wurden verschiedene mitgetheilt, besonders durch von Seckendorf in seinen Musenalmanachen, der für Oesterreichs Freyheit zu früh 1809 den Tod fand; durch Gräter in der Idunna und Hermode ward für Lied und Singeweise einiges gethan, und Büsching gab in seinen wöchentlichen Nachrichten nahe an zwanzig unbekannte Volkslieder mit den Singeweisen, größtentheils aus der reichen Sammlung seines Freundes Dr. Hohnbaum, der auch an Herausgabe einer großen Sammlung arbeitet.

Einleuchtend ward es aber immer mehr, daß es besonders zweckmäßig sey, dafür zu sorgen, daß die Lieder der Einzellande Deutschlands gesammelt würden, theils da der im Allgemeinen Sammelnde zu vielen nicht gelangen kann, und auch nicht immer die Sangabweichung genau zu bemerken im Stande ist, wenn seine Anmerkungen nicht unverhältnißmäßig anschwellen sollen, theils da es so viel darauf ankommt, auch der Landes-Mundart, in welcher sie gesungen werden, ihr Recht wiederfahren zu lassen, da es immer mehr anerkannt wird, welch eine reiche Quelle für Verbesserung der Gesammtsprache und Schriftsprache in den einzelnen Mundarten lebendig aufsprudelt.

Durch Friedrich Schlegel's deutsches Museum 1813. Bd. VI. S. 116, und durch den Musenalmanach von Erichson 1814. Wien. S. 213 bis 228, wußte man, daß Hr. Professor Meinert mit einer Sammlung der Volkslieder des Kuhländchens beschäftigt war, und die mitgetheilten Proben ließen viel erwarten. Die Erwartungen hat das vorliegende Werk vollkommen erfüllt, und uns eine neue Kenntniß deutschen Volksgesanges eröffnet. Mit welcher Liebe und Umsicht diese Ausgabe behandelt worden ist, wird eine aufmerksame Betrachtung des Werkes selbst am besten zeigen.

»Während meines zweyjährigen Aufenthaltes in dem Kuhländchen — sagt der Herausgeber im Eingange der Vorrede — lernte ich einen Geist kennen, den die dortigen Landleute Fyelgie nennen, und der zuweilen erscheint, um ihnen die langen Winterabende zu erheitern. Eine liebliche Mummerey, welche die menschliche Gestalt kunstreich verlängert, durch die Lage auf

Händen und Knieen, und unter weißen Tüchern verbirgt, das höhere Wesen durch grüne und rothe Bänder, und eine Art von Monden oder Schmetterlingsflügeln auf dem Haupte andeutet — bewegt er sich langsam und leise in die Versammlung, richtet sphinxartig sich auf, um landschaftliche Lieder zu singen und kleine Gaben zu vertheilen, und beschließt seine Rolle nicht, ohne das Bild einer dem Menschen befreundeten Gottheit in den Gemüthern zurückzulassen.« Daher nahm der Herausgeber den zweyten Titel.

Auch im Kuhländchen verschwanden schon diese Lieder, klagt der Herausgeber; in manchen Dörfern sind sie Fremdlinge, und ein aufmerksames Ohr gehört dazu, um sie noch aus ihren Schlupfwinkeln heraus zu suchen. »Die Kunst, Lieder aus dem Munde des Volkes zu sammeln, besteht in dem, das Geschäft des Kunstrichters einschließenden Bienenfleiße: über ein und dasselbe Lied nicht bloß Einen Mund und zwar mehr als Einmal, in bedeutenden Zwischenräumen zu vernehmen, sondern es Vielen — ja, wenn es möglich wäre, Allen abzufragen, die es besitzen, und die verschiedenen Sänger gleichsam als eben so viele, mehr oder minder reichhaltige, leserliche und abweichende Handschriften zu betrachten, aus denen sich der Text zusammentragen, und durch sorgfältige Vergleichung in seiner möglichstschönen Gestalt herstellen lasse.« Die vorliegende Sammlung enthält nun »etwa vier bemerkte Fälle abgerechnet, wo aus gegründeter Vermuthung, oder aus gedruckten Volksliedern berichtigt und ergänzt worden, nicht Ein Wort, nicht Eine Sylbe, die nicht aus dem Munde des Volkes genommen wären.«

»Was etwa ein Menschenherz bewegen mag, in Freude und Leid, was den Sinn aufschließt für die vorübereilende Erscheinung, und den Gedanken in Freyheit setzt, was die engeren Kreise der Gesellschaft trübt und erheitert, was antreibt und warnt, und wovon das Beste den Deutschen kennzeichnet — das athmet darin: heiterer Sinn und kecke Laune, kräftige Lebenslust, Genüge, treuherziger Spott, tiefes Gefühl für Recht und Unrecht, Ehrfurcht vor den heiligen Banden des Bluts, der Stolz und die Gefahr jungfräulicher Unschuld, die Eingebungen, Thorheiten, Verlegenheiten und Schmerzen der Liebe, — Treue, die über das Grab fortdauert, Klagen der Waisen, denen das Mutterherz unter der Erde antwortet. Du hörest Hirten singen, und siehe da! mit jedem Tone entfaltet sich ein neuer Zug von dem großen Gemälde des menschlichen Lebens; in ihrer Brust hat der Genius zum Theil die unentweihten Jahrbücher deines Volkes niedergelegt; sie fordern, durch Feldraine getrennt, sich zu leichten Wechselgesängen auf, und enden mit jenen erzählenden Liedern ernsthaften und am

liebsten schauerlichen Inhalts, die uns die Denkmalworte des Zeitschreibers erläutern.«

So schildert der wackere Herausgeber seine Liedersammlung. Wer den Volksgesang kennt, wird er nicht seiner Meinung beipflichten? Ehe wir nun zur Betrachtung der Lieder selbst übergehen, die wir mit unserer Sammlung von Volksliedern zu vergleichen gedenken, welche Hr. Meinert nicht kannte, um so eine Ergänzung zu seinen Anmerkungen zu liefern, müssen wir noch zum voraus bemerken, daß die ganze Ausgabe überaus fleißig gemacht worden ist, und daß, wenn der zweyte Band, der bald erscheinen möge, und der noch Lieder, eine Abhandlung über Vers und Reim und Gesangweisen enthalten soll, neben diesem ersten Bande steht, nichts zu wünschen übrig bleiben möchte.

Die Lieder sind genau in der Landes-Mundart abgedruckt; das ist ihr Glück, denn sie werden dadurch vielen aberwitzigen Kritteleyen entzogen werden, indem diejenigen, welche einen unwiderstehligen Kitzel dazu fühlen doch die Mühe des Lesens zu sehr scheuen. Zum Verständniß ist übrigens durch ein Wörterbuch gesorgt, das für die einzelne Mundart nicht allein, auch für die allgemeine deutsche Sprachkunde von Wichtigkeit ist. Die zu den Liedern gehörigen Anmerkungen werden wir gleich bey den Liedern mit berücksichtigen, in sofern wir etwas anzumerken finden.

Nachbars Lämmchen (S. 4.) ist ganz auf die Singeweise passend, welche das Lied in der Sammlung deutscher Volkslieder von B. und v. d. H. S. 180 hat.

Ach, Mutter, liebe Mutter,
Mein Kopf thut mir so weh!

wenn auch beyde durchaus von einander verschieden sind. Die Arme-Sünder-Blume ist wohl ganz lückenhaft, nicht bloß in dem angegebenen Theile. Das Ganze mag ein schauerliches Lied gewesen seyn, und vielleicht höchst alt, wenigstens zeigen es die aus sehr altem Liede entlehnten Stellen S. 6., die in dem Sange: Es stand eine Lind' im tiefen Thal, vorkommen. Diesem Liede entspricht auch wahrscheinlich die Singeweise. Späte Reue und die Unbestechliche stehen sich als Gegenstücke einander gegenüber, und in dem letztern, worin die den Volksliedern so liebe und genehme Steigerung wieder vorkommt, ist die Stelle: weillst schneide schwoarzbraun Gewand, das heißt: das Brautkleid zuschneiden, besonders für alte deutsche Tracht von Wichtigkeit, indem wir solche Schauben oder Mantelbräute schon im funfzehnten Jahrhundert in Nürnberg zum Beyspiel finden.

Auch durch diese Lieder zieht der alte Volksglaube hindurch, den deutsche Stämme gewiß schon aus frühester Zeit durch alle Zeiten bis noch bewahrten. So S. 14. der Glaube, daß das viele

Weinen um einen Todten sein Leichenhemd benetze. Hier folgt Treulieb selbst in's Grab, und erschrickt vor dem schauerlichen Aufenthalte nicht. Der Gerechtfertigte (S. 16.); die Ueberschrift paßt nicht. Das Liedchen klingt so, wie wir viele Lieder haben, welche die dabey betheiligten Personen selbst sangen. So mag denn wohl auch ein Joseph des Kuhländchens seiner getäuschten Schönen dies Lied zum Unglimpf gesungen haben. Die Aufforderung zum Spinnen (S. 21.) hat auch das Wunderhorn III. 40., aber weit kürzer.

Vergies mein nicht (S. 34.) stimmt mit dem lieblichen Liede, welches Herder uns zuerst bekannt machte: Wenn ich ein Vöglein wär', aber nur im ersten Verssatz, die andern weichen ab, sind aber auch recht lieblich. Bey Gelegenheit des Hexensegen's (S. 43.) verspricht der Verfasser im zweyten Bande Nachrichten über Gespenster und Hexenglauben, als einen Nachtrag zu Dobenek's Volksglauben, zu liefern. In der Alpbeschwörung (S. 44.) ist die Benennung Nockwer's Knecht, welche uns dies Lied in uralte deutsche Zeit zu versetzen scheint. Hr. Meinert äußert darüber nichts; weiß er etwas Näheres darüber, so bitten wir ihn um Mittheilung. Daß Nockwer in jener Mundart auch Nachbar heißt, wissen wir wohl, dennoch gemahnte uns das Wort an alten vergessenen Eddischen Glauben der heidnischen Zeit, und in Nockwer glaubten wir den Gott Noerwe, den Vater der Nacht, wieder zu erkennen. Daß solche Begriffe noch unter uns verschleiert und zum Theil unbekannt hausen, ergibt die Deutung des Wortes Melthau. Die thörichten Wünsche (S. 49.) erinnern an ein Lied in unserer Sammlung S. 44: Wollte Gott, ich wär' ein Pferdlein klein. Die vielen Veränderungen, die wir in den Anmerkungen zu diesem Liede nachgewiesen, machen es wahrscheinlich, daß beyde einem Stamm entsprossen. Das Oho (S. 50.) ist als ein Bruchstück des bekannten Liedes aus Tyrol: A Schüsserl und a Rainerl, oder wie es auch anfängt: A Höfala, a Schüssala, zu betrachten, welches sich in unsern Volksliedern S. 223. findet. Der erste Vers auf S. 225. entspricht diesem Lied, zu dem eine ganz andere Singweise gehört. Der Brautmörder (S. 61.) kommt mit Schön Ullerich und Hanselein in Gräters Idunna überein; die Abweichungen sind höchst bedeutend, besonders im Anfange. Ulrich und Annle (S. 66.) ist eigentlich dasselbe Lied, nur durch den wechselnden Mund des Volkes umgewandelt.

Der Schluß des Liedes: Wassermanns Braut (S. 79).

'S hot mir wos gesoet bai Mondeschain,
doß se artreinke soulld' ai'm Rhain;

ist sehr merkwürdig, indem er entweder auf einen westlichen Ursprung dieses Landes und Wanderung gegen Morgen deutet, oder aber

es geht auf die ursprüngliche Bedeutung des Namens Rhein. Der Wettgesang (S. 80.) erinnert an das Räthsellied, worin eine Jungfrau rasch die Räthsel, welche ihr vorgelegt werden, beantwortet. Es steht mit zwey Singeweisen in Büsching's wöchentl. Nachrichten I. 66. Hier wechseln aber beyde Schlag auf Schlag ihre Rathsel. Liebchen schafft Rath, ist das Lied, welches in unsern Volksliedern S. 200 steht, dort der Traum heißt, und aus dem Munde des schlesischen Landvolks aufgenommen ist. Die Verwandtschaft ist klar, doch die Verschiedenheit nicht unbeträchtlich. Für die beyden letzten Verse bey Hrn. M. heißt es bey uns:

An wenn ich's nu war fert'g han,
Beschahr mir Gott was 'nein,
Daß ich zu Jauhr kann sprecha:
Das Häusla das ist mein!

Das Lied vom Himmel (S. 99.) haben wir auch, wenigstens stellenweise, aber noch nicht vollständig, hier in Schlesien gehört. Das Lied ist aber gewiß neu, und erst seit 1740 gedichtet. Wiedervergeltung (S. 106.) ist verworren, aber merkwürdig, indem es auf eine in Deutschland weit verbreitete Erzählung sich bezieht, wobey auch der Gebrauch: Keulen in die Thore der Stadt zu hängen, in Betrachtung kommt. Es ist darüber zu vergleichen, was wir darüber in Schlegel's deutschem Museum Bd. IV. S. 77. gesagt haben. Der Fuhrmann (S. 118) ist für schlesischen Volksgesang wichtig, denn es ist auch ein in Schlesien gedichtetes Lied, welches die Bemühung des Fuhrmanns, nach Praßla (Breslau, noch Brassel ausgesprochen) andeutet, so wie die Sprache. Der erste Reimsatz von dem Liede, Schmerz des Scheidens (S. 121), wie der Wächter singt:

Stiet uof, stiet uof, dos ies schu Zait,
Wel's Knavle ba'm schon' Livle lait!
Dar Tog thut sich aidrenge;

erinnert höchst merkwürdig an viele Wächterlieder des 13ten und 14ten Jahrhunderts in der Manessischen Sammlung. Besonders fiel uns dabey ein der Anfang des Wächterliedes vom Marner II. S. 166.

Ich kiunde in dem done,
Der Tag vil schone
Wil uf sin;
Swer Bugen minne,
Der beginne
Wachen, des ist zit.

Die Judentochter (S. 135) ist aus manchen Anklängen zusammengesetzt. So erinnert der zweyte Verssatz an das Lied in unseren Volksliedern S. 180. die Königstochter; sonst sind beyde ganz verschieden. Dagegen ist aber das folgende Lied: der Selbstverräther

(S. 137) mit der eben erwähnten Konigstochter im Ganzen übereinstimmend, wenn auch im Einzelnen viel abweichend. Nachdem sie ihm das Vingerlein gegeben, heißt es:

> Sie schwang sich um ihren Mantel,
> Und sank wohl in die See:
> Gute Nacht, mein Vater und Mutter!
> Ihr seht mich nun nicht mehr.
>
> Da hört' man Glöcklein lauten,
> Da hört man Jammer und Noth:
> Hier liegen zwey Königskinder,
> Die sind alle beyde todt.

Die Steyrische Juppe (S. 144) ist auch im Oesterreichischen bekannt und verbreitet. Aus dem Munde des Volkes um Wien mit der Singeweise steht in Büschings wöchentlichen Nachrichten Bd. III. S. 204, von den Hrn. Ziska und Schottky, denen wir bald eine Sammlung österreichischer Volkslieder verdanken werden, aufgenommen. Der eiferſüchtige Knabe (S. 146) stimmt im Schlusse, das heißt in den letzten fünf Verssätzen mit: der Strafe falscher Liebe in unsern Volksliedern S. 231 überein. Die ersten drey Verssätze sind ganz verschieden, aber es scheint, daß sie in unserer Sammlung zu einem andern Liede gehören; das Lied aus dem Kuhländchen ist unstreitig richtiger. Das Lied im Wunderhorn II. 17. ist von beyden verschieden, dagegen stimmt das Herder'sche mit dem in unsern Volksliedern überein. Es ist weit verbreitet, auch in der Schweiz wird es gesungen. Des Mädchens Entdeckung (S. 168.) ist sehr alt, es findet sich schon stellenweise in Fischart's Gargantua und Pantagruel, hier ist es entstellt und verändert. Der Ertappte (S. 170) stimmt entfernt mit dem bekannten Liede: Es hat ein Bauer ein junges Weib; näher, aber auch sehr verschieden, ist ihm ein schlesisches Lied des 16ten Jahrhunderts, das wir aus einer alten Liedersammlung des genannten Jahrhunderts in unsern wöchentlichen Nachrichten II. 250 bekannt machten.

Der Kukuk ist eine Verringerung des: Mannes mit zwanzig Weibern, der, vom Hrn. Pescheck mitgetheilt nach der Mundart des Oberlausitzer Landmannes, in unsern wöchentlichen Nachrichten I. 217 steht. Des Baders Rath (S. 175) ist gewiß neuen Ursprungs, wie einzelne Stellen andeuten. Birnlein will nicht fallen (S. 193.) ist ein bekanntes Spielwerk, das nicht gesungen, sondern recht rasch und hastig, ohne sich zu versprechen, gesagt werden muß. Die Untersuchungen, welche Gräter darüber in der Idunna und Hermode 1812, St. 40. 41 anstellte, sind höchst wichtig und merkwürdig, indem er nicht allein eine lateinische Uebersetzung nachweiset, sondern sogar in hebräischer und

chaldäischer Sprache dieses Lied als Osterlied der Juden, freylich anders, auffand.

Der Jäger (S. 203) findet sich auch in unsern Volksliedern, aber an einer Stelle abweichend, zusammengezogener, doch wahrscheinlich entstellt. Ein frisches Liedlein, gedruckt in diesem Jahr, lieferte es uns. Die Mordeltern (S. 207. 210) sind beyde Umwandelungen desselben bekannten Gegenstandes, daß die Eltern ihren Sohn, den sie nicht wiedererkennen, ermorden, die Grundlage des vierundzwanzigsten Februars, jenes schauerlichen, aber kunstreichen Stückes von Werner, das so viel Gräuel auf die deutsche Bühne gefördert hat. Auch haben wir ein fliegendes Blatt des vorigen Jahrhunderts, welches diese Geschichte als damals bekanntes Volkslied gibt. Der Schluß stimmt mehr mit der Erzählung überein, nach welcher ein Kind das andere ermordet, die Mutter das schuldlos mordende tödtet, das dritte, unvorsichtig auf eine Kufe hingesetzte, ertrinkt, der Vater ersticht die Mutter, und erhenkt sich selbst.

Der Tannenbaum (S. 212) findet sich auch in Schlesien, und ist, wie er dort gesungen wird, in unsern Volksliedern S. 98. Das kurze Lied möge hier zum Vergleich stehen.

O Tonnabaum! o Tonnabaum!
Du bist a edles Reis!
Du grunest in dem Winter,
Os wie zur Summerzeit! —

»Worum soll ich ne gruna,
»Do ich noch gruna koann?
»Ich ho weder Voater noch Mutter,
»Die mich versorga koann.« —

Der Schluß ist ganz eigen; die Singeweise fehlt uns, aber es scheint wohl ein Tanzliedchen zu seyn, wie in Oesterreich und Bayern so viele gefunden werden. Das ist es? (S. 221) findet sich auch, mit der Singeweise, in unsern wöchentlichen Nachrichten Bd. II. aber weit kürzer, nur vier Verssätze, bey denen der erste bey Meinert den beyden ersten gleich ist. Der: Spruch (S. 233) ist wohl durch ganz Deutschland bekannt. Die Betrogene ist unstreitig ganz verworren. Die ersten zwey Zeilen gehören dem Liede S. 234. Liebesprobe (S. 234) ist ein schönes und sehr altes Lied. Es steht in unsern Volksliedern (S. 193), wobey die Anmerkung zu vergleichen ist. Schon Fischart kannte es im 16ten Jahrhundert. Unser Abdruck ist schon berichtigter, als der im Wunderhorn, theils nach einer Handschrift, theils nach Jugenderinnerung aus mündlicher Mittheilung. Verssatz 7. S. 244 war uns neu, so wie Verssatz 2. Seite 245; sonst stimmt es vollkommen, nur sind durch die Mundart manche Aenderungen hervorgebracht, bisweilen hat sich auch ein Verssatz in zwey getheilt.

Der Mutter Fluch (S. 246) ist ein wunderbares Lied, indem Anfang und Ende mit dem Anfange und dem Ende Ulrich und Annle übereinstimmt; sie sind aber die Einfassung einer ganz anderen Geschichte, welche sich auch in andern deutschen Volksliedern findet. Man sieht, daß solche Stellen als gemeinsames Gut der ganzen, lebendigen Volksdichtung angesehen, und so benutzt wurden. So findet sich gleich ein anderer Beleg von dem gemeinsamen Eigenthum eines Gedanken in der: unendlichen Liebe (S. 253), wo der Schluß lautet:

Wenn glai der Hiemmel popiren weär',
Onn ides Stanle a Schraiberle weär',
Onn schrieben a'n ides meit sievn Hend',
Se queme ni meit mai'r Liv zu End'.

Maria und der Ritter S. Georg (S. 260) ist zusammengewürfelt aus zwey verschiedenen Gedichten. Die beyden ersten Sätze betrachte ich bloß als einen kleinen Spruch; mit dem dritten fängt ein eigenes Liedchen an, zu dem auch die Singweise bekannt; es ist ein Wiegenliedchen, und heißt:

Da droben auf dem Berge da wehet der Wind,
Da sitzet Maria und wieget ihr Kind,
Sie wiegt es mit ihrer schneeweißen Hand,
Dazu braucht sie kein Wiegenband.
Ich habe mein Kindchen schlafen gelegt,
Ich hab' es mit schönen Blumen bedeckt,
Mit Rosen und Lilgen und weißem Klee,
Mein Kindchen soll schlafen, so lang' es Gott will.

der Schluß ist auch in meiner mündlichen Ueberlieferung entstellt.

Unter den Fulnecker Weihnachtsliedern ist das erste ganz verstümmelt. Es ist in Schlesien ein bekanntes Lied, und haben wir es vollständig nach einem alten Drucke in unsern wöchentlichen Nachrichten Bd. I. S. 36 mitgetheilt. Die Singeweise ist uns später auch mitgetheilt worden, und wir denken, sie im vierten Bande des genannten Werkes bekannt zu machen. Das Lied ist in seiner vollkommenen Gestalt sehr lieblich und anmuthig. Auch die hier folgenden Fulnecker Lieder sind äußerst freundlich und zart. Unter den Kinderreimen sind 1. und 2. im übrigen Deutschland, wie wir glauben, allgemein bekannt, wenigstens haben wir sie an den verschiedensten Orten gehört.

Der so fleißig ausgearbeitete Anhang verdient noch eine besondere Betrachtung. Den Anfang macht: das Kuhländchen und seine Bewohner. Der südlichste Theil des Fürstenthums Troppau, bewässert von der nicht fern entspringenden Oder, verbunden mit einem Stückchen des Landes Mähren, sind der Kern des Kuhländchens, das ungefähr einen Flächenraum von vier Geviertmeilen einnimmt. Die Fruchtbarkeit des Landes, die

reichen Viehweiden, die vielen dort gehaltenen Kühe, gaben ihm wahrscheinlichst seinen Namen. Die Einwohner bilden eine deutsche Insel unter Völkern slavischer Zunge, wie wir slavische und wendische Inseln so manche in den deutschen Gegenden Schlesiens und der Lausitz finden. Des Volkes Leben und Sitten muß man im Buche selbst, mit Wärme und Vorliebe beschrieben, lesen. Aus dieses Ländchens Stamme gingen 1627 die nach Polen ausgewanderten Mährischen Brüder aus, und die, welche 1722 nach der Lausitz wanderten und Herrnhut gründeten. Sie berühren dreyerley Länder, die Grenzen von Mähren, Ungern, Schlesien; ihre Geschichte ist dunkel, aber ihre Sprache ist die, welche die Schlesier sprechen, die dem Gebirge entlängs bis zur Lausitz wohnen. Die Bevölkerung des Kuhländchens durch Deutsche setzt Hr. M. in das dreyzehnte Jahrhundert, und nimmt besonders Ottokar II. als Hauptförderer der Deutschen in diesem Lande an, und ihm war Bruno von Schouwenburg, Erzbischof von Olmütz, eifrig behülflich, wie neun neue von ihm angelegte Dörfer im Kuhländchen beweisen, welche alle deutsche Namen tragen.

Das Ergebniß, welches Hr. M. aus seinen nicht leicht zu widersprechenden Untersuchungen aufstellt, ist: »daß in diesen Kuhländlern sich schlechterdings keine Urdeutschen der Völkerwanderung bis auf unsere Tage fortgepflanzt haben.« — »Betrachten wir die Lieder selbst. So viele von ihnen und gerade die ältesten und schönsten, sind nicht in dem engen Umkreise dieser slavischen Gebirge gelebt und gedichtet worden. Sie sind höhere Blüthen des Gesammtgeistes der Deutschen, von einem größern Schauplatze der Verhältnisse und Leidenschaften, aus einer dichtungsreichen Zeit, vor Erfindung der Buchdruckerey hieher gekommen, und Jahrhunderte lang durch eine tiefe, allmälig verglommene Empfindung festgehalten worden in dem Herzen des Volkes — durch die Erinnerung an die alte Heimat in Deutschland, aus der sie zugleich ausgewandert waren.« Dies lehrt denn auch die vielfache Uebereinstimmung mit dem noch in Deutschland umwandelnden Sange, den wir im Einzelnen gezeigt haben, und der Herausgeber selbst vielfach nachweist. Ist nun aber auch anzunehmen, daß manches Lied der entfernten Landsmannschaft auch in späterer Zeit zugeflogen ist, so beweisen dennoch diese Lieder, verpflanzt im dreyzehnten und vierzehnten Jahrhunderte in die engen Grenzen des Kuhländchens, und dort abgeschieden bewahrt, für den uralten Werth unseres deutschen Volksgesanges, und wer sich mit dem Volkslied beschäftigt und befreundet hat, wird leicht heraushorchen, was uralte Töne sind. Manches Lied zeigt uns nun so schon eine mehr als sechshundertjährige Dauer, die wir, bey dem wechseln-

den Leben Deutschlands, den in Deutschland noch gesungenen Volksliedern nicht bestimmt nachweisen könnten, hier aber, aus dem Vergleiche sie zu folgern, berechtigt sind.

Die zweyte Betrachtung widmet Herr M. der Mundart des Kuhländchens. Die nähere Würdigung überlassen wir Beurtheilern, denen diese in die Tiefen der Sprache gehenden Forschungen näher liegen als uns, und die etwas Belehrendes und Erweiterndes darüber sagen können. Wir haben uns, wie aus dem darauf folgenden Wortbuche manches Wort ausgelesen und angemerkt, das eine Einbürgerung in den jetzigen Sprach- und Schrift-Schatz wohl wieder verdient und das diesem lebendigen Quell entströmte. Nicht alles soll diese Beurtheilung Allen gewähren, wir wünschen indessen, daß sie dem Leser und dem wackern Herausgeber genehm sey, den wir bitten, die deutsche Welt bald mit dem zweyten Bande seines lehrreichen und ergötzlichen Werkes zu beschenken.

Büsching.

Art. XIII. Glossar zu dem Urtexte des Liedes der Nibelungen und der Klage. Zunächst zum Gebrauch für Schulen bearbeitet. Nebst einem kurzen Abriß einer altdeutschen Grammatik. Von Carl Friedrich Ludwig Arndt, Conrector der Domschule zu Ratzeburg. Lüneburg, bey Herold und Wahlstab, 1815. VIII. und 91 S. gr. 8.

Herr Arndt, der mit vorliegendem Werke zum erstenmal auftritt, gibt, was er mündlich lehrt und übt, hier zur Verbreitung in einem größeren Kreise. Dieß besonders den Schülern bestimmte Wörterbuch sammt der Sprachlehre, schließt sich ganz der von der Hagen'schen Ausgabe der Urschrift (1810) an, und kann als eine Zugabe derselben angesehen werden, da es in demselben Format und auch mit denselben dafür geschnittenen Buchstaben gedruckt ist. Allerdings ist hiedurch auch einem Mangel dieser Ausgabe für diejenigen, welche des Herausgebers Vorlesungen darüber nicht hören können, abgeholfen, ohne dem von demselben bey einer neuen Ausgabe beabsichtigten Glossar in den Weg zu treten. Hr. Arndt gibt zwar meist nur ganz kurze Erklärungen, doch zuweilen auch etymologische und geschichtliche Andeutungen, besonders zur weiteren Ausführung für den Lehrer. In aller Rücksicht ist es gut, daß er die Eigennamen mit aufgenommen und erklärt hat. Ueberhaupt ist es eine recht wohlgerathene und gründliche Arbeit, und dem Rec. war es besonders überraschend und erfreulich, wie Hr. Arndt so ganz in den Sinn des Herausgebers, welcher nach bis jetzo noch nicht bekannt gemachten Grundsätzen aus Vergleichung und gewissen Beobachtungen der Handschriften, die Rechtschreibung und Sprachlehre wählte und

feststellte, eingedrungen ist. Er hat das Wörterbuch und die Sprachlehre bey derselben Uebersetzung des Nibelungen-Liedes (1807) benutzt, und hat auch den seitdem hie und da gegebenen geschichtlichen Erläuterungen fleißig nachgespürt, überall aber auch durch eigene Forschung die Sache gefördert. Wir wollen seine Arbeit mit einigen Bemerkungen durchgehen.

Ab, von, als Vorwort, lebt noch in ab-seiten. — abriten ließe sich etwa auch erklären: beym Reiten, Turniren verderben, verschwenden, verschenken. vergl. V. 170. 2-62. 5196. — Abnet (V. 2117. 3229.), die alte tonvolle Form für Abend, ist nicht aufgeführt. Otfrid hat abant und abnet; Niederländ. noch avond, avend. Es ist ein Particip, gleichsam der abende Tag, von aben, abwärtsgehen, hinabgehen, wovon auch Ebbe, ebben. Dann auch abenden, alt, für Abend werden; wie tagen. Angelsächs. aefen, Engl. *even, evening*; Schwed. afton; Dän. aften; Altnord. aftan, aptan, vollständig aptan dags, von aptan, afte, nach, hinter; Schwed. *efter*, unser after: kömmt also ebenfalls von ab, Niederdeut. af. Aehnliche Participe sind aber viant, vrient (Feind, Freund), wigant; in welchem letzten Worte sich noch die alte volltönige Aussprache erhalten hat, in Weigand: so wie sie in lebendig sogar den Accent von der Stammsylbe auf sich gezogen hat (der einzige Fall dieser Art in der deutschen Sprache). Obgleich fast nur die jüngere Münchner Hds. der Nibel. die alten Formen des nahe mit dem Particip verwandten Gerundiums (rununde, weinunde, slafunde, videlunde ff.) hat, so ist doch gewiß, daß dessen Form auf e in den übrigen älteren Handschriften, auch noch einen durch das Versmaß stark hervorgehobenen Accent behalten hat, indem diese Wörter meist in dem weiblichen Abschnitte stehen, und das e der vorletzten Sylbe die Hebung desselben bildet. Noch deutlicher zeigt sich dieß, wo diese beyden Endsylben sogar den weiblichen Reim bilden, wie in der Klage, V. 2463, suchunde auf stunde. Einen ähnlichen Nebenaccent haben die Adjektivendungen in für en, in denen von Metallen und Stoffen abgeleiteten Wörtern: guldin, hurnin, sidin; und das i für e in den Superlativen: grözište. Der Schluß aus diesen und ähnlichen alten volltönigen Formen (wie vor für ver, gewarnot für gewarnet, vorderost für vorderest) auf eine ältere Gestalt des Liedes, wovon dieß noch Ueberbleibsel wären (wie Joh. v Müller meinte) ist also ganz unsicher, da diese Formen sich gerade in den älteren Handsch. zum Theil gar nicht finden, zum Theil nur noch in den Reimen neben den gewöhnlichen stehen, und endlich in solcher poetischer Freyheit auch in den Minneliedern und noch in andern viel spätern Gedichten vorkommen, ja noch in den Mundarten gehört

werden. — allez ist vielleicht durchaus in alles zu berichtigen, wie die Münchener Handschrift auch einmal V. 9282 liest, und die erste Hohen-Emser, V. 8694 (eben so Apollonius, Gothaer Hdss. S. 293. a. und in allen Stellen bey Oberlin), obgleich iu den übrigen Stellen alle Hdss. allez haben; denn es ist ein elliptischer Genitiv, etwa für alles weges, alles males, stäts; eben so wie eines für eines males, einst; und anders für anderes weges, sonst. Eine Zusammenziehung davon ist als, V. 1233, welches in derselben Form und Bedeutung noch in der Schweiz (s. Stalder, unter all und als) lebt. Die Negation davon ist das ältere nallas, nalles, nals, keineswegs: wie nie von ie, noch von auch. Sonst könnte allez auch der absolute Akkusativ seyn, wie allezeit, jeden tag; der Nominat. aber, wofür es Hr. Arndt erklärt, wird nie so absolut gebraucht. — alters-eine, das Hr. A. unter einer aufführt, gehört hieher. Es ist dort, nach v. d Hagen, von der Einsamkeit und Verlassenheit des Alters erklärt; mehr poetisch als wahr: Alter ist hier s. v. a. Zeitalter, Welt, Menschen; es ist also ein pleonastischer Ausdruck, wie: allein auf der Welt, verlassen von allen Menschen; und entspricht ganz dem Nordischen aldr-eigi, niemalen; von auld, aldr, in demselben Sinne, und eigi, nicht. Aehnlich ist der werlde nieman (V. 2808), niemand auf der Welt (vergl. unten werlt), und Isl. aevagi, nie, von *aevi*, aevum. Die Endung ung in den Stammnamen ist unser jung, was in allen Nordischen Mundarten bloß ung lautet, und einerley mit ing: Nibelungen und Karolinger; entspricht also ganz dem Griechischen ἰδης. — Anander, ist an einigen Stellen allein aus dem Müller'schen Druck aufgenommen, und findet sich nicht in den Münchener und St. Galler Hdss. — anden, (von dem Isländ. önd; Schwed. ande, Dän. aand, Odem, Athem: wie anima von ανεμος und spiritus von spirare) ahnden, ursprünglich einerley mit ahnen, bedeutet zuerst auch: lebhaft empfinden und äußern; daher sinen Zorn anden, wie wir noch sagen Zorn athmen, Rache schnauben. Dieß Wort hat dann aber, wie so viele, die ursprünglich überhaupt nur Gemüthsbewegung ausdrücken (vgl. meine, muot), für sich schon die böse Bedeutung, also: ahnden, strafen, rächen; wie rügen, v. alten ruchen, beachten, geruhen; eben so animadvertere. — andersiwa, besser anders wa, da es nicht ander und siwa, sondern der Genit. anders und wa ist. — anderthalb, jenseits; wie noch in allenthalben, meinethalb, meinerseits: Isl. alfa, halfa, Seite, Gegend, Theil, Halbtheil, Hälfte. — ane, ohne, hat gewöhnlich auch den Accus. (V. 1430); wenn es aber mit dem Genitiv steht, so ist es eigentlich ein Adverb.,

das wie alle Adverb., die Mangel oder Fülle ausdrücken (ledig, voll, arm, reich) den Genitiv hat, und steht dann hinten. Nur einmal in der St. Galler Hds. (V. 9603) steht es als Präposition vor dem Genitiv: ane min, außer mir; wo die Lesart der übrigen Handschriften und min den Genitiv min zwar von niemen schon regieren ließe, wie V. 3278: hier steht aber in allen Hdss. noch got voran, das dann auch schon im Genitiv stehen müßte. — angesigen ist nicht so wohl: überfallen, als obsiegen; obgleich siegen vom alten sigen für sinken, und seigen, das transit. von sigen, sinken machen, herkömmt. angesigen, ansiegen, ist dann gebildet wie anmuthen, anliegen, angewinnen, und wird auch mit dem Dat. verbunden (V. 2527). — Arabisches Gold und Seide kömmt schon in der Bibel vor, konnte dem Dichter aber auch durch den damals (vor der Umschiffung des Kaps) insonderheit blühenden levantischen Handel bekannt seyn. — In Arbeit kann die Endung nicht eit seyn, das sonst nicht vorkömmt, sondern wohl heit, cheit, keit, was vormals ein eigenes Wort war, und Person bedeutete; das h wäre nur durch das stärkere b verschlungen, wie umgekehrt in werdecheit, Würdigkeit, das g vom ch. Doch ist sicher Arbeit das Nord. arvidi, ervidi, erfidi, Arbeit, eigentlich Ackerarbeit: v. eria, (Präterit. ar, Partic. arid), ackern, Engl. *ear*, Altd. eren (arare, ἀρῦν); und von vinna, vida, arbeiten, streben (in unsern alten wider winne, er-winden, und noch in gewinnen): also zusammengesetzt und gebildet wie swik-raedi, Verrath, lang-lifi, Lang-leben, u.dgl. (s. Rask's Isl. Sprachlehre S. 166). Ebenso bedeutet das Isl. Zeitwort arvida, ervida ganz unser arbeiten; welches, wenn die Endung eigentlich heit wäre, in der alten Sprache ganz einzeln dastände: bewahrheiten, und ähnliche sind erst neuerlich gebildet. Das Isl. ar allein heißt schon Ackerarbeit und Arbeit überhaupt, und dieß Stammwort greift mit seinen Wurzeln tief durch alle germanischen und verwandten Sprachen: es ist eben die Ursylbe ur, or, ar, ir, er, welche das Uranfängliche, das wirkliche Werden in der Zeit ausdrückt. Nahe Ableitungen davon sind: erben, werben, dürfen, streben (Isl. starfa), und sterben. — Zu baren, tragen, gehört auch gebären (wie tragen. V. 2886), trächtig seyn), und empor. Ebendaher ist barn, Kind. (Isl., Schwed. und Dän. noch barn), und davon Baron (liber baro) gleichsam Kind im edlen, vorzüglichen Sinne, wie Infant und enfans de France von *infans*, nnd vielleicht *liberi* von *liber*. Pers. barna, juvenis; bari, liber. — Die jetzo untrennbare Vorsylbe be ist ursprünglich bi, bei, wie noch ersichtlich aus behende, bei der Hand; bevollen, bei Fülle, vollends; benöthig und bei nöthig,

biderb und bederb, beneben, beineben, beseitigen und beiseite. Hebel hat immer noch bi für be: wie in manchen älteren Handschriften. Die adverbiale Zusammenziehung veranlaßte die tonlosere Aussprache, wie en hant für an, in der hant. An den Zeitwörtern hat das be auch meist den Sinn des beharrens, beruhens, beleibens. Weil in beleiben die Zusammenziehung in bleiben das be undeutlich gemacht hat, so tritt es auch wohl an andern damit verbundenen Wortern hervor; so hört man wohl: besitzen, beziehen, behangen bleiben. — beraten, in dem Sinne von besorgen, versehen, fügen, kömmt von rat, Vorrath. — belosen, berauben, kommt von los, lösen, wovon auch verliesen verliren (wie kiesen und küren), Verlust: Engl lose, lost. — Beruochen, besorgen, beachten; noch in geruhen, ruchlos, verrucht; Isl. reka, treiben, betreiben, und raekia, verehren, beachten, davon rügen und rächen, wie das obige ahnden. — Gespart (V. 5092) ist nicht zunächst von sparen, sondern von sperren, wie gelahrt, gesandt. — bevilde, Bestattung, kömmt wohl von befehlen, nämlich der Erde, und gehört zu dem Isl. fela, Dän. fiele verbergen (hehlen), bewahren; daher auch fehlen, mangeln. Bey Ulfilas: usfilhs, Begräbniß; v. filhan, begraben und befehlen, und filgan, verbergen (franz. fouler, fouiller). bevilt ist nicht beträgt, sondern: dünkt zu viel, zuweilen auch fehlt, mangelt. — biderbe, zeigt in dieser Form seine Abstammung von turren, dürfen, Niederd. derwen, wagen, also einerley mit derb. Isl. diarfur, Schwed. djerf (davon djerfvas, sich erdreisten) und dän. diärf, kühn, keck. Das alte bederben, nützen, ist der Gegensatz von verderben. Darben, bedürfen, dürftig seyn, gehört auch dazu. Pers. tarbu, vestis densa. — Von bieten hat das Präs. nur im Sing. biut (beut), im Plur. wieder bieten (V. 1269. 8171.). — Birt seyd, setzt einen zwar nicht vorkommenden Infinitiv biren, seyn, voraus: andere Formen nur davon sind: war (das waren voraussetzt; Schwed. vara, Isl. vera, dän. vaere; unser währen und werden), und was von wesen (wieder wie küren und kiesen); desgleichen, ohne den Hauch: Isl. er, ist, Engl. are sind; und wieder s für r, Niederd. is, ist (esse), wovon si, sey, seyn vielleicht eine bloße Umkehrung. Birt, trägt, gebiert, gehört ursprünglich auch zu demselben Stamme. — Das Präterit. beit, von biten, hat im Plur. wieder biten wie riten von reit. — blide, freundlich, ist auch Isl. Dän. und Schwed. blid; Angels. und Engl. blithe; Niederl. blyde. — Von bozen, pochen, ist Ambos, bosseln, und das Franz. *pousser*. Eine andere Form ist botten, batten, wovon battre, bataille. — In der Wap-

pensprache wird noch immer Bracke für Hund gebraucht. — Von bresten, gebrechen, ist noch bresthaft, der ein Leibesgebrechen hat, also die gewöhnliche Schreibart preßhaft unrichtig. — brunne, Panzerhemd, Genit. und Dat. brünne; Angelſ. gehryngrd byrn; Altfranz. brunie, brugne. — Bey dem Buhurt theilten sich (nach den altfranzösischen Romanen) die Ritter in zwey Scharen, eine äußere und eine innere: Tiost dagegen ist das paarweise Lanzenbrechen, Zweykampf; Isl. und Dän. dyst. das mittl. Lat. dextrarius, Ital. destriere, Altfranz. destrier, ritterliches Roß, das von dextra abgeleitet wird, gehört vielleicht hieher. Daß die Isl. burt-reith wirklich auch ein Turnier ist, zeigt Halfdans Branafostra-Saga, Kap. 17. wo auch burt-staung für Lanze. Vgl. Nyerup's hist. statist. Schilderung von Dänemark und Norwegen, Thl. 1. S. 179. — Chebse, Kebsweib, entspricht dem Nord. kiaepsir oder kefsir, Knecht, Unterthan, dessen Beyschläferin kiaeps-vif, Kebsweib hieß. Nach Verelius von kopsast aliena sequi et appetere. Altd. verkepsen, verwechseln, verlassen. Angelſ. cifese, cyfese, Kebsweib. Vielleicht von kaufen im alten Sinne für erwerben überhaupt; Angelſ. ceapan und cepan, kaufen und erwerben, wovon ceap-cnight, Mieth-Knecht. Lat. mancipium, manceps, Kauf, Eigenthum, Sklave und Sklavin. Span. manceba, Beyschläferin, und *mancebo*, Jüngling und Lehrling, mercenarius, (*capere*, kaufen und geben ist Ein Wort). Demnach wäre Kebsweib gebildet, wie Hure, von heuern, Engl. *hire*, Holländ. hure, vermiethen; und wie *meretrix* von *merces*. — Die chouflíute sind also auch nicht bloß Kaufleute im jetzigen Sinne, sondern überhaupt Erwerb- und Gewerbstreibende Leute, auch Handwerker. — chiesen ist küren, Niederd. kören, noch in erkoren, Kurfürst; wie quaero, quaeso, Franz. *choisir* (alt auch für schauen). — chradem, Lärmen, zunächst von krähen, alt kreien, wovon kri, krei, kreidon, Feldgeschrey, kreier, Herold (κήρυξ von κράζειν); mittl. Lat. crida, cridum; Ital. grida, Geschrey; Isl. grata, graeta; Dän. graede; Schwed. graota, weinen; Franz. crier, und unser schrien, schreien, kreischen, kreißen. Diese Bildung der Hauptwörter auf em findet sich nur noch in ludem, gadem, brodem, odem, swadem. Sie ist wohl ursprünglich eins mit der auf en, womit sie auch wechselt: oden. — Choste, Kost, Köstlichkeit, v. chiesen; wie Isl. kostr, Wahl, (Willkür) Vermögen, Beschaffenheit, Kost: köstlich entspricht also delicatus. — Chraft hat im Genit. und Dat. Sing. chrefte. — chulter, von culcitra. — Quam, wie noch im Niederl. ist eigentlich das Präterit. von quemen, welches wir noch in be-

quemen (convenire) haben. — chunne (Span. alcunna), Geschlecht und Abkömmling, besonders weibliche, wie das dazu gehörige kind und chone, Frau. Eben so Isl. Kyn, Kyni, Geschlecht (Genit. als-konar, aller Art), kynd, Kind, und kona, Frau, qvan, Königin (Angels. cwen, Engl. queen), qven, qvon, qvinna, Dän. kone und qvinde, Frau, Weib (qvind, Hure; Engl. quean), Schwed. quinna, Weib, kona, Frau (jetzo Hure). Ulfil. kuni, Geschlecht und qvino, Weib: davon dann auch das Isl. konr, Abkömmling, besonders edler, und König; konungr ist davon abgeleitet, Schwed. konung, Niederl. koning; zusammengezogen Isl. kongr, Dän. konge, und unser König; Pers. kaan und Chan. Chun. kühn. (Pers. kaw.) heißt also eigentlich auch edel, von Geschlecht, von Geburt (ingenuus). Vgl. V. 7729. Auch das alte chunder, kunder, Wunder, Ungeheuer, Ausgeburt gehört hieher, Pers. gunn, species (γενος, genus: Altd. chunne, Engl. kind); Arab. giuni, genii. Von Thiernamen sind dieses Stammes Kuh, Hund (Κυων, Köter), Slaw. kon, Pferd; vielleicht auch Huhn und Hahn, dem das Isl. hun, hann, sie, er, entspricht. Pers. auch khun, sanguis (χυμος?). — Dagen, Isl. thegia, schweigen, stimmt ganz mit tacere und wird mit doppeltem Accusativ verbunden, wie helen und leren und celare und docere: von decken, tegere. Dazu gehört tougen heimlich, und dagen ist vielleicht mit tagen einerley, wie das alte tougeni Myster., auch Offenbarung (Apokalypse), Entdeckung, bedeutet. Pers. tanha, secretum. — Danch, Wille von denken, gedenken, wie das Isl. thocki, Wille, und thöki, Dank, von thykia, däuchten, dünken, denken, und umgekehrt das Franz. gré von gratia. — In deheiner und deweder ist das de wahrscheinlich ein der; derweder kömmt auch vor, und Niederl. und Niederd. ist de (Engl. the) zugleich der und die, wie im Niederl. wie für wer. — Der für er in derstorben, derchorn ff. ist noch in den Mundarten, und mit ver, vor und ur eins, wie zer mit zu. — Deste, findet sich auch des de und des do geschrieben, und scheint do für da zu seyn, also expletiv: deß, deßhalb, da. Aber wie do und da überhaupt, so ist es auch hier eine Flexion vom Artik. und Pronom. der, und die ältere Form de eigentlich ein elliptischer Dativ von das (wie Isl. thvi von that; Ulfil. thev. thata, duthe, darum; bey Otfried bi thiu, deßhalb; in den Nibel. davon, deßhalb). Ganz sichtbar ist dieß auch bey des, deßhalb, welches der Genit. von das ist, der auch, alt, allein für desto, gebraucht wird: des baß. Eben so der Isl. Dat. thvi, wie der Lat. eo, für desto. Deste, desto ist also nur eine verstärkte, pleonastische Zusammensetzung, und

ursprünglich der Genit. und Dat. desselben Wortes. Die andere alte Form dester ist ein dunkler Komparativ, weil dieses Wort immer noch einen anderen Komparativ bey sich hat, also ähnlich dem mehrere, letztere. Andere elliptische Formen und Kasus von das sind ursprünglich auch die Konjunctionen daß, dar, dann u.s.w. — diche, oft; wie das Ital. spesso vom Lat. spissus. — diemuotich, demüthig, hat Rec. auch schon abgeleitet von diet-mutig, gleichsam Volksmuthig, popularis, wie leutselig, herablassend: doch ist ihm nur in Ottokar's Reimchronik, Kap. 688. die Form ditmutiglich vorgekommen. Hieher gehört dann auch wohl deutlich und das Engl. dutch. Das Wortspiel dietrichs mit seinem Namen (V. 9392.) kömmt auch in der Ravenna-Schlacht einigemal vor. — do wird immer nur von der Zeit und dem Grunde gebraucht; da nur vom Raume, wie wo uud wa. — drate, rasch, bald; wohl von draehen (Präterit. drate) drehend fliegen, wirbeln. — durchel, durchlöchert, von durch, hat nur wenig ähnlich gebildete Beywörter: übel, frevel, michel und lützel. Ulfil. thairh, durch, und thairko, Loch. — Zu eche, Ecke, gehört auch Axt, Age, Achel (Aehre). — ein, V. 542 ist nicht darinnen, sondern eine, und eine, V. 501 ist das einfache alleine. — Von ellen, Kraft, stammt auch Ellenbogen und die darnach gemessene Elle. — ellich (Kl. 4391.) ist nicht von all, sondern von ê, Ehe, Bund, oder von ê, eh', im Sinne von ie, je, wie jeglich. — en ist eine tonlosere Form von an, in; vgl. oben be: eben so ist das Präfixum en eigentlich an, wovon ent, und enp (vor den Wörtern auf f: enpfüren, entpfesten, wie empfinden) nur andere Formen sind: mit der Bedeutung ist auch hier der Ton abgeschwächt und verändert, obwohl er manchmal noch wieder hervortritt: antvang, untpfang, Empfang; wie antlitz, (Isl. alit u. andlit; Schwed. anlete). — entwesen, heißt nicht, aufhalten, sondern, nicht-seyn, ohne-seyn, entbehren, und wird auch mit dem Genit. verbunden, daher V. 9397 mit der St. Galler Handsch. es ('es, des) für iz zu lesen ist. — Erburt, empört, ist Präterit. von erberen. — erbeizen, das eigentliche Wort für Absteigen vom Rosse, gehört wohl zu beißen, beizen, eindringen, fressen (wie bitter, scharf, vom Niederd. biten); daher Beize, Jagd, Hetze (Isl. beita transit. von bita) und die Redensart ins Gras beißen. Franz. baisser, v. bas, basso, mittl. Lat. bassus (in Griech. Gloss. übers. παχυς, besser viell. βαθυς): unser baß, stark, tief. — Erbiben ist das Intransit. v. erbeben; wie unser erschrack eigentl. das Präterit. v. alten erschricken. Für erschrachte (V. 9388. intransit.) kann man erschrach lesen, wie V. 4096. 8809, und die Münchner Hds. in allen drey Stellen

lieset: obgleich in denselben die St. Galler, und in der ersten auch die Hohen-Emser 1. jene transit. Form hat. Auch kömmt öfter die transit. Form für die intransit. Bedeutung vor, z. B. erwagete (V. 8302.), und umgekehrt, erwach (V. 8985.) — Eben so ist erlasch nicht Prät. v. erleschen, sondern von erlischen. — ernslichen, ernstlich kömmt wohl von arnen, streben. — ersmielen, ist nicht schmählen, sondern gerade das Gegentheil, lächeln: Schwed. smila, Dän. und Engl. smile; schmeicheln könnte dazu gehören. — Ervar ist nicht sowohl aufgeregt, als verfärbt, entfärbt, vor Schreck; von dem alten var für farb, farben, und er für ver; Niederd. verfären, Holländ. vervaaren, Dän. förfaerde, erschrecken. Gewöhnlich leitet man es von Fahr, Gefahr ab. — Ervollen ist erfüllen, vollbringen, sättigen. — Erweinen, als Transit., kömmt auch vor im Titurel, Kap. 39. (St. 5714). und Jenaer Meistergesangbuch, S. 12. St. 41. Eben so grätta, weinen (grata) machen in den Edda-Liedern (v. d. Hagens Ausg. S. 24.). — Erwinden ist unserem sich unterwinden entgegengesetzt; Isl. und Schwed. vinna, streben, gewinnen — Et, ot ist ursprünglich wohl eins mit iht, icht; daher auch ichtewas und ichteswanne für etwas und etwann. Ganz dasselbe ist, und ähnlich gebraucht wird das Isl. ed; vgl. zu sumelich, — Floitieren (V. 6077) ist nicht Flöte, sondern Flöten, das Zeitw. — Für flöwen, ziehen, kömmt auch, flehen, flöhen vor; es scheint das Transit. v. fliehen. Isl. flaga, Schwed. flaa, Dän. flaae, Engl. flay, flea, abziehen, schinden. — Zu freis, Schauer, gehört auch Frost, Niederl. vreezen, fürchten, und vriezen, frieren; daher Frisland, frisch u.s.w. Pers. frashidan, fremere. — Freischen, vernehmen, ist nur das umgekehrte forschen. Bey Ulfil. fraisan, versuchen. Isl. fretta, fra, fregna (fragen); Schwed. fresta, Dän. friste, Pers. harashidan, rogare. — friedel, anderswo auch vridil, friudil, ist nicht eine Abkürzung und Verkleinerung von Sifrit, sondern ein altes, allen germanischen Sprachen gemeines Wort: Isl. frithil, Geliebter, und fridla, frilla, Geliebte, Buhle (Altd. fruidilinna, friedelin); im verächtlichen Sinne noch Schwed. *frilla*, Dän. frille. Von freien, Niederd. frien, Niederl. vryen, Schwed. *fria*, Dän. frie, Isl. fria, fryia, (vgl. Glossar. Eddic.), Ulfil. frijon, wovon das Partic. frijonds, Isl. fraendi, Schwed. und Dän. fraende, Niederl. vriend: unser Freund, alt vriunt, in der St. Galler Hds. öfter vriwent (ganz wie Feind, Altd. vient und viant, v. fia, hassen), im alten Sinne auch Geliebter, (altfranz. ami), und friundelin, Geliebte, wie amicus von amare. Zu demselben Stamme gehört das Isl. fridr,

frinnr, schön, schmuck, stark (unser altes freidig?), fridr, Liebe und Friede, Freya, die Göttin der Liebe und Schönheit, Frau (auch das alte Fron, Herr?), unser freuen, Freude, froh, frei, und das Isl. frodr, prudens. — frumen, frommen, fördern, schaffen, vom Isl. framm, vorwärts, Angelf. und Schwed. fram, Engl. from, Dän. frem: daher unser fremd, alt auch fromd, eigentlich Particip. von frumen. — Das Fürbuge hielt den Sattel besonders beym Lanzenstoß, und das Zerbrechen desselben entschuldigte den Fall, V. 6452. vgl. Apollonius von Tyrland, S. 290. b. (V. 19006). — Gahen verhält sich zu gehen, wie zogen zu ziehen. — Gahes ist eigentlich wieder ein Genit. wie jählings, eilends, und etwa Fußes, Schrittes ausgelassen. — Garten ist nicht Präterit. von gurten, sondern von garen, d. i. gar (gahr) fertig machen. Eine andere Form ist garwe, gerwe (wie varwe von var), und davon gerwen, gerben (gahr machen), und Garbe. Gar ist dann auch das Stammwort zu gart, gurt. — Gebaren für sich gebärden (von bären, wie gestus von *gerere*) ist noch Schlesisch und Oberd., und hat Göthe. — Von Gebände ist auch Ital. *benda*, *bindello*, Kopfbinde, Kopftuch der Nonnen. — Gebouwer, Gebäuer, ist nicht männlich, sondern geschlechtlos, wie alle Kollektiven. Eben so gebuoze. — Gegensiedel ist besonders der dem königlichen Sitze gegenüber stehende Hochsitz: wie in den Altnordischen Sälen, vgl. Gualaugs-Saga, S. 164, und die Abbildung dabey. — Gehugen, gedenken, gehört zu hägen (Hag, Hecke), innerlich hegen, sinnen; daher behagen, und der Name Hug, Hugo, Hagen (ab Indagine). Ursprünglich eines mit haben (alt, auch im Sinne dafür halten, wie habere), wie das alte eigen, heigen, Altfries. agen, hagen, und haben, und die deutsche Aussprache Kopenhagen für Kiöbnhavn (Hafen) zeigt. — Gelezze ist nicht so wohl Anstand, als überhaupt Aussehen, von lazen, erscheinen, sich anlazen, auslazen. — gelpf ist nicht eigentlich falsch, sondern übermüthig; von gellen, alt gelfen, schallen, welches, wie bellen, belfern und hallen, auch dazu gehört. Isl. gala, gella; Schwed. *gala*, *gaella*; Dän. gjalde; bey uns in Nachtigall (daher vielleicht auch *gallus*) Niederl. bellen, schellen, klingeln, und bassen, baffen, bellen, Niederd. blaffen. — Genade ist eigentlich Neigung, von nieden, genieden, oder noch einfacher von nah, Isl. na, davon na, nahen, und nad, Gunst, Ruhe; Schwed. naode, Dän. naade: unser genaden, sich neigen; die alte häufige Redensart: die Sonne geht zu Gnaden; neigen ist auch nur eine andere Aussprache desselben Wortes. — Genaren ist nicht

das Präterit. von genesen, sondern von generen, welches freylich denselben Sinn hat, und auch dasselbe Wort ist. Das einfache neren (nähren) ist aber das Transit. zu genesen. — Bey geniezen ist die eigene Bedeutung des Participe genozzen, V. 3742, übergangen: es ist ein Jagdausdruck, den der treffliche Frisch aus Flemmings Teut. Jäg. S. 259 also erklärt: »Genüsse des Leithundes, wenn man ihn etwas vom Hirschen genießen läßt, als worinnen Schweiß (Blut), oder die zerschnittenen testiculos, oder etwas vom Halse.« Vergl. Gottfrieds Tristan V. 2916 u. s. w. — genote, heftig, eifrig, sehr, ist gebildet wie gedrange, gestrenge, geringe, und das alte gezite, zeitig, und gehört, mit not, Arbeit, Noth, zu nieten, genieten (sich), sich befleißen (Lat. niti), ergötzen. Not ist aber eigentlich die Verneinung von od, ot, leicht (bey Otfried), Niederd. noch öde, leicht; Isl. aud (öd), nur in Zusammensetzungen, z. B. aud-miukr, Schwed. *oed*-miuk, Dän. yd-myg, Altd. ot-muatig, otmütig; Holländ. ootmoedig, Niederd. Ood-mödig, demüthig, facilis: ursprünglich ist dieß aud, od, wol eins mit dem Hauptwort, Isl. audr, Vermögen, Reichthum, facultas; deutsch nur noch in Allod, Kleinod, und im Gegentheil Oede, Ein-öde, öde; Isl. audr. Vom Niederd. öde, leicht, auch wohl das Märkische öt, öte, von Mädchen, geziert, subtil. Die Verneinung ist nun Isl. anaud, Gefangenschaft; unodi (bey Otfried), schwer; Niederd. unnode, schwer; ginote, genote, schwer, heftig. — Ger, Speer, ist eines Stammes mit Wehr, *guerra*, *guerre*, daher Germanen. Es bedeutet überhaupt das spitz und schräg auslaufende, keilförmige (vergl. Ort): daher auch der geren, vom Weiberrock, eigentlich der durch Keile und Falten nach unten erweiterte Umkreis desselben; im mittl. Latein. *sagittae* vel *gerones*. In der Schweiz heißt die Gehre noch eine Gabel, womit man große Fische sticht; deßgl. der Hausgiebel und Schiffschnabel, und gehren, schräg schneiden. (s. Stalder.) Vielleicht gehört quer hieher. — Gestraht, ist das Partic. von gestrechen, strecken, straff machen. — Geswichen (V. 8845.) ist das Partic. von swichen, weichen, im Stich lassen; Isl. svikia, Schwed. svika, Dän. svige, täuschen, trügen, wo es auch mit dem Dativ verbunden wird; daher swach (V. 747., 9568.) falsch. — Getelingen, Gefährten; Oberd. noch göti, götel, göteling, Pathe: von dem großen, eigentlichen, selber Stamm und Abkunft bezeichnenden Stammworte aet, atta, Vater, — Got, Gut, Tot etc., dazu auch Gatte, sich gatten, gesellen. — Gevelle ist nicht Fall, sondern Gefälle, Abhang. — Gezouwe, Rüstung von zouwen, eilen (zogen) ist gebildet, wie geverte, gereite

und gezeug. — gezemen, zemen, ziemen, wird außer der gewöhnlichen Verbindung mit dem Dativ (es ziemt mir), auch als ein regelmäßiges Activ gebraucht: ich zieme, d. h. ich habe Fug und Grund zu etwas, V. 4658. 6217. 6810. Kl. V. 590. vgl. V. 7073. 7159.— Git ist nicht sowohl von geben als von dem alten gen, in Schwaben und der Schweiz noch ge, gä, gibe, Gabe: auch bey Ulfil. giba. — Gige, Geige, hängt vielleicht mit dem Franz. *gigot* (Schinken) zusammen, wegen Aehnlichkeit der Gestalt. — gouch, Gauch, Geck, hat hier zugleich Beziehung auf die bekannte Unart des Kukuks, daß er seine Jungen von der Grasmücke ausbrüten und aufziehen läßt, und bedeutet s. v. a. Bastard. Diese doppelte Bedeutung, Kukuk und Gauch, hat auch κοκκυξ, cuculus, Isl. gaukr, Angels. geac, gaec, Engl. gawk, Schwed *goek*; und Altd. Gauch: Fischart, aller Praktik Großmutter: »die Geuch werden im Feld fliegen, aber in der statt gehen.« Die Dänen unterscheiden gjög und gjäk, Niederl. koekoek und gek. Da nun koekoek auch einen Hörnerträger bedeutet, so ist wahrscheinlich, daß cocu, Altfr. coucoul, Engl. cuckold, mittel. Lat. cucullus, dasselbe Wort, und Hahnrey (welches Wort erst im 16ten Jahrhundert vorkommt) ein Mißverstand von cocu (coc) ist. Genauer nannten die Römer ihn *curruca*, Grasmücke. Eine üble Vorbedeutung ist der *cuculus* in Warnefridt gest. Longob. VI. 55. — Gra und bunt: bunt ist noch im Niederd., wie bont im Holländ., für Pelzwerk gebräuchlich: und da im Altd. bunt auch nur in diesem Sinne von buntem Pelzwerk vorkömmt, so ist Frisch's Ableitung von *Pontus*, woher man damals, vor dem unmittelbaren Verkehr mit dem nördl. Asien, dasselbe bekam, ganz annehmlich; zumal da bekanntlich das Hermelin, mustela erminea, seinen Namen von Armenien hat, obwohl es dort eben nicht zu Hause ist, und es auch *mus Ponticus* hieß. Merkwürdig ist nun die ganz ähnliche Verbindung im Altfranz. fourures de *gris* et de *vairs* (Le Grand, fabliaux, T. III. p. 113.), welches *vairs* im Mittl. Lat. *vares*, *varii*, nach Jul. Scaliger, de murib. *Ponticis*, zum Aristoteles, eine Art derselben, die nur am Bauch weiß, am Rücken schwärzlich ist. Die Veergares in des Benjamin Tudelens. itinerar. (um 1173) erklärt *du Cange* durch *vairs gris*. Eine andere Form ist *vaius*, wovon noch das Ital. *vajo* (und unser vehe, fehe, welches alt überhaupt bunt (wehe, zierlich, schmuck, gehört vielleicht auch hieher), eigentlich aber buntes Pelzwerk bedeutet. Daher noch weiße Fehe oder Fehwamme, von dem weißen Bauche, und schwarze Fehe oder Fehrücken von dem schwärzlich grauen Rücken dieses Thieres. Bunt ist also dem Sinne nach ganz einerley

mit *varius*, *vairs*, *vajo*, vehe. Gra, Grauwerk scheint aber nicht sowohl die eine Art dieses bunts oder Fehe's zu seyn, als das Pelzwerk von den im Winter grau werdenden Eichhörnchen, besonders den sibirischen; mittl. Latein. *Grisia* vel *varia*; de *grisio* seu *vairo*; *varia griseaque* pellicea; pelles *grisiae* et *variae*; de *griso* seu de pellibus *grisis*. Franz. noch petit *gris*, Grauwerk. — Guote liute (V. 4258.) sind wohl nicht Gutsherren, sondern Geistliche, Mönche, besonders die barmherzigen, mildthätigen der milden Stiftungen, für Kranke, Fremde u. dergl. In der Schweiz sind guote lüte, besonders mildthätige, gastfreye Leute. — Wie halsberge (Isl. auch halsbiorge) und beinberge, findet sich im Isl. auch nefbiorg, Nasenberge, Vordertheil des Helmes (Visir), für Helm überhaupt, wie halsberge für Panzer — Unserm halt enspricht das Franz. *tiens*, *tenez*, das eben so, als Auffoderung zur Aufmerksamkeit, in die Rede eingestreuet wird. In Schlesien hört man auch ganz vollständig: gelten Sie. Unser dafür halten (alt auch haben, wie habere) hat dieselbe Bedeutung. Eben so ist das mein, das in manchen Gegenden so eingeworfen wird, wohl von meinen, der Imperat. oder die erste Pers. Präs. (wie waehne, waehn') Vergl. V. 7766. — Es ist nicht einzusehen, warum hantwerch, wie die Münchener Hds. liest, eine falsche Lesart seyn soll, für antwerch, welche letzte Form zwar häufiger, aber doch offenbar aus hant gebildet ist. Im mittl. Lat. wird es wörtlich durch *manuficium*, *χειρόεργημα* übersetzt, und noch jetzo heißt in der Lausitz der Rammblock das Handwerk. Die Form antwerch ist nur aus Verwechselung mit dem alten ant- ent-werken, zerstören, und antwerk, Zerstörung, welche durch jene Handwerke, Kriegsmaschinen, bewirkt wurde. — ze hant, behende, ist wie das Franz. maintenant, oder stehendes Fußes. Von hant ist auch das Altfranz. hanter, hantement, Behandlung. — Harte für sehr, ist auch Isl. hardla, harla (nach Ihre, auf Runensteinen harda), und Span. *harto*. — In heimuot (bey Ulfil. heimoth) Heimat, ist noch ein Ueberbleibsel der alten tonvolleren und bedeutsameren Aussprache, für Heimde, wie es jetzo in manchen Gegenden auch lautet, und gebildet, wie hemde (Isl. hamr, Dän. ham), alt Hemede, das alte und Niederd. erbermede, Erbarmung, und in schärferer Aussprache, Fahrt, Nothdurft, und Gift (von geben): eben so bey Ulfil. gahugda, Gedächtniß, meritha, Ruhm, thaurts, Durst, gabaurth, Geburt; Isl. haed, Dän. Höjde, Höhe, ferd, Fahrt, Gift, thurft. Das d und t in diesen Endungen scheint verwandt mit dem t im Partic. (daher das alte geworhte, Gewirke, wie noch in der Schweiz bachete, Gebäck, und auch

das häufige Augment in den übrigen geburt, geschicht). Auch das t im Nord. und Niederd. Artikel gehört wohl dazu, deßgleichen et, iht, ot, od, ursprünglich selbstständige Wörter (vergl. genot) wie heit, das dem Lat. tas und do entspricht. — Für hemdebloz liest die St Galler Hds. zwar auch hende-bloz, doch ist jenes schöner und bedeutender, und auch gewöhnlicher gebildet, vergl. V. 5496. Kl. V. 1931. Im Dän. findet sich barhaendet, mit bloßen Händen, und barsaerk, Isl. beserkr, bloß bis aufs Hemde, näher unserm baar-fuß, baar-haupt. — Hofscheit, verkürzt aus Hofischheit, liest auch die St. Galler Hds., und muß bleiben: es ist eine harte Form, wie hobisch, hübsch. — Hoher, höher, für weiter, ferner, erklärt sich durch das noch gebräuchliche hohe Meer, Höhe des Meeres. — Hort hat den dopelten Sinn von Reichthum und Trost, wie Schatz und Schutz dasselbe Wort ist, und ist nahe mit gart (hortus, χόρτος) verwandt. Bey Ulfil. haurda, Isl hurd, Thür; huod, Schatz, und huzdjan, Schatz sammeln, bey Ulfil., gehören auch wohl dazu. — Ein Uebergang zu hulst, Hülle, ist Hülse. — hurten und hurdiren für bohurdiren, findet sich öfter im Apollonius V. 17787. 17852. 19790. — Für iacht (V. 4624.) liest die St. Galler Hds. auch iaget. — Für iaria liest dieselbe Hds. iara ia, welches auch im Apollonius, S. 289. a. (V. 18902.) vorkömmt, und deutlicher das wiederholte ia, als Wehruf (V. 3969.), zeigt. — Anstatt iht ist Niederd. noch ichts und ichtens, was eigentlich der Genit. davon ist, wie unser nichts von niht. — Wie unser inbizzen, Imbiß halten, ist im Isl. snaeda (schneiden) speisen. — Inder, indert, irgend, ist entstanden aus ie, iene, ienen, iender (welche Formen alle vorkommen) wie itzund, itzunder, aus iezu. — iteniuw, wieder neues, ließe sich erklären als eine Verkürzung von nitnew, was bey Ottokar, Kap. 85. 123. und öfter vorkömmt, so wie Kap. 126. das Zeitw. nitnewen, erneuen: nietneu, das noch gebräuchlich ist, wäre demnach ganz unser nagel-neu, auch span (spangen)-nagel-neu (alt »Span new« s. Kochs deut. Lit. Gesch. II. 324. Isl. spanyr, übers. Verelius spillerny), und funkel-nagel-neu, und die Anschauung wäre von blankem, neuem Geschmeide, Rüstung und Geräth hergenommen. Vergl. 7834. Dennoch scheint dieß Wort mit itewizzen, wiederholt vorwerfen, verwandt, so wie mit einigen älteren: itlon, Wiederlohn, Vergeltung, (bey Kero und Tatian), itporan, wiedergeboren, itaruchit, wiederholt, in Gedanken, von ruchen (bey Willeram und in alten Glossen). Besonders findet sich auch im Angelsächs. eine Reihe von Wörtern mit aet, aed, ed, welches ebenfalls die Bedeutung des

lat. re hat, und einigemal mit unserm er übereintrifft: edcenned, wiedergeboren, (unser chunne), geedcvicod, wiederbelebt (erquicket): und so auch edwit, edwiten ganz unser itewizzen, Engl. noch twit; und edniwian, erneuen. Es könnte also nietneu wohl eine sinnvolle Verwechselung sein: wie etwa das noch gebräuchliche lidlon vom obigen itlon. Dieß it scheint aber nicht sowol mit iht, et verwandt (obgleich Angels. auch edwist, substantia, etwas), als mit dem Schwed. *aoter*, Dän. atter, unser wieder (Lat. *item*, *iterum*, *iterare*). — isrin, eisern, setzt ein altes Hauptw. iser voraus, wie es noch im Niederd. lautet; bey Ulfil. eisarn, und adj. eisarneins. Gewöhnlich ist isen, Eisen, wovon auch alt isenin vorkömmt. — Mit dem Lande zu Kyben sind wohl schwerlich die Cumanen vom Kuban gemeint, sondern Kiow, Kiew, die Hauptstadt in Rothreußen und damals noch der Sitz der Großfürsten, denen alle andere russische Fürsten unterworfen waren (v. 900 — 1238). Bey den Byzantinern heißt sie κιοβα, bey Eggehard, kitawa und Cuiewa. Die St. Galler Hds. liest Chiewen richtiger als Kyben. *Helmoldi Chr.* Slav. I., hat Chue, die Hauptst. von Chunigard, d. i. Rußland, wo früher die Hunnen gewohnt. Sonst findet sich um 900 auch eine Stadt Keve in Ungarn, gegen Mähren hin; vergl. die Krusische Karte. — lanch-libe ist nicht lebenslang, sondern langlebend, ganz wie das Isl. langlifr und langlifi, Lang-Leben. Eben so ist langraeche ganz das Isl. langrakinn, lang-rächend. Beyde Wörter sind gebildet, wie schon bey Ulfil. dedja, Thäter, wartja, Wärter, wohl noch Wart, wie Herzog (von zogen), und besonders wie noch jetzt in Schwaben und in der Schweiz Rathgeb für Rathgeber. — Dem Oberd. laz, müde, entspricht wohl das Niederd. lat und Niederl. laet, spät; beydes von lassen, laten; eine andere Form lässig. Von lat ist auch der letzte, Alt letste, lesle. Pers latah, vetus. — Von lit, wie noch im Niederd., ist Glied, eigentlich das Kollektiv, alt: das gelide. — leich ist nicht geschlechtlos, sondern männlich (Tristan, V. 3466). Das dabey angeführte Isländ. lay ist wohl ein Irrthum. Zunächst verwandt ist aber das Isl. leikr (Schwed. leek, Dän. leg) Spiel, auch Kampfspiel; leikari, Spielmann (leiksmadr, lustiger Gesell. Wilkina-Saga). Das Franz. lay gehört näher zu unserem lei (noch in mancher-derlei), welches freylich durch lich, leich (in ge-leich, gleich, Niederd. lik, Engl. like) mit jenem zusammenhängt. Desselben Stammes scheint das Isl. lag, Weise, lög, Gesetz, (leggia, legen, setzen): wie Gesetz, Lied, Strophe, bey den Meistersängern, νομος, Gesetz und Weise; und das Holländ.

wette, Gesetz, eins mit vitta, vittea, Alliterazionssatz, welches letzte Wort schon vor dem Prolog zu der von Ludwig dem Frommen veranstalteten sächsischen Bibelübersetzung in Versen, als Kunstausdruck zur Zeit des heiligen Bonifaz vorkommt, und mit unserer Weise, Isl. und Schwed. visa, Dän. vise, Holländ. wyse verwandt ist: so wie es auf die Indischen Veda's und die Nordische Edda hinweiset. — Mage, V. 6726 ist nicht Zucht, sondern der Genit. Pl. von mach, Verwandter, Blutsfreund; und der Sinn ist: sie (Dietlinde) ist von hohem, edlem Geschlechte. Eben so ist magenkraft, majestas, eigentlich Menge, Höhe der magen, und gemeit, (gemagt) und magetlich, von einem Zeitw. magen, Mage haben, d. h. hohe, berühmte: also wie edel und kühn (v. ått und chunne), die Geschlechter (Patrizier) in den Reichsstädten, und wie man noch schlechthin sagt von Geburt. Vergl. oben zu barn. Ueberhaupt kömmt mage als ein weibl. Hauptw. und in jenem Sinne, nirgend vor, und magezog ist nicht Zuchtmeister, sondern wörtlich Kinder-zieher (παιδαγωγός); wie her-zog, Heerführer. Mage sind Verwandte und Kinder beydes Geschlechtes; maget, meit aber, wie noch, Magd, Maid. Galisch mac, Sohn; Pers. madah, feminina. Ulfil. magus, Knabe, und magath, Jungfrau. Eben so, Isl. man (neutr.), Magd und Knecht, besonders aber Jungfrau; und madr, älter mannr, Mensch überhaupt, besonders aber Mann, wie junger Mensch nur von Männern gebraucht wird, dagegen das Mensch nur von Weibern: Mensch selber ist eigentlich das Adject. von Mann (männisch), wie Isl. mennskr. Das Stammwort ist machen, mögen, Isl ek, må, Präs. v. mega, mögen; Engl. may, Isl. magn, megin, Stärke, Macht. Dahin gehört auch unser altes michel, Ulfil. mikils, Isl. mikill, einfacher megn, Schwed. mycken, Engl. much, (Angels. mickel), Niederl. mooi, Span. mucho, Lat. mas, magnus, Gr. μέγας, μέγαλος. — maer, maere, ist nie weibl., sondern immer geschlechtlos: wo es mit die steht, ist es die Mehrzahl. — mehte ist der Conj. für möhte, möchte (Engl. might von may); maht (V. 417) ist für magst, wie sollt für sollst. — mein, Trug, ist nicht weiblich, sondern männlich, von meinen, minnen (Isl. und Schwed. minna, Dän. minde, gedenken), wie mentiri von mens (monere), μενος, (Pers. mana, opinio; Angels. gemynde, Engl. mind, Geist)- und wie das obige ahnden und rügen. Umgekehrt im guten Sinne, ist unser Minne, Isl. ast (anst, Gunst) von unna (gönnen), das auch im bösen Sinne gebraucht wird; ebenso Dank von denken, ge-

denken. Kourag v. Würzb. gebraucht mein auch im guten Sinne: mit herzeklichem meine. S. Trojan. Krieg, V. 15445. — Meisteil ist eine Zusammenziehung von meist teil wie leiste von leist'te. — Die mettine ist die erste der sieben Tagezeiten oder hora's, und die vesper-zit (V. 3269) die vorletzte. — mitternacht ist eigentlich ein absolut. Genit. (wie eines Tages), woraus wieder ein Nominat. geworden ist. — molte, Staub: Isl. mold, Staub, Erde, Dän. muld, davon moldvarpa, Maulwurf. Von der andern Form malmen ist bey Ulfil. malmo, Sand; unser altes melm (Göthe hat einmal mulm). Der Mehlthau, den Hr. A. hiebei anführt, nach der gewöhnlichen Ableitung von Mehl, ist schon von Gräter, im Bragur, I. 202. bedeutsamer abgeleitet vom Isl. mel, Gebiß (weil es von den Zähnen gemalmet wird), und daugg, Thau, weil nach Vafthrudinsmal, St. 14 und Snorri's Edda, Fab. 8. der Nachgöttin Nott Roß Hrim-faxi (Thau-mähne) jeden Morgen die meldropar (Tropfen vom Gebisse) fallen läßt, wovon der Thau (davgg) komme. Dieß bestätigt das Eddalied von Helgi, Hiorvarths Sohn, S. 29 (v. d. Hagens Ausg. S. 10.), wornach der von den Mähnen der Rosse der Valkyren triefende Thau das Jahr fruchtbar macht. Uebrigens ist dieses malen, malmen (Isl. mala, mola, mylia: daher Thors Hammer Miolnir, malleus. Pers. malidan, molere), verwandt mit mählen, sprechen (Isl. maela, Russisch, molitsia, beten; auch μελος?), noch in Gemal (Verlobten) wie sägen mit sagen (serere und serrare), und das alte spel, Erzählung, mit spillen. Auch mahlen (pingere) von mal (Isl. merki, was dasselbe Wort, unser Mark), Zeichen, Merkmal, gehört dazu. — Moune, der Mayn: so heißt in Urkunden (s. Chron. Gottvic.) der alte Mayn-Gau Moingowe, Meunegouwe. »Franckfurt uff dem Meüne« in Urk. v. 1332. *Schöpflini* Alsat. dipl. II. 283. — Misenburch, Ungarisch Mosony, an einem Donauarm, der Ungarisch Moson heißt, nahe am Einfluß der Leyta: daher auch wohl Musenburg, jetzo Wiselburg. Hier schifften sich auch die ersten Kreuzfahrer und Montevilla auf die Donau ein. Lazius hält es für des Antoninus *Limusa*. — Möringen liest auch die St. Galler Hds. auf neueren Karten Mehring, auf älteren Möring; auf einer von 1696 aber Phoring, und auf der beym Chron. Gottvic. Pheringa. In Annal. regg. Francor. ad a. 787 (bey Reuber) Pheringa. Aventini ann. *Boior.* III. p. 272. Phoro, vicus. »Pferingen der marckt« in einer Theilungsurkunde, in *Scheidtii* bibl. hist. Goet-

ting. I. 224. Falkenstein, antiquitat. Nordgaviae, T. I. p. 90. Pföring. Gottscheds geograph. Wörterb. Pföringen, Pferingen, im Nordgau, unweit Prunn (vergl. zu Swanevelde) an der Donau, mit einer Brücke, d. h. wohl nur Fähre: denn vermuthlich ist der Ort hienach benannt, und einerley mit Vergen, wo (V. 5177 St. Galler Hds.) Chriemhild über die Donau fuhr. *Heinr.* comes de Feringen und Veringen, um 1150 in hist. de *Guelf.* bey *Leibnit.* scriptt. Brunsv. I. 791. und Marqvardus de Feringen, Zeuge einer Urk. K. Heinrich VI. 1196 zu Ehenheim. *Schöpflini* Alsat. dipl. Nro. 357. — Von maneger, Mehrzahl, maenige (daher menige, Menge) ist das Franz. mainte, alt maincte. — Die Form muos und muoste, mußte, setzt einen Infinit. müsen voraus. — muoten heißt nicht, hold seyn, sondern begehren, wie noch in der Redensart: ein Lehn muthen; und aus der Redensart an einen muten ist unser anmuthen, zumuthen. — Der Infinit. von natzte ist nicht nezzen (nässen), sondern netzen. — Bey dem Verhältnisse von ne und nicht ist zu merken, daß ne und en (eigentlich also nur das n) die bloße Negation, niht dagegen das verneinte Hauptwort iht, Etwas, ist, und Nichts bedeutet, (wie das Angels. aht, uht und naht, Engl. ought und nought): beyde werden daher auch regelmäßig deklinirt: mit ihte (Apollonius, V. 15450); gert er nihtes (Nib. 1702), mit nichti, nichte (Apollon. 9287, 9963, 15585), wie noch mit nichten. Das Niederd. ichts, irgend, ist also eigentlich der Genit. von icht; ebenso ist unser nichts von nicht, und so unterschieden, weil wir das letzte als bloße Negation brauchen. (Im Schwäb. und Schweiz. unterscheidet sich beydes nur durch den Selbstlaut, nüt und nit; wie im Holländ. nuyt und niet, welche letzte Form in den Nibel. 6996 nur einmal den Reim fodert nieht, wie auch die St. Galler Hds. liest. Daher unser Niete). In der alten Sprache haben dagegen beyde Wörter fast immer noch die substantive Bedeutung, und daher hauptsächlich sind die vielen von ihnen, und nicht von den Zeitwörtern, regirten Genitive zu erklären. Iht (deßgleichen ieman, iemer, dehein, deweder und noch weder) verneint aber auch manchmal schon ohne die negative Form, ganz wie das Isl. vaetur, vettur, jemand, ohne Negation zugleich niemand, und aeva, (Genit. von aevi, Lebensalter), jemals, eben so zugleich niemals, und ei, ja und nein bedeutet (vergl. auch nirgen), und wie im Franz. *point* und *pas*, Ital. *giammai*, ohne Negazion verneint, und *rien* (von unserm ringe, geringe) ohne dieselbe bejahet. Eine aspirirte Aussprache nur von iht ist wiht, wicht, wel-

ches auch ohne Negazion verneinend gebraucht wird: ein wiht, ein Nichts, häufiger aber ni-wiht (selten niwet, V. 3807. St. Galler Hds. nuit, was dem obigen nuyt, nüt nahe kömmt), und en-wiht oder gar ent-wiht. wicht, wichtlein, bedeutet auch einen Dämon, wie das Nord. vet, mit dem Artikel: vetur, vergl. Volsunga-Saga, Kap. 30). Ulfil. waiht und niwaiht; Angels. wiht, wucht, awiht, awuht und nawiht, nowiht. Die bloße Negation ne findet sich auch im Isl., wie im Lat. (und in den daraus abgeleiteten Sprachen), und ist wohl eins mit dem Griech. νι, νη (in Zusammensetzungen), vielleicht auch mit μη. — nein ist die Negat. von ei, je, ja: Isl. ei, ae, immer, je, welches zwar auch wieder verneint, aber elliptisch, da es vollständig ei-gi, e-cki lautet (ähnlich unserm ia, en, ia, ne, ia'n, wahrlich nicht, V. 6133, 7765, 633), so daß dort gi und ki die eigentliche Verneinung sind, welche allein auch, in ähnlichen Zusammensetzungen angehängt werden: z. B. ein-gi, en-gi, einer nicht, niemand; wovon das neutr. e-cki, verkürzt aus eit-ki, et-ki, nichts; woraus Dän. ekki, nicht (auch ej), wie unser niht, zur bloßen Negat. geworden; dieses et aber, dessen Grundzug t eben der des neutralen Artikels in allen Nordischen und Niederd. Mundarten ist, wofür im Oberd. s, ist ursprünglich eins mit unserm alten ot, et (noch in etwas), iht, und dem Nord. vaet, vet, wovon vaet-ki, nichts, ganz unser nur umgekehrtes ni-wiht. Und diese Verneinung durch g und k haben auch wir in hein, chein (kein), was, wegen ihrer Verdunkelung, zugleich ein und kein heißt (obgleich das jetzige kein durchaus verneint), daher auch ne-hein vorkömmt; deßgleichen in nirgend, wovon sogleich mehr. Das Franz. aucun, das auch ohne Negat. verneint, Itali. alcuno, ist vermuthlich auch in Ansehung dieser Art der Negat. mit hein, dehein, dukein, verwandt, welche Negat. im Griech. 'ὐκ, 'ὐχ, 'ὐκὶ, 'ὐχὶ vorgebildet scheint. Im Isl. ist neinn, keiner, die Negat. von einn einer, und dem Neutro davon neitt scheint das Holländische nüyt, Schwäb. nüt, zunächst verwandt. — neina ist eine ausrufende Verstärkung, wie manchmal im Vocat. herra, und im Imperat. rata, hilfa, vaha, neiner (V. 3505), anderswo auch iaer, ist ganz das Altfranz. nennil, und oil für non und oui. — niene, nienen, niener, nirgend, ist noch Schwäb. und Schweiz., und Negat. von inder, iener. Nirgen aber ist ganz das Isl. hvörgi, hvergi, nirgend: v. hvar, wo, (beydes eigentlich elliptisch: hvar v. hvarr, hverr, wer, wer immer; und wo von wer, vgl. wiu in zwiu und das obige diu). Vollständig ist unsere alte Form nie-uuergin, noch mit

der Negat., die auch in nirgen, nirgent eigentlich überflüssig ist. Auf ähnliche Weise bedeutet aber auch das Isl. hvargi wohl ubicunque, wie hvergi (eigentlich nullus) quisque (vgl. zu ne). — pfant erlosen, mit dem Dat. der Person, heißt wohl nicht: das Schuldige eintreiben, so daß der König hier gleichsam selber als Inhaber der Pfänder gedacht würde, und es etwa dem ähnlich wäre, als wenn wir sagen: bei jemandem sein Wort, sein Versprechen lösen (vgl. Maneß Samml. Bd. I. S. 25 a; sondern der allgemeine Sinn dieser sprüchwörtlichen Redensart ist: für jemanden das versetzte oder ihm abgenommene Pfand einlösen. Dieß kam damals bey großen Festen, Hochzeiten und Turniren oft vor, wo nicht nur die fahrenden Leute, Fiedler und Sänger, sondern auch die Ritter selber sich in den Herbergen festzehrten, und Kleider, Waffen und Rosse versetzen mußten; und des Festgebers Milde zeigte sich besonders durch Auslösung dieser Pfänder. Beyspiele hievon sind im Glossar zu v. d. Hagen's erster Erneuung der Nibel. angeführt; auch in der Wilkina-Saga, Cap. 103, kömmt ein solches vor. Und es ist ja noch Sitte der Fürsten, bey gewissen freudigen Ereignissen den Armen die Pfänder einzulösen. Dann aber wird dieser alte Ausdruck auch besonders in Beziehung auf Ritterspiele, Buhurde und Turnire gebraucht, wo die besiegten ihre abgewonnenen Rosse, oder, wenn sie gefangen worden, sich selber auslösen mußten, nach Gutdünken des Siegers oder nach einem vorher bestimmten Preise (vgl. das Gedicht von Biterolf und Dietlieb): was damals für manche arme, von Turnir zu Turnir abenteuernde Ritter ein eigener ritterlicher Erwerb war. (Vgl. Parcival, V. 1992. 2076. 2138. Deßgleichen Apollonius von Tyrland, Bl. 291, b. (V. 19078),

> Maniger ward da abgefält (im Turnier)
> Der pfand-lose gald.

Und darauf, V. 20504.

> Es was wol pey den zeytten,
> Das dj herren wolten reyten
> Yeglicher jn sein lant:
> Do pedarffte niemand losen pfand,
> Wann sy hetten alle genuog,
> Weß man gedachte od (er) gewuyg.

Diesem Pfand-lösen, im allgemeinen, für: gütlich thun, ist entgegengesetzt das Pfand-nehmen, das eben so allgemein für: berauben, gebraucht wird, z. B. Nibel. V. 6847 (nach der Hohen-Emser Handschrift. Daher so häufig bey den Minnesingern: an Freuden pfänden; oder anders gewendet: die Minne setzt dem Liebenden Noth zu Pfande, die sie nicht einlösen will. Maneß. Samml. I. 25. a. Und dann auch: zu Pfande las-

sen, sitzen lassen, aufgeben, verlieren. — pfellil ist, wie pfellol, wohl nicht Diminut. von pfelle, sondern nur die lispelnde Aussprache der andern alten Form pfeller, wovon das Adject. pfellerin und pfellorin: wie Hügel und Höcker. — pfliht haben heißt eigentlich Verkehr, Verbindung haben, Pflicht im ursprünglichen Sinne von flechten. — Raste als Wegemaß, findet sich auch bey Ulfil. rasta, und in der Edda, Kenningar Jardar: »Röst, Levca.« Nach den alten Glossen in Docen's Miscell. (richtiger bey Du Fresne) machen 1500 Schritt eine Gallische leuua, und zwey leuuae eine deutsche rasta. Vielleicht gehört die Russische Werste auch hieher. Das Franz. *rester* kömmt aber wohl von *restare*. — rat ist wieder ein Vocabul. medium, und bedeutet bald Vorrath, bald Entrathung, Mangel: im letzten Sinne wird es noch in Oesterreich gebraucht. — Die Recken und die Zagen werden öfters entgegengesetzt im Apollonius und Jansens Fürstenbuch. Wieland und Alxinger gebrauchten Recken auch schon wieder für Helden. In dem alten Gedichte von den zwölf Himmelszeichen (Leipz. Hds.) kömmt Reckerey für Ritterschaft vor. Unser Range (wie Räckel) ist vielleicht nur eine andere Aussprache. Zu diesem Wortstamme gehört auch wohl Fischarts rack-tod (Franz. *roide* mort): daher auch verrecken, abrecken, für sterben. — Von risen, sinken, haben wir noch das Frequent rieseln. Dasselbe Wort ohne Zweifel ist das Engl. rise, aufsteigen, und unser reisen, gleichsam sich aufmachen, und Reis, Sproßling. — Die Riegelsteine und Riegellöcher würde Rec. lieber durch die Löcher und Röhren erklären, die von den Fußböden alter hoher Säle durch die Wand hinausgehen, und entweder zum Abfluß des Wassers beym Reinigen oder zum Luftzug dienen. Zwar paßt der Name nicht, aber die Lesarten der Münchener Hds. ringen steinen und ringel boge, führen doch schon näher auf Rinne, Rinnestein. Die St. Galler Hds. liest wie der Druck. — Die Ringe, Panzerhemde: vergl. Heimskringla, I. 237. serk hringofin, ringgewebtes Panzerhemde. — Von sal, schmutzig, ist das Zeitwort selwen oder sulwen. Ulfil. saulnon, beflecken; Isl. sollin, beschmiert (vergl. Edda. L. von den Nibel. S. 69), und sulla, mischen, trüben (södeln, sudeln). — Von samnen ist vermuthlich auch das Franz. *semondre*, einladen. — Sarwat ist wohl vom alten ser, Wunde (Versehrung), Isl. sar, also Gewand gegen Wunden; ähnlich dem sonstigen Sturmgewand. Die Ableitung von dem Nord. serk, Hemde, Panzerhemde, gäbe eine Verdoppelung: doch spricht für sie die Zusammensetzung sar-ring, und das einfache saro in dem Bruchstücke von Hildebrand und Hadubrand.

— schacher, Schächer, von schach, Raub; schon in Lex Longob. schacus, und in Capit. Carol. *scacchator*. Isl. skaka, skékia, schütteln, stoßen; Angels. sceakan; Engl. *shake* und *skok*; Franz. *choquer*: unser schaukeln und schachern, wuchern. Verwandt ist im mittl. Lat. *scaciarius*, Jäger; Ital. *scacciatore* und *cacciatore*, Franz. *chasseur*; das Niederd. schassen, für wegjagen, scheint nicht erst aus dem Franz. zurückgenommen. Eine einfachere Form ist sack-mann, wofür auch schach-mann (vergl. Oberlin) vorkömmt, Isl. sakman. (Wilkina-Saga, Cap. 94) in demselben Sinne wie Schächer. Mittl. Lat. *saccomannus*, wovon *saccomannum*, Raub, und *saccomannare*, auch *saccagere* (Franz. *saccager*) plündern, verwüsten; daher unsere alte Redensart Sackmann machen, nicht von Sack, einsacken, wie man gewöhnlich annimmt. Eher gehört das Isl. saekia, heimsuchen, angreifen, hieher. Die Aehnlichkeit mit dem lat. *sicarius* ist auch wohl nicht zufällig. — Schalte, Ruderstange, von schalten, alt für stoßen. Fischart sagt: ein Schiff abschalten. Einfacher ist das alte schelen, scheiden: Isl. skilia und skella, Schwed. *skilja*, Dän. skille; Niederl. verschillen, verschieden seyn, und schillen, schälen, schille, Niederd. Schälle, Schaale (wie Scheide); unser schellen, zerschellen, (Schles. Schellaxt, zum Spalten der langen Scheite). — Die Scheideborte ist nicht das Blech, sondern die Borte an der Scheide, das Gehenk. — schilt-vezzel: V. 8169 weiset auf die Ableitung von Fassen, die freylich auch für Fessel gilt: doch bedeutet das Wort wohl nur die den Schild anfesselnden, festhaltenden Riemen, nicht die Handhabe, das Gefäß. — Mit schimpf (Isl. skemtan, Kurzweil, von skemmr, kurz), Scherz, scheint gaemelich, scherzhaft, nahe verwandt. — schirmen, fechten, ist Isl. skilmaz, wovon skilmari, Fechter, skilmara-slagr, Fechterschlag (ganz unser schirm-schlag) und skilmina, Fechtspiel; obgleich dieß letzte im Glossar zu Viga Glums-Saga von skalmr, Speer, abgeleitet wird. Von schirmen kömmt sicher auch scharmützeln. — schult, schulden, ist ein Wort mit sollen, das im Nord. und Niederd. auch mi sk, sch lautet, und das Hülfsw. des Futur. ist: daher auch Skuld, die Norne der Zukunft. Sold, solden, hat vorn wieder die einfachere Aussprache. Pers. shalhang, culpabilis. — se für si (wie durchaus im Niederd. scheint nur für den Accus., und wenn es zweymal dicht auf einander folgt, zu stehen, (V. 1467 liest die St. Galler Handschrift sise (ähnlich ist en für ihn, nicht für ihnen). — seine, säumig, langsam, spät, lautet auch im Isl. seinn, Schwed. und Dän. sen; Ulfil. seithus,

spät: das Lat. segnis ist auffallend ähnlich. Pers. san, aetas (senectus). — seich ist nicht Prät. von sinchen, sondern von sigen. senden, schicken, kömmt von dem alten sind, Weg (Otfr. thes sinthes; Desmales, wie das Isl. i senn, auf einmal, und that sinn, desmals) und sinnan, reisen: daher gesinde, Gefolge, und Seneschalk wie Marschalk. Angels. sith, Fahrt, gesith, Gefährte (daher Sitte). — sinwel ist überhaupt rund, nicht eckig, z. B. von Münzen, vom Schilde: wird aber ausdrücklich von scheibelicht und kugelicht unterschieden, und durch teres, rund wie eine Lanze, erklärt, was es auch meist bedeutet. Willeram sinowolde; Gloss. Florent. sunwelba. Isl. sivalur; Angels. sinewealt, rund zum drehen und sinewealtian, wankeln. Der hintere Theil des Wortes ist eines Stammes mit Welle, Wallen, Walze, wälzen (volvere), wölben (Angels. hwalf, gewölbt, Dän. hvaelve, wölben; Schwed. hvalf, Gewölbe: daher vielleicht halb, half; Ulfil. hwailahwairbs, wirblich), und der vordere Theil scheint kein müßiger Ansatz, sondern mit dem obigen sind, sin, Weg, Fahrt, verwandt, da er auch in Gloss. Monseens. sinauuerpalo, tornatiles, so vollständig hervortritt. Das Ital. svelto, woran das Isl. sivalur erinnern könnte, ist nur zufällig ähnlich (von svellere, ausreißen). Noch jetzo simbel, simel, Oberd. für walzen-, säulenförmig. — sla ist nicht Schlagen, sondern Weg, Straße: daher Schlagbaum. Der Stamm ist zwar derselbe, und noch verwandt damit ist Schlag für Art, daher geschlacht, und Geschlecht. — spaehe, zierlich, ist von spähen, wie *speciosus* (ansehnlich von *specere*, und schön von scheinen. — Sprache für Unterredung, ist noch in Rücksprache, Zwiesprache, — stunt, mal, ist wie das Dän. gang, mal (wie ein Gang beym Fechten); ähnlich ist Stanze für Strophe. — Sturm, für Kampf, noch im Ital. Stormo, Isl. Stormr. — sumelich, etlich, vom einfachen sum, (Engl. some). Der Stamm ist so, welches ursprünglich ein Fürwort ist, wie do, wo: bey Ulfil. sa, so; Isl. sa, su, der, de, davon noch sie, sein. Es ist daher auch noch unveränderliches Pronomen relativ. (wie wo, und Nord. sem), und ganz sichtbar Dativ des Demonstrat. in su-lich, so-lich, solch (wie welich), so-mit; daher ferner elliptisch das alte sa, san, bald (Engl. sudden) so-gleich; Schles. so, so eben: wie da, dann von der. Und die andere Form des Dativs ist vielleicht das alte sam, eben so (noch in gleichsam), und sum. Das alte nur im Nachdruck stehende sus (Engl. thus, Niederd. dus; Lat. sic) ist wohl nur verkürzte Verdoppelung, für so so, sos, (bey Otfried), die wieder verstärkt ist in sust, sunst, sonst. Eine ähnliche, zu-

sammengezogene Verdoppelung ist swer, swelicher, swa, u. s. w. wofür auch so wer u. s. w. steht: ganz wie ὅστις und quisquis. Und diese Verdoppelung gibt eben allen diesen Wörtern die unbestimmte Bedeutung: wer, was, wo, wenn immer. — »den sommerlange Dag« steht auch in Kämpevis. Thl. IV. 22. Dagegen bedeutet Isl. sumarlangt (z. B. Gunlaugs-Saga, S. 116.), den Sommer lang, hindurch. Aehnliche Zusammensetzungen sind in unsern alten Liedern die winter-lange Nacht, der winter-weite Weg. — Ueber sunnewende vergl. noch Schilteri Glossar. sinüchten (sun-giht, sun-geht). Häufig sind alte Oesterr. Urkunden darnach ausgestellt, Duellii exc. geneal. hist. p. 14. 15. 28. 50. 55. ff. Ueber die persischen Sonnewenden-Feuer, s. Hyde, rel. Pers. p. 248. — sueze (wie auch die St. Galler Hds. lieset) gehört nicht zu sahs, Schärfe, sondern ist Süße, Süßigkeit, und bezieht sich entweder auf die Weichheit des Pantherfelles, oder auf den Wohlgeruch, den die Sage dem Panther beylegt, s. den Renner, alt. Dr. Bl. 33. — Swanevelde, ist der alte Karolingische Gau Sualafeld, Sualafeldon, gewöhnlich Schwanfeld, im Fränkischen Theil des Nordgau's, an der Altmül; benannt von dem Fluße Sualanna, jetzo Schwal. Diese Gegend ist berühmt, durch die *Lex Sualaveldica*; hier ist der Graben, durch welchen Karl der Große um 793 die Altmül mit der Rednitz verbinden wollte; und hier geschah 876 die Theilung der drey Söhne Ludwigs des Deutschen. Vergl. Chron. Gottvic. Zu Prunn an der Altmül ward auch die Münchener Hds. der Nibelungen gefunden. — tageweide ist schwerlich Tageweite: die alten Formen weide und wite unterscheiden sich zu bestimmt. Das einfache weide findet sich im Wolfdietrich, Dresdener Hds., für Weg, Fahrt: vermuthlich vom Isl. und Schwed. vada, schreiten, waten, (wovon wuot, V. 9218.) Dän. vade, Angelſ. vadan, Engl. vade (Gr. βαδειν, Lat. vadere); Franz. va. Vielleicht gehört auch weide, Jagd (wovon in Nibel. weidenlich) hieher Wadsack, Reisesack, wird zwar auch durch Weidsack, Jagdtasche, und matsack, Speisesack, erklärt. — tan, Wald, stammt vermuthlich vom Ulfil. tains, Reis, Zweig; Angelſ. tan; vergl. zein. — Zu dem Stamme in tarn-chappe gehört auch wohl das Pers. dirk, scutum. Angelſ. deork, dunkel. — zetal, ist ganz das Altfranz. *a val*, wovon avater; entg. *a mont*, zu Berge. — teilen, bey Ritterspiel und Kampf, ist besonders das gleichmäßige Austheilen; daher die Redensart: Sonne und Wind theilen, und noch das allgemeine urtheilen (ertheilen.) — Tronege wird in v. d. Hagens Uebers. der Niflunga-Saga, Kap. 363. auch durch Troneck bey Trier,

erklärt. — truhsaeze, Truchseß, ist truh-setze (gebildet wie mage-zoge), Truhsetzer, wofür auch Schüsselträger vorkömmt; Lat. dapifer. Alte Gloss. in Docens Miscell. truhsaezen, discoforium. — trunzuon ist zwar in der Franz. Form aufgenommen (wie garzuon) doch auch dem Stamme nach deutsch, von trun, trum, jetzo Trümmer. — Von trut, Geliebter, ist noch im Henneberg. das liebkosende Trutschel. — tusint, tausend, ist nach Notker, Psalm 89. verderbt aus *decies centum*, zunächst aus dem Wälschen *descent*. Dieß ist nur dahin zu berichtigen, daß das Wort im Deutschen so ursprünglich ist, als im Latein: zehn, Niederd. tein (zig und tig, und zwanzig, twintig; Niederd. Stiege, zehn Paar Garben) ist eins mit δέκα, decem; und eben so hundert, einfacher bey Ulfil. und im Isl. hund, mit *centum*, Franz. *cent*; Pers. hud und sad, und dieß ist auch wohl ursprünglich eins mit zehn, zig: Schweiz. tufig, tausend. — unt, unde: der alteigenthümliche Gebrauch dieser allgemeinsten Konjunction verräth, daß es sich damit eben so verhält, wie mit so, do, wo rc., daß sie nämlich Ueberbleibsel eines Pronomens ist. Sie ist daher ebenfalls (wie so, wo) ein unveränderliches Relativum (V. 4211. 4847. 5425. 7171. 8697. Kl. 2391.), was ihrer wiederholenden und vergleichenden Eigenschaft als Konjunction entspricht. Als solche steht sie in bedingenden Sätzen auch häufig überflüßig, oder für so, wenn, ob (V. 221. 3339. 5602. 7484. 8012. 8171. 8368 — Kl, 2952. für wo), und auch sonst wohl expletiv (z. B. der König und der sprach). Zuweilen hat dagegen und einen gewöhnlichen Nachdruck (S. 257. 3457. 8849.), und geht in den wirklichen Gegensatz hinaus (V. 1708, 8093.) Aehnlich ist es mit dem Isl. enn, dem Stammworte von unt, unde (Holländ. en, Niederd. un); welches enn zwar nicht und bedeutet, aber mit dem bestimmten Artik. und Pronom. demonstr. hinn, (in den Edda-Liedern oft bloß inn, enn, und auch als Suffixum bloß inn) verwandt, und das Relativum bey Vergleichungen ist, und Wiederholung und den Gegensatz ausdrückt (wie unser aber); Schwed. aen, Dän. end. Deßgleichen erklärt Gunnar Paulsson in den Edda-Liedern, Skirins-för, Str, 3. oc (unser auch) das im Isl., Dän. und Schwed. unser gewöhnliches und vertritt) für ein Relativum (das im Isl. gewöhnlich sem und er). Zwar ist dieß unsicher, da weitere Beyspiele fehlen; doch ist bekanntlich auch das verwandte Lat. ac, et, atque zugleich das vergleichende Relativum und der Gegensatz (ot). Und eben so wird καὶ als Relativ. gebraucht, und scheint mit *que* verwandt, welches von qui, quis stammt, wie quis-que, *quis-quis* (Griech. ὅσ-τις) anzeigt. — unz, unze, bis, scheint aus an, in (sin) und ze,

zu, entstanden; deutlich im Engl. *unto* und *to*; Dän. und Schwed. *til*; Isl. uns, unz, unst, was in Glossar. Eddic. von einem ellipt. Genit. ungs (vollständig til thes ungs), oder vom superl. Adverb. yngst, jüngst, abgeleitet wird. — uoben, wehklagen, Isl. opa, rufen, ist einerley mit dem aspirirten wuofen; Ulfil. wopjan, Angels. weopan, wepan, Engl. *weep*; Altd. auch wuchzen. Es ist wirklich zweifelhaft, ob dieses Wort unmittelbar von dem Schmerzenslaute ausgegangen: we, owe, ouwe, wehe; Ulfil. vai, Angels. wa, wae (Lat. *vae*), (Gr. *ουαι*), Engl. woe: Altd. auch wewe, bey Otf. wewa, wewon, (das) Wehe. Der andere alte Ausruf waffen, waffena weiset doch gar zu deutlich auf Ruf zu den Waffen, wie in den Nibel. V. 485. 7613. zu den Schwertern, die hier besonders Waffen bedeuten (V. 6143. 6263).); und ganz ähnlich ist das Franz. alarme (*à l'arme*), Ital. all'arma, woraus unser Lärm geworden. Es ist aber nicht unglaublich, daß Wehe und Waffe in der Wurzel verwandt sind, wie Schwert (Altd. swert, Engl. *sword*) mit ser, Sehr, Versehrung. — vahs, Haupthaar ist auch Angel. feax; daher das edle Geschlecht fair-fax, Schönhaar, und noch im Engl. *faxed*, haarig. Isl. fax, Mähne (daher die Rosse strim-faxi und skinfaxi). — wigant ist, wie viant, wohl nur das Partic von wigen, fechten: obwohl der Participialenduug überhaupt etwas Aehnliches wie ant, Geist, Wesen, zum Grunde liegen mag. — veich, feige, bedeutet hauptsächlich, verhängnißvoll (fatalis) im üblen Sinne, zum Tode bestimmt (V. 614. 7743.), sterbend und wirklich todt (V. 8274. 8422.) Die jetzige Bedeutung von feige hängt mit der alten dadurch zusammen, daß den Feigen der Tod um so gewisser ereilt, nach dem wie es im Alarkos heißt: »Aus Furcht zu sterben ist er gar gestorben.« Zu dem Stammworte, Isl. fa, wenig, gering (Ulfil. fawai, wenige) Engl. few, gehört auch das Franz. *feu*, verstorben. — verch bedeutet eigentlich den obern harten Theil des Leibes (vgl. herte), der Sitz des Herzens und Lebens, dann das Leben selbst. Pferch, Umzäunung, und Park, sind dasselbe Wort, und gehören mit bergen und Hürden zu einem großen Stamme. — verge, Fährmann, von vergen, (Ulfil. farjan, Isl. feria), überfahren, wie magezoge. Isl. feriu-madr, Dän. faerge-mand. — verwahsen, verwünscht, verflucht, scheint verwandt mit dem Isl. ör-vesi, Unmacht. Ulfil. wahs, böse (böse ist dasselbe Wort). — verwieren ist nur eine andere Form von wurchen, wirken, welches, im Prät. worhte hat, wie im Isl. orte von yrkia. — ver-giselen hat Rez. nur noch in dem Heldengedicht von Biterolf und Dietlieb, V. 8941. 9213 (nach Primis-

sers Abschrift) gefunden, in der bestimmten Bedeutung: als Grisel entführen lassen, beym Ritterspiel. vgl. oben zu pfant. — vore (V. 2754) ist zusammengesetzt aus vor und ê, ehe, pleonastisch. — volchs-degen und noch näher der Name Volcher ist ganz das Isl. fylkir, Schaarführer, von fylkia, schaaren, welches sich zu fylgia folgen, und folk, Volk, verhalt wie drottinn, Herrscher, zu drott, Volk und thiodan, König zu thiod, Volk (Alt. diet). — wann und wenn, für weil, da, ist noch in der Gerichtssprache. — In ze ware, ist ware das Substant. für Wahrheit, wie schöne, müde, und die Verbindung mit ze, zu, ist wie in ze wunsche, nach Wunsche. Die bekräftigende Bedeutung neben der gewöhnlichen zugebenden, hat zwar auch noch jetzo in Redensarten, wie: groß, und zwar sehr groß. — waete ist nur der Genit. Dat. und Plur. von wat. — waegerlich ist wohl das Isl. fagr, schön; Schwed. und Dän. *fager*; Dän. auch favr, faver; Angelf. faeger, Engl. *fair*. Ulfil. fagr, gut; faginon, sich freuen, fairhwus, mundus, *κοσμος*. (Perf. farghaj, laetitia; far, splendor, pulcritudo. Altd. var, varwe, Ansehen, Farbe, Franz. *farder*). — werlt, Welt, ist im Isl. verölld, eine deutliche Zusammensetzung von vera (Genit. Pl. von ver, Mann; Ulfil. wair, unser Wehr, Herr, Er: vir, *ανηρ*, und ölld, Alter, aevum; vergl. alters-eine. Im Holländ. noch vollständig wereld; Schwed. *verld*. Die Dänen haben in verden das l herausgeworfen, wie wir in Welt das r. werte liest auch die St. Galler Hds. V. 5262, und findet sich in Urk. s. Oberlini Gloss. Unser altes werlt bedeutet auch noch häufiger als jetzo Welt, die Menschen (monde). Eine ähnliche Ableitung, wie die von werlen, umdrehen (quirlen: orbis) bey Frisch, hat schon der Renner, Bl. 14. b.

»Vnd das die welt verwirret lebet,
Dauon ist sie werlt genant.«

Und Tieck hat irgendwo die bedeutende Zusammensetzung: Weltwirrwesen. — wilen ist eigentlich der Genit von wile, Weile; deutlich noch in der-weilen. Daraus ist wilunt, wilent, wilant, weiland, geworden, und wieder mit der Endung des Genit. weilands, ehmals. — wine ist ganz das Isl. vinr, Freund, vina, Freundin; Schwed. *vaen*, Dän. ven. Daher der Name Winelint. (Die Endung lint ist das Isl. lund, lyndi, Gemüth. — we und wol mich, seltener mir: wie das Lat. vae mit Accus. und Dat. — wirs Engl. *worse*, ist eigentlich ein alter Positiv, wie baz (Perf. basi, magis), und eins mit unserm wirsch (gewöhnlich, mit dem verstarkenden un, unwirsch): auch kömmt wirser vor

(wie besser); hierzu gehört auch das Zeitw. werren, wirren. — Die Form wiu für wie zeigt, daß wie, wo und wa ein alter elliptischer Dativ ist, ähnlich dem Lat. quo und eo. Noch deutlicher wird dieses in der Verbindung mit der Präposition: ze wiu, verkürzt zwiu (umgekehrt wozu), an, wie, woran (bey Konr. v. Würzb.), an swiu (V. 4848); deßgleichen in welch, alt we-lich, wörtlich wem gleich. Eben so ist bey Ulfil. hwe (Isl. hvi), womit Dat. von hwa, was, und du hwe, wozu, ganz unser altes ze wiu; bei Otfrid bihiu, weßhalb. Daher noch das Oberdeut. unveränderliche Pronom. relat. wo (wie so: Engl. *who*). Unser altes wa, das hauptsächlich nur vom Orte gebraucht wird (wie da: obgleich wo ebenfalls nur örtlich, und dagegen wa zweymal für wie steht, V. 1767, 7189), erscheint noch in warum, alt auch in wa-von, wa-mit. Noch andere solche elliptische Kasus dieses Pronomens, außer wiu, wie, wo, wa, sind: was (als Partikel, weßhalb); wes, weßhalb; war, wohin; wenn, wann, wannen, want, wande (weil: quando); und die Zusammensetzungen swo, woher, womit, warum. Zu dieser Form des Pronomens gehören dann auch zunächst wohl die eben so gebildeten Partikeln hie, hier, her, hinnen, hievon, hierauf, hinab (wie im Lat. hic, huc, hinc); als Pronom. noch kennbar im Niederd. he, er, Holländ. het, es. Es verhält sich also hiemit, wie mit den zu da, so und net gehorigen Wörtern: und wie das obige wiu von waz, so findet sich nicht nur bey Otfried, sondern auch noch bey Gottfried von Straßburg diu (auch deu und de, Ulfil the, thes von that) in derselben Verbindung. Tristan, V. 21, 10316. 12343. 13945. 14957. 15567. — ze (Niederd. to) in Zusammensetzungen für zer, zeigt, daß es eigentlich die Präposition zu ist, welche den Begriff des Uebermächtigen (zu groß) auch als Nebenwort hat. In der Zusammensetzung verliert sie den Ton, wie be, en, ent, er, ver (für bi, an, ur, vor). Auch als Präposition steht gewöhnlich ze und zu, und zuo besonders nur, wenn ein gewisser Nachdruck des Sinnes oder des Verses es hervorhebt. Dasselbe gilt von uf und uof, do und duo, nu und nuo (vergl. oben zu be). Die alte Verbindung des ze mit Länder- und Städte-Namen (V. 19. 80.) hat etwas ähnliches im Griechischen, z. B. Stambul ist aus εις ταν πολιν, Istanko aus εις ταν κω, entstanden, und ist noch im Holländischen ter Veere, ter Goes. Auch lassen sich gewisse Ortsnamen bey uns nur durch ein solches ausgelassenes zu erklären, das wir auch noch auf die Briefe setzen, z. B. Hohen-Ems,

Hohen-Linden, Schöner-Mark, Schöner-Linde. Endlich der bekannte Name Zumsteeg ist ganz einerley mit dem Schweizer Dorf Am-Steg. — Von ze ware, zwar, wahrlich, ist wohl zunächst das Altfranz. voire, voirement, wahrlich, das neben vray, vrayment steht. — Zeichen (V. 3963. 4007. 8369.) ist, wie im Apollonius, V. 7879 die Wunde, womit der Tod zeichnet. Der Tod ist hier also persönlich gedacht, wie da, wo er im Streite sein Gesinde sucht (V. 9007.), und in dem lebendigen Ausdrucke: den Tod an der Hand haben (V. 6176. 8012. 8172); welcher mit dem Todtentanz verwandt ist. Vergl. auch Kl. 276. 1830.

Ueber die angehängte Altdeutsche Sprachlehre, in welcher alles sehr fleißig und brauchbar zusammengestellt ist, enthalten wir uns der weiteren Anmerkungen, nachdem die bisherigen über das Wörterbuch fast schon das Maaß überschritten haben. Rec. trägt sich schon lange mit einer vergleichenden Sprachlehre des gesammten deutschen Sprachstammes, aus welcher man die obige, so viel ihm bewußt, auf diesem Wege und in diesem Zusammenhange noch nicht versuchte Ableitung der Partikeln und Präfixa von den Pronomen und Präpositionen als eine gelegentliche Probe im Auszuge, ansehen möge. Durch die vollständige Ausführung einer solchen Parallele, die schon dem Hickes, ten Kate, Michaeler, und Willenbücher vorgeschwebt, wird die altdeutsche Sprachlehre erst recht verstanden werden, als Ueberbleibsel einer einst viel vollkommeneren Bildung, wie solche noch mehr in den älteren Denkmalen besonders Notkers und anderer St. Galler, und vor allen in der altnordischen Sprache, selbst höher und eigenthümlicher, als in der Mösogothischen, erscheint, z. B. unsere alte, aber etwas schwankende Veränderung des Grundlautes weiblicher Hauptwörter nicht bloß im Plur., sondern auch im Genit. und Dat. (im Accusat. nicht, wegen seines näheren Verhältnisses zum Nominat., als Objekt zum Subjekt), hat ihr regelmäßiges Vorbild im Isländ., und wenn die altdeutsche Sprache hant, hende, hende (noch in be-hende, bey der Hand), aber auch ahande, so hat die Isl. regelmäßig hönd, handar, hendi, hönd (ebenso: saga, sögu, sögu, sögu; fotr, fotar, faeti, fot; dagr, dags, daegi, dag). Das Princip ist übrigens dasselbe, wie in der Bildung weiblicher Wörter (Räthin), der Verkleinerungen und Vergrößerungen (Fräulein, größer), der Sammelwörter (Gebäude, Gestirne), des Konjunktivs (käme), des Transitivs (zücken, säugen, seigen), und der intransitiven Formen (gibt, kömmt, kam, gekommen: kurz, die Flexion im Grundlaute (meist

zum Umlaute, und verbunden mit der Umbeugung des harten Mitlauts in den weichen und Anhängung einer Sylbe), welche die deutsche Sprache so eigenthümlich als eine lebendige Wurzel- und Ursprache auszeichnet.

v. d. H.

Art. XIV. Briefe über Homer und Hesiodus, vorzüglich über die Theogonie, von Gottfried Hermann und Friedrich Creuzer, Professoren zu Leipzig und zu Heidelberg. (Mit besonderer Hinsicht auf des Ersteren Dissertatio de Mythologia Graecorum antiquissima, und auf des Letztern Symbolik und Mythologie der Griechen.) Heidelberg, im August. Oswald's Universitäts-Buchhandlung. 1818. VIII. und 224 S. 8.

Die Entstehung dieser in vielfacher Hinsicht merkwürdigen Briefe erzählt uns ihr Herausgeber, Hr. Hofr. Creuzer, in der Vorrede. Mehrere Stellen im Homerischen Hymnus an die Demeter oder Ceres, besonders V. 265 u. s. w., bey denen Creuzer in seiner Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen (B. IV. S. 282. u. s. w.) von den bisherigen Herausgebern der Homerischen Hymnen, also auch von Hermann, abzuweichen sich veranlaßt sah, bewogen ihn, diesen scharfsinnigen und gelehrten Kritiker um sein Urtheil über die in der Symbolik und Mythologie aufgestellten Ansichten zu befragen. So entstand ein gelehrter Briefwechsel, in welchem beyde bald zu allgemeineren Erörterungen hingeführt wurden, so daß sie sich ihre Ansichten von der griechischen Mythologie überhaupt gegenseitig mittheilten. Und dieses eben macht die Briefe so anziehend, besonders da wir zwey fast entgegengesetzte Ansichten darin ausgesprochen und scharfsinnig entwickelt finden, von denen jede, einseitig durchgeführt, die griechische Mythologie als solche aufheben würde; denn nach der einen Ansicht würde sich die griechische Mythologie als Mythologie, nach der andern als griechische auflösen; soll sie daher bestehen, so müssen beyde, das Allgemeine und das Besondere, in ihrer lebendigen Verknüpfung aufgefaßt werden, beyde also in eine höhere, harmonische übergehen, und in dieser ihren Widerspruch aufheben. Indem wir das Allgemeine, auf die griechische Mythologie überhaupt Bezug habende, aus diesen Briefen hervorheben, wollen wir es versuchen, diesen Gegensatz der Ansichten zu vermitteln.

Im ersten Briefe erklärt sich Hermann gegen die symbolische Erklärung der schwierigen Stelle im Homerischen Hymnus auf die Ceres. Homer und Hesiod, behauptet er, wußten von Symbolik und Mystik durchaus nichts, sondern, was sie erzählen, erzählen sie als Thatsachen ganz einfach in vollem Glauben, ohne

nach Grund und Ursache, oder einer andern Deutung zu fragen. Das Symbolische kann bey ihnen nur in der Sache liegen, indem sie einem andern Dichter folgten, dessen symbolische Rede sie aber nicht mehr verstanden, und daher anders faßten. Es gab nämlich vor Homer eine philosophische, symbolische Poesie in Griechenland, wie sich aus mehreren Stellen des Homer, und aus der Theogonie des Hesiod darthun läßt; und aus dieser schöpften die ältesten uns bekannten Dichter der Griechen, ohne an eine symbolische Deutung zu denken.

Im dritten Briefe führt Hermann diese Ansicht weiter aus. Das Daseyn einer alten Poesie (nicht aber in Alt-Griechenland, sondern in Thracien, Lycien u. a.) beweisen die einstimmigen Aussagen der Alten; Hymnen, Theogonien, Kosmogonien und Sittensprüche waren der Inhalt ihrer Gesänge. Diese alten Dichter waren unstreitig Priester; wenigstens hatten sie von Priestern ihre Kenntnisse und Philosopheme empfangen; denn in der griechischen Mythologie (der Homerischen und Hesiodeischen) liegt zu viel Sinn, als daß sie die leere Dichtung einer müßigen Phantasie seyn sollte; und zugleich enthält sie zu viel ähnliches mit orientalischen Mythen, als daß sich ihr Ursprung nicht im Oriente verlieren sollte. Doch haben ihnen die Griechen einen eigenthümlichen Character gegeben, den der natürlichen Einfalt, der alles Griechische auszeichnet. Die griechische Mythologie ist weder symbolisch (die Begriffe durch solche Zeichen darstellend, in denen die Gottheit selbst als vorhanden, oder mit denen sie als in einem wirklichen Zusammenhange stehend gedacht wird), noch allegorisch (die Begriffe durch Bilder bezeichnend, aus denen man das Wahre nach der Aehnlichkeit mit den gebrauchten Bildern auffinden kann), vielmehr trägt sie ihre Kosmogonie ganz schlicht und einfach, alles mit dem wahren Namen bezeichnend, und nach seinem natürlichen Zusammenhange, vor; ihr Vortrag ist aber poetisch und personificirend. Die vorhomerischen Dichter also, aus denen besonders Hesiod seine Theogonie geschöpft hat, bezeichneten die Elemente, Kräfte und Eigenschaften der Natur mit ihrem wahren Namen, führten sie aber als Personen ein, und stellten das Entstehen derselben auseinander, folglich als Zeugung, dar. Die uralte Lehre der Weisen blieb das Eigenthum der Volkslehrer und Priester; die Dichter des homerischen Zeitalters aber wußten nichts mehr von ihrer Bedeutung, und verstanden sie überhaupt nicht, wenn sie auch dieselbe treu vortrugen. Zwischen jener uralten Poesie und dem Homerischen Zeitalter ist eine Kluft von wenigstens einem Jahrhunderte; es gab also eine mittlere Poesie zwischen der uralten und der Homerischen.

Gegen diese Sätze haben wir mehrere Erinnerungen zu machen.

Die alte Poesie und die homerisch-hesiodeische möchten wir nicht so scharf trennen, wie Hermann gethan, noch viel weniger behaupten, daß die Dichter des homerischen und hesiodeischen Zeitalters die alte Lehre, aus welcher sie geschöpft, nicht mehr verstanden hätten, und daß die Mythologie, welche sie vortragen, nichts Symbolisches und Allegorisches enthalte. Unsere Ansicht ist diese: Das Daseyn einer orphischen Priesterweisheit, die mit Poesie verknüpft war, läßt sich wohl keineswegs läugnen; hier aber war die Poesie noch eigentliche Dienerin der Religion. Ihre Selbstständigkeit, und mit dieser zugleich ihr exoterisches und bloß mythologisches Wesen, erlangte sie in der Epoche, wo sie sich nicht mehr unmittelbar und geflissentlich mit dem Göttlichen, mit der Entstehung der Dinge u. s. w., beschäftigte, sondern Volksgesang (δημώδης μουσική) wurde, also das Menschliche, d. h., das Geschichtliche, die Thaten der Völker, ausgezeichneter Stämme, Familien, Heroen u. s. f. zu verherrlichen begann. Also die epische oder homerische Poesie ist selbst der unmittelbare Austritt aus der symbolischen und priesterlichen Poesie. Die ältesten Sänger waren wie Orpheus (ein Collectivname, wie Homer und Hesiod, als Verfasser der Theogonie) Priester und Dichter zugleich (vates); dieses in der ersten Epoche noch ungetheilte Wesen trennte sich in seine Elemente: das Priesterliche trat als symbolische und geheime Götterlehre in die Mysterien zurück, das Dichterische aber als Volkspoesie und Nationalgesang hervor: in jenen lebte die alte, reine Götterlehre als esoterische fort, in der Volkspoesie aber ging die Mythologie, der Tendenz dieser Poesie gemäß, in das Sinnliche und Profane über; denn der Dichter, allem eine gefällige und schöne Form zu geben sich bemühend, kümmerte sich weniger um den Geist und den tieferen Sinn der ihm überlieferten Philosopheme und Mythen, vielmehr huldigte er auch dann, wenn seine Erzählung durch die idealische Darstellung und den geschichtlichen Stoff von selbst zum Didaktischen hinführte, dem Triebe nach Ergötzung und angenehmer Unterhaltung. Wir nehmen also keine mittlere Epoche zwischen der orphischen und homerischen Poesie an, sondern einen unmittelbaren Uebergang der alten symbolischen in die eigentlich poetische und mythologische, gesetzt durch die Scheidung der ursprünglich verbundenen Elemente, des priesterlichen und dichterischen. Ihre Ungetheiltheit erkennen wir im Hymnus, der theologisch und poetisch oder mythologisch zugleich ist, daher auch bald das theologische Element vorherrschte, wie im orphischen Hymnus, bald das dichterische und mythologische, wie im homerischen. Ohngeachtet aber dieser Trennung des theologischen und mythologischen Elements ermangelte die spätere Volkspoesie die) homerische und hesiodeische) keineswegs des Symbolischen und Al-

legorischen, welches aus der alten Götterlehre in sie überfloß; es lebte, wenn gleich unterdrückt, in der homerisch-hesiodeischen Poesie fort, und erhielt sich bis auf die spätesten Zeiten, in denen es, in seine Urquelle zurückstrebend, immer deutlicher und reiner hervortritt. Ohne dieses Symbolische und Allegorische, das auch in den Gesängen des Homer, des eigentlich geschichtlichen und exoterischen Dichters (wie ihn die Alten schon beurtheilt haben; man erinnere sich nur an Xenophanes, Platon u. a.) unverkennbar ist, wäre die Mythologie dieses und anderer Dichter inhaltslehre Dichtung, also nicht mehr Mythologie, d. h., auf ursprüngliche, dem Volke eigenthümliche und gemeinsame (nicht von Einzelnen willkürlich ersonnene) Ansichten und Lehren sich gründende und in poetische Form gekleidete Götter-, Natur- und Menschengeschichte. In den homerischen Gesängen nehmen wir freylich keine Andeutung des eigentlichen, tieferen Sinnes der alten Mythen wahr; dieses lag auch ganz außer dem Gesichtskreise dieser populären und historischen Poesie; daraus aber sind wir nicht berechtigt zu schließen, daß diese Dichter selbst die alte Lehre gar nicht verstanden, und die Mythen in vollem Glauben als Thatsachen erzählt hätten; denn konnten sie nicht ihre geheimere Kunde verschweigen — so wie Herodot, der die ἱεροὺς λόγους sich wohl hütet profan zu machen — und mußten sie es nicht, der Tendenz ihrer Poesie zu Folge? Es ist in der That auffallend, wie Hermann den ehrwürdigen Sängern überall Unkunde und Unwissenheit aufzubürden sich bemüht, und sein Urtheil erscheint um so einseitiger und ungerechter, je nichtiger die Beweise sind, durch die er es zu bekräftigen sucht. In den Briefen S. 20 und in seiner Abhandlung über die älteste Mythologie der Griechen S. III. führt er als Beleg für seine Behauptung die Stelle aus der Odyssee des Homer (XI. 602 ff.) an, wo der Dichter vom Herakles sagt, daß sein Schatten (εἴδωλον) in der Unterwelt sey, er selbst aber (αὐτός) bey den unsterblichen Göttern verweile. Unbegreiflich, sagt Hermann, ist es, wie der Dichter von derselben Person sagen könne, daß sie in der Unterwelt und bey den Göttern zugleich sey. Homer habe hier einen älteren Dichter vor Augen gehabt, diesen aber nicht verstanden. Der ältere Dichter nämlich habe dieses sagen wollen: die Tugend sey unsterblich, der Körper aber falle dem Todtenreiche anheim. Wir brauchen nicht zu klügeln, und den Herakles als Personification der Tugend, der Ruhmerwerberin, zu fassen; Herakles als Halbgott gehört theils den Göttern, theils dem Todtenreiche an; sein göttliches Wesen jenen, seine sterbliche Hülle diesem, und beydes hat Homer selbst durch αὐτός und εἴδωλον bestimmt genug unterschieden. Auch dem Hesiod schreibt Hermann gänzliche Unkunde dessen zu, was er in seiner Theo-

gonie vorgetragen habe, und will dieses durch die Stelle der Theogonie V. 131 ff. darthun, wo Hesiod sagt, Gaea habe die Berge und das Meer hervorgebracht, darauf mit Uranos den Okeanos erzeugt. Der ältere Sänger, den Hesiod vor Augen hatte, verstand, behauptet Hermann, unter πόντος nicht das Meer, sondern die Tiefe; das Meer, Okeanos, wurde erst später als das die Tiefe erfüllende Gewässer erzeugt; also sey das: πέλαγος οἴδματι θῦον ein Zusatz des seinen Vorgänger mißverstehenden Hesiod. Ist denn aber die Behauptung, daß πόντος die Tiefe bezeichne, erwiesen? und ist es ein Widerspruch, wenn nach dem πόντος Okeanos auftritt? Wir können dem scharfsinnigen Gelehrten nicht beystimmen, und müssen auch diesen Beweis der angeblichen Unkunde des Hesiod für ungegründet erklären. πόντος ist das Wasser, von πένω, daher πόνος, πόντω, πόντος: eigentlich das dürftige, d. h. leere, öde, folglich auch unfruchtbare; daher das Beywort ἀτρύγετος, im Gegensatze zur fruchtbaren und nährenden Erde. Eben dieses ist πέλαγος (von πέλω, dann πέλλω, das lateinische pello), also das bewegte, wogende Gewässer. Ferner ist es, unserer Meinung nach, kein Widerspruch, wenn Hesiod den Himmel (Uranos), die Veste (die Berge) und das Wasser oder Meer, nach diesen aber das Weltmeer (Okeanos) entstehen läßt. Pontos ist im Gegensatze zur oberen Region, dem Uranos, und den Bergen das fluthende Wasser überhaupt, Okeanos aber das von dem Trockenen, der Erde, geschiedene Meer, also das die Erde umkreisende Weltmeer. So werden ja auch in der Mosaischen Genesis (I. V. 2. und 10.) Wasser und Meer unterschieden.

Mit Recht macht Creuzer im vierten Briefe Erinnerungen dagegen, daß Hermann das Symbolische und Allegorische von der ältesten griechischen Mythologie ausschließen will, und nimmt, wie es sich gebührt, die Mythologie selbst gegen ihn in Schutz; denn diese würde ohne jene, das eigentlich Wesentliche in ihr, nur spielende Dichtung und inhaltsleere Form seyn. Treffend thut Creuzer durch mehrere Beyspiele dar, wie das Symbolische und Allegorische selbst den homerischen, anthropomorphischen Darstellungen zum Grunde liege. Die alten Lehrsätze und Allegorien erhielten sich aus dem Priestergesange her bis zu der Periode, wo die Mysterienlehre sich in Wort und Sprache an jede neueste Form der gebildeten Nationalpoesie anschmiegte. Jeder durchgreifende Nationalmythus hatte ferner bey den ältesten Völkern eine doppelte Ansicht, eine innere, theologische und eine äußere, volksmäßige (Herkules, Minos, die vielleicht beyde gelebt haben, u. a.); beyde bestanden zugleich. An dieses werden höchst anziehende und geistreiche Bemerkungen angeknüpft.

Im fünften Briefe entwickelt Hermann nach seiner scharfsinnigen Weise die Grundsätze der Behandlung der Mythologie, und zeigt, wie die beiden Methoden, die des Trennens und die des Vereinigens, welche für sich zur Einseitigkeit hinführen, mit einander verbunden werden müssen. Die griechische Mythologie ist nicht ein System gewisser symbolisch ausgedrückter Lehren, sondern eine vielartige, ihrem Ursprunge nach zwar verwandte, aber keineswegs ein System ausmachende Masse. Hier nun kömmt es besonders darauf an, die griechische Mythologie, wenn auch die ihr zum Grunde liegenden Philosopheme aus dem Orient abstammen, als eigentlich griechische zu behandeln, nicht allein der ursprünglich griechischen Namen, sondern auch der Einfachheit wegen, welche das charakteristische Zeichen des griechischen Volkes ist. Bey den griechischen Mythen dürfen wir uns nichts anderes denken, als was sich der Grieche, der sie aufstellte, nothwendig dabey gedacht haben muß, und nicht, wo wir dasselbe Zeichen finden, dieselbe Sache annehmen. Die in der Mythologie dargestellten Philosopheme muß man aus ihnen selbst erklären, und zwar muß die älteste Nationalmythologie der Griechen etymologisch-allegorisch, die Lehre der Priester und Mysterien historisch-dogmatisch, und die exoterische Theorie der Dichter und Philosophen philosophisch-kritisch behandelt und erklärt werden.

Dagegen erinnert Creuzer im sechsten Briefe mit Recht, daß die von Hermann dargelegte Methode der Behandlung der Mythologie eine aus bloßer Reflexion entsprungene und aus einer Folge von discursiven Begriffen hergeleitete sey. Der Richtweg zum höheren Alterthume, mithin zum Gebiete des Mythus, ist vielmehr die Anschauung, der Sinn; wenn wir gleich, so bald wissenschaftlich verfahren werden soll, in Begriffen reden, so müssen wir uns doch jederzeit durch den Sinn orientiren. Es gibt ein Erfahren der Mythen, und derjenige erfährt die Mythen alle Tage, der sich umsieht in der lebendigen Haushaltung der Natur und das Volk in seinem Thun und Treiben betrachtet. Immer kömmt es hier auf das richtige Erfassen der Grundanschauung an; diese führt uns in den Mittelpunct, von welchem aus wir die divergirenden Stadien übersehen, die hier und dort ein Mythus genommen. Die wahre Mythologie ist nichts anders, als Reproduction ursprünglicher Anschauungen und Ideen in ihrem Zusammenhange; die originellsten Ideen und Anschauungen aber, die den Inhalt der Mythologie bilden, finden wir im Oriente; daher ist zum Verständnisse der Mythologie überhaupt eine sorgfältige und fleißige Aneignung der orientalischen Denkart erforderlich. Der Mytholog soll im Einzelnen das Allgemeine erblicken, und durch die Oberfläche der mythischen Erscheinungen auf den Grund sehen, wo sich

ihm erst das Wesenhafte, worauf aller Mythus beruht, in völliger Ganzheit zeigen kann. Darauf wird durch Beyspiele erörtert, wie sich die Hauptlehren der alten Theologie, z. B. die großen Erinnerungen an die Stiftung und Wohlthaten des Ackerbau's, bis auf die späteren Zeiten herab erhalten und fortgepflanzt haben. Mit Recht bestreitet auch Creuzer die Hermannische Behauptung, daß Homer die Bedeutung der Mythen gar nicht mehr verstanden habe; insbesondere wird dieses durch sinnreiche Betrachtungen über das Allegorische der Odyssee, das schon die Alten anerkannten, erörtert.

Hier nun tritt der schon erwähnte Gegensatz der Ansichten hervor. Hermann hat Recht, wenn er fordert, daß man die griechische Mythologie aus ihr selbst erklären, nicht aber mit fremden, vornehmlich orientalischen Ansichten und Darstellungen vermischen solle; aber auch Creuzer hat Recht, wenn er die griechische Mythologie als Reproductiv einer Urmythologie betrachtet, die wir am reinsten im Orientalismus finden; das heißt, die Ansicht des einen, wie des andern Gelehrten kann nicht unbedingt gelten, sondern sie muß eingeschränkt werden, und jede durch die andere sich modificiren und ergänzen. Die Behauptung Hermann's, einseitig durchgeführt, wie er selbst gethan in seiner Abhandlung über die älteste Mythologie der Griechen in Bezug auf die Hesiodeische Theogonie, würde nur auf die Ableitung und Erklärung der Götternamen aus der griechischen Sprache und auf die Ansichten des griechischen Volkes sich beschränkend, den unläugbaren Verband, in welchem die griechische Mythologie mit der der orientalischen Völker, der Aegyptier u. s. f. steht (man erinnere sich z. B. nur an die von Herodot ausgesprochene Gleichheit der ägyptischen und griechischen Götter), aufheben, die griechische Mythologie also gleichsam mit Gewalt und auf widernatürliche Weise aus dem gemeinsamen Leben der Mythologie, in welchem sie wurzelte, herausreißen; so würde sie verwandelt in ein trockenes, seelenloses — nicht Gewächs, sondern Gerippe, wie es in Wahrheit auch die hermannisch-hesiodeische Kosmogonie ist mit ihrem Spatium, Jupatinus, Nuta, Opertanus, Profundanus, Celerivena, Turbulus, Seiugus, und wie alle die wunderlichen Geschöpfe heißen mögen. Es ist das Wesen des Verstandes zu sondern, und jedes in seiner Einzelnheit und Losgerissenheit vom Ganzen aufzufassen; die Sonderung ist nothwendig und heilsam, aber nicht das einzig wahre, nicht das höchste; vielmehr muß die Einbildungskraft das vom Verstand geschiedene wieder in Eins zusammenfassen, und so ins Leben zurückrufen, damit es nicht in der Einseitigkeit erstarre und untergehe; und zuletzt muß die Vernunft den tiefern Sinn, die wahre Bedeutung des von der

Einbildungskraft zusammengefaßten und lebendig gebildeten ergründen, das Bild auf das Urbild beziehen, in dessen Geist und Wesen es geformt ist, und so im Besonderen das Allgemeine, in der Erscheinung das Wesen, im Endlichen das Unendliche erkennen. Sonach wird nur derjenige die griechische Mythologie verstehen, der nicht bloß den einzelnen Mythus in seine einzelne Elemente zu zerlegen, sondern dieses Zerlegte und in jedem seiner Theile Erkannte in ein lebendiges Ganzes wieder zusammenzufassen vermag, und der endlich dieses hellenische Gebilde nicht nur auf den Gesammtgeist und Grundcharakter der griechischen Mythologie, sondern auch auf die Tendenz der Mythologie überhaupt zu beziehen weiß, um durch die Beziehung des besondern Typus auf den allgemeinen und ursprünglichen die Bedeutung und das eigentliche Wesen des ersteren zu erkennen. Die Menschheit ist ursprünglich und in ihrer Idee aufgefaßt eine; diese ihre ursprüngliche Einheit tritt natürlich auch am reinsten in der ursprünglichsten Offenbarung ihres Wesens, nämlich in den der Menschheit mit dem denkenden, sinnenden und bildenden Geiste ursprünglich gegebenen Grundideen vom Göttlichen, vom Ursprunge der Dinge u. s. w., hervor, und diese Grundideen machen den eigentlichen Inhalt aller Mythologie aus.

Von der anderen Seite aber dürfen wir dem Streben, das Besondere immer auf ein hoheres und allgemeines zu beziehen, nicht zu sehr huldigen; denn sonst entschwindet uns das Besondere in seiner Eigenthümlichkeit und nothwendigen Getrenntheit vom Allgemeinen. Die griechische Mythologie, so im Einzelnsten ihrer Bilder, Bezeichnungsweisen u. s. f. stets auf eine fremde, orientalische oder ägyptische bezogen, wird sich in der Allgemeinheit der Symbolik und Allegorie ganz verlieren, und als griechische sich darein auflösen. Darum können wir es nicht billigen, wenn Creuzer in seinen mythologischen Schriften fast alles mit allem vermischt, und nicht nur Griechisches mit Nichtgriechischem, oft ganz Fremdartigen in Verbindung bringt, sondern auch das Aelteste mit dem Neuesten und Jüngsten zusammenstellt, z. B. seine Erklärung der ältesten Mythen auf die Aussagen und Deutungen der Neuplatoniker gründet; denn so wenig die späteren, allegorisirenden Erklärer des Platon, denen der reine, natürliche Schonheitssinn und der altgriechische Geist überhaupt mangelte, diesen von ihnen vergötterten Weisen verstanden und richtig zu erklären wußten, indem sie vielmehr die sinnvolle Klarheit seiner Darstellungen durch öfters ganz geschmack- und verstandloses Allegorisiren trübten, eben so wenig können uns die späteren Philosophen, im Allgemeinen betrachtet, sichere Führer im Gebiete der griechischen Mythologie seyn. Daher auch bey ihm der Hang, selbst in das

Einfachste, was der alte Grieche gewiß ganz natürlich auffaßte, mystische Bedeutsamkeit zu legen, wie in Becher, Töpfe u. dgl.

Die griechische Mythologie sollte also, nach unserm Dafürhalten, so behandelt werden, daß man, mit sorgfältiger Unterscheidung der Zeit, der Localität u. s. f. alles aus der griechischen Sprache, den Grundideen und dem eigenthümlichen Character des hellenischen Volkes und seiner verschiedenen Stämme zu erklären versuchte, und an diese Erklärung dann theils das den Griechen zunächst Liegende (das Aegyptische, Vorderasiatische u. s. w.), theils das den griechischen Mythen zunächst Entsprechende und unläugbar mit ihm Verwandte, wenn auch der Localität nach Entferntere, anknüpfte, nicht blos der Vergleichung wegen, sondern auch, um den tieferen und allgemeineren Sinn des griechischen Mythus anzudeuten, und so die griechische Mythologie als besondere auf die allgemeine und ursprüngliche, von welcher sie ausgeflossen ist, zurückzubeziehen, damit im Nachbilde das Urbild erkannt werde. Beyde Methoden der mythologischen Forschung und Erklärung also, die trennende (Hermannische) und die vermischende (Creuzerische), müssen unserm Urtheile nach in dieser höheren verbunden werden, welche das Besondere mit dem Allgemeinen so zusammenfaßt, daß das erste weder vom zweyten ganz losgerissen und einseitig hingestellt wird, noch auch im zweyten sich auflöst, und seine Eigenthümlichkeit verliert.

Wie weit man nicht blos von der tieferen Bedeutung der griechischen Mythologie, sondern auch vom eigentlichen Wesen der Mythologie überhaupt abirren könne, wenn man, nach der Hermannischen Methode, nur bey der Ableitung der Worte aus der griechischen Sprache stehen bleibt, und die Bedeutung der Namen nach diesen oft willkürlichen Ableitungen bestimmt, davon gibt Hermann's Abhandlung über die älteste Mythologie der Griechen die auffallendsten Belege. Wir wollen nur einiges daraus hervorheben, um unser Urtheil zu bekraftigen.

Schon der Versuch, die ersten Wesen, von denen die Hesiodeische Kosmogonie ausgeht, das Chaos, die Gäa, den Erebos, die Nyx u. s. f., nach der Ableitung aus dem Griechischen zu erklären, müssen wir mißlungen nennen. Hermann macht das Chaos zum Spatium, die Gäa zur Materia, den Erebos zum Opertanus, und die Nyx zur Nuta. Das Chaos ist ihm also der leere Raum (spatium, quod omni materia vacuum est, in quo sunt omnia, wie er es erklärt); eben so fassen es Plutarch (üb. Isis S. 374. C.), Kanne (Mythol. der Griechen, S. 9. u. s. w.) und Wagner (Idee zu einer allg. Mythol der alt. Welt. S. 379.). Einen so abstracten Begriff dem Hesiodeischen Chaos unterzulegen, widerstreitet der Sache selbst und dem Zeugnisse des

Alterthums. Das Chaos ist vielmehr das, was die Inder (s. Majer's mythol. Lexik. Th. I. S. 252) und die Orphiker (s. Aristophan. Vrg. 694. das. Buch, S. 72) durch das Bild des Eys bezeichneten: das ungeschiedene Urseyn, in welchem Himmel, Erde und Meer, noch nicht gesondert, in Eins verschlungen waren (s. Apollon. Rhod. Argon. I. 466.), was Anaxagoras durch sein ὁμοῦ πάντα χρήματα εἶην (s. Aristotel. Phys. VIII., 1. Valcken. z. Eurip. Bruchst. S. 40.) andeutete. Auch Platon (mit dessen Ansicht die Hermannische Erklärung keineswegs übereinstimmt, wie Creuzer, auf den Scholiasten sich stützend, annimmt) folgte dieser Idee; denn sein κινούμενον πλημμελῶς καὶ ἀτάκτως (Tim. S. 30. A.) und ἀόρατον εἶδός τι καὶ ἄμορφον, πανδεχές (S. 51. A.) bezeichnet deutlich genug das ungeschiedene, regeuose Urseyn, in welchem alles noch in Eins verschlungen war; daher χάος von χάω, dann χαίω, χαίνω (das Deutsche gähnen, d. h., den Mund öffnen, also verschlingen, dann in sich fassen, verwandt also mit dem lateinischen capio, und wohl auch mit dem deutschen fassen; denn χάω ging über in χάδω, χάσσω, woraus sich, nach Verwandlung des χ in f, fassen bilden konnte). Selbst die formlose Materie, wie sie die Späteren sich dachten, wäre noch zu abstract und inhaltsleer für das Hesiodeische Chaos.

Ganz verfehlt ist ferner die Erklarung der Gaea als Materie (ex qua fiant omnia). Wie konnte Hermann das Beywort εὐρύστερνος und den Zusatz πάντων ἕδος ἀσφαλὲς αἰεὶ Ἀθανάτων übersehen? Oder soll dieser wiederum ein Beweis der Unkunde des Hesiodos seyn? Γαῖα ist die heilige Mutter-Erde, wie das gesammte Alterthum sie faßte, von γέω, γέα- γῆ oder γάω (γαῖα) abgeleitet; γέω (das Lateinische feo), wovon γείνω, γίνω, γίγνω und γίγνομαι abstammen, bedeutet: in sich fassen, oder tragen, also schwanger, oder fruchtbar seyn, folglich auch gebähren; also ist Γαῖα Procreatrix. Sehr bedeutsam ist es ferner, wenn Hesiod aus dem Chaos, nach dem in den ältesten Systemen herrschenden Dualismus, der sich auf die Geschlechtspolarität gründet, den Erebos und die Nyx hervorgehen, und von diesen wider den Aether und die Hemere entstehen läßt (auch Eros und Gaea verhalten sich zu einander, wie bildendes und bildungsfähiges). Erebos ist die Finsterniß (von ἐρέπω, ἐρέπτω, ἐρέφω, und dieses wieder von ῥέπω, ich neige mich, senke mich hinab, daher ἐρέφω ich senke hinab, versenke, verhülle, bedecke oder verfinstere); und zwar ist er als männliches Princip der Verhüller oder Verfinsterer, Nyx dagegen die Nacht, die verhüllte oder verschleyerte (von νύω, νύσσω, fut. νύξω, verwandt mit nuo und nubo, daher nubes, nupta, νύμφη, und mit νέω, νεύω, dem deutschen neigen; denn was sich herabneigt oder herab senkt,

geht in die Tiefe und Verborgenheit hinab). In das Urseyn also schon legt der sinnvolle Kosmogoniker zwey Lebensprincipien, ein sich verhüllendes: Erebos, und ein verhülltes: Nyx; denn es ist als Urseyn durch eigene Kraft gesetzt, die ursprüngliche Verhüllung also eine Nacht, die sich selbst (als Erebos) gesetzt und gebildet hat. Hermann dagegen versteht unter Nyx den »motus, quo gravia deorsum feruntur:« daher macht er aus ihr eine Nuta (von νύειν, vergere): ein für diese gehaltvolle Kosmogonie leerer Begriff. Eben so wenig hat Hermann beym Aether und der Hemere, aus denen er eine Claria und Serena macht, jenen so sinnreichen Dualismus beachtet, den wir fast in allen Kosmogonien finden.

Aus der Gaea, dem Mittelpuncte des Weltalls (nach der alterthümlichen, pythagoräischen und auch platonischen Ansicht), läßt der Kosmogoniker einen neuen Gegensatz hervorgehen, den der oberen Welt, Uranos (von ὀρεῖν, sich erheben, oriri, und ἄνω, s. Pseudo-Aristot. üb. d. Welt K. 6. Phurnut. üb. d. Wes. d. Götter K. 1. Philon üb. d Welt. Th. I. S. 22. Pfeiff. u. a.) und den der niederen Region, des Wassers (Pontos); sie selbst, die Erde, bildet als Veste, Ἑστία, Vesta, das ἕδος ἀσφαλὲς beym Hesiod), die Mitte; also: Himmel — Erde (als Veste bezeichnet durch οὔρεα μακρά bei Hesiod) — Wasser; jener, die befruchtende und von oben herab auf die Erde einwirkende Lebenskraft, dieses, die im Schooße der Mutter Erde verschlossene Bildungsfähigkeit, oder das weibliche Zeugungsvermögen. Im Gegensatze zu diesem in der Tiefe der Erde als Fluidum verschlossenen Wasser steht der Okeanos, das die Erde rings umfließende, also von der Veste geschiedene Weltmeer, wovon wir schon oben gesprochen haben.

Dieses genüge, um darauf aufmerksam zu machen, wie sich nicht allein die Hesiodeische Kosmogonie, sondern auch die gesammte griechische Mythologie in ein gehaltloses und bloß abstractes Begriffsspiel auflösen würde, wenn wir den Weg, den Hermann eingeschlagen hat, befolgen wollten. Wir müssen das Alterthum gegen dieses nur auf Vertilgung der bedeutsamen, alterthümlichen Mythologie ausgehende Verfahren auf das kräftigste in Schutz nehmen, und, wenn wir auch den Scharfsinn und die Sprachkunde in der Hermannischen Abhandlung keineswegs verkennen, doch, unserer Ueberzeugung zu Folge, ihre Tendenz und die ganze Hermannische Theorie, nicht nur für unrichtig, sondern auch für verderblich erklären, weil uns nach dieser Methode zuletzt statt ideenreicher Mythologie nur eine willkürliche Zusammenstellung dürftiger Begriffe übrig bleiben würde; und um so mehr halten wir es für nothwendig, uns in diesem Puncte gegen Hermann zu erklären, dessen sonstige Verdienste um die alte Litera-

tur nur Unwissenheit oder Verläumdung verkennen kann, je leichter das Ansehen des großen und berühmten Mannes verführen, und zu ähnlichen Versuchen auf dem von ihm betretenen Wege reizen kann.

A.

Art. XV. 1. The Law of Libel, and the history of his introduction and successive alterations in the Law of England etc. By *Thomas Ludlow Holt* Esq. Barrister at Law. London 1816.
2. Essai sur la loi, sur la souveraineté, et sur la liberté de la presse, par Mr. *Bergasse*. Paris. 1817.
3. Questions sur la législation actuelle de la presse en France par Mr. *Benjamin de Constant*. Paris 1817.
4. Sur les écrits de Mr. B. de *Constant* relatifs à la liberté de la presse par *J. Chr. Bailleul*, Ex-Député. Paris 1817.
5. Du Jury et du Régime de la Presse sous un Gouvernement réprésentatif, par Mr. *Ricard*. Paris 1817.

Die Preßfreyheit ist zwar ein Gegenstand, der in den Englischen Tagblättern und Journalen sehr häufig, und zuweilen auch wohl in größern periodischen Schriften zur Sprache kömmt; eigne Abhandlungen darüber erscheinen aber in England seit langer Zeit nicht mehr. Die Sache ist, in praktischer Hinsicht, entschieden; und, was zur Theorie gehört, wird daher für überflüßig gehalten. Das oben angeführte Werk ist nichts als ein Handbuch für praktische Juristen, und hat keinen politischen, nicht einmal viel historischen Gehalt.

Desto mannigfaltiger und lebhafter sind in den letzten Jahren die Verhandlungen über Preßfreyheit in Frankreich gewesen. In diesem Lande trat mit dem Jahre 1814 eine neue Epoche der Gesetzgebung ein. Die vom Könige verliehene Verfassungs-Urkunde kündigte die Preßfreyheit in allgemeinen, sehr unbestimmten Formeln an. Ueber die Auslegung dieser Formeln erhob sich große Verschiedenheit der Meinungen, über die Grenzen und Bedingungen der Anwendung noch größere. Die Frage wurde in jeder Sitzung der legislativen Kammern, nicht ohne viel Geschicklichkeit und Beredsamkeit von beyden Seiten, oft auch mit leidenschaftlicher Wärme erortert, und bis in ihre kleinsten Bestandtheile zerlegt. Eine betrachtliche Anzahl von Schriftstellern nahm Theil an diesen Discussionen; die vollständige Sammlung ihrer Flugschriften, so wie der in den Jahren 1814, 1816 und 1817 in den Kammern gehaltenen, großentheils zum Druck beförderten Reden, würde jetzt bereits eine kleine Bibliothek bilden.

Wir haben einige der neuesten und merkwürdigsten dieser Schriften hier namhaft gemacht. Unsere ursprüngliche Absicht war, sie unmittelbar zu zergliedern und zu beurtheilen. Der Ver-

such hat uns überzeugt, daß diese Arbeit nur einzelne, zerrissene, wenig befriedigende Resultate gegeben haben würde, die ohne einen vorhergehenden Leitfaden zur Uebersicht des Ganzen keinen sonderlichen Werth gehabt hätten. Wir glauben, etwas Nützlicheres zu thun, wenn wir unsern Lesern, so weit es der Raum dieser Blätter gestattet, eine zusammenhängende, theils geschichtliche, theils raisonnirende Darstellung des gegenwärtigen Zustandes der Preßfreyheit in England und in Frankreich vorlegen, und erst nachher aus einzelnen Schriften herausheben, was zur weitern Aufklärung des Gegenstandes besonders dienlich seyn mögte. Zunächst müssen wir aber den Standpunkt bestimmen, von welchem wir bey dieser Darstellung ausgehen.

Wenn man über Preßfreyheit sprechen will, muß man, um sich selbst und Andern verständlich zu seyn, vor allen Dingen darauf Acht haben, welche Bedeutung dem Worte von dem Sprachgebrauch des Zeitalters, in welchem man lebt, beygelegt wird, und was in dieser Bedeutung zuläßig oder unzulaßig, brauchbar oder unbrauchbar seyn mag.

Unbedingte Preßfreyheit wäre der Zustand, worin jeder Einzelne das Recht hätte, seine Gedanken, Meinungen und Urtheile über Personen und Sachen, durch den Druck zu verbreiten, ohne weder vor der Verbreitung durch irgend ein Gesetz beschränkt, noch nach der Verbreitung irgend einem Gesetz dafür verantwortlich zu seyn. Für diejenigen, welche Rechte vor der bürgerlichen Gesellschaft, und unabhängig von derselben, oder sogenannte natürliche Rechte annehmen, könnte das natürliche Recht der Preßfreyheit nicht besser definirt werden.

Daß es außerhalb der bürgerlichen Verbindung, weder eine regelmäßige Mittheilung der Gedanken, noch ein Bedürfniß derselben, noch Schrift, noch Bücher, noch Druck-Pressen geben würde, leuchtet von selbst ein. Wenn aber alle diese Dinge auch nicht der Gesellschaft ihre Entstehung verdankten, so wären sie nichts desto weniger an ihre Regeln gebunden. Sobald einmal die gesellschaftliche Ordnung besteht, hat es mit den natürlichen Rechten ein Ende. Ob sie vorher existirt haben, oder nicht, ist eine Frage metapolitischer Speculation, die Jeder nach seinem System bejahen, verneinen, oder unentschieden lassen mag. Jedes Recht, woher es auch ursprünglich stammen möge, ist oder wird ein gesellschaftliches Recht.

Ein gesellschaftliches Recht aber ist ohne Schranken so wenig denkbar, daß sogar der reine Begriff desselben von wechselseitiger Beschränkung der Freyheit abgeleitet werden muß. Das Recht, seine Gedanken durch Schrift und Druck zu verbreiten, hat demnach, wie jedes andere, seine Schranken. Im gesellschaftlichen,

das heißt, im einzig zuläßigen Sinne des Wortes, ist unbeschränkte Preßfreyheit ein Unding.

Bis auf diesen Punkt sind ungefähr auch wohl alle, die in dergleichen Dingen eine Stimme verlangen können, wenigstens in der Theorie, mit einander einig. Es liegt zwar ein Streben nach Freyheit, selbst über die rechtmäßigen Grenzen hinaus, unverkennbar in der menschlichen Natur; Beschränkungen, deren Nothwendigkeit wir nie bezweifelten, werden uns oft, wenn sie uns beym Handeln in den Weg treten, verhaßt; und welcher Schriftsteller hätte nicht in Fällen, wo ein großes Interesse oder eine große Verantwortung ihm vorschwebte, in einzelnen Augenblicken gewünscht, jeder äußern Verpflichtung und Rücksicht entbunden, seinem innern Triebe allein, er mogte zum Guten oder zum Bösen führen, Gehör geben zu dürfen? Sobald es aber auf Grundsätze, und auf öffentliches Bekenntniß von Grundsätzen ankömmt, wird Keiner, der sich selbst achtet, solche Neigungen laut werden lassen; und ungebundene Preßfreyheit im vollen Sinne des Wortes, wird, wenn auch mehr als einen geheimen Freund, doch nicht leicht einen erklärten Vertheidiger finden.

Die große Spaltung der Meinung hebt erst an, wenn die Frage aufgeworfen wird, welche Art gesetzlicher Schranken die beste und zweckmäßigste sey, um in Rücksicht auf den Gebrauch der Presse, das Interesse der Gesammtheit zu sichern, ohne die Freyheit der Einzelnen zu zerstören? Der Krieg, der über diese Frage entstanden ist, hat zur Folge gehabt, daß das Wort Preßfreyheit selbst, bald eine engere, bald eine weitere, bald eine ganz willkürliche Bedeutung erhielt, und daß die, welche die gesetzliche Beschränkung dieser Freyheit nur in Einer Gestalt begreifen oder zulassen wollten, zuletzt jede andere Form als Geisteszwang, Unterdrückung und Knechtschaft verdammten.

Die Freyheit der Gedanken-Mittheilung kann bekanntlich auf zwey verschiedenen Wegen vor Mißbrauch bewahrt werden. Entweder durch Anordnungen, die diesem Mißbrauch vorzubeugen bestimmt sind, oder durch solche, die ihn nach der That, zum Gegenstande gesetzlicher Ahndung machen. Die ersten gehören in die Classe der Polizey-Gesetze, und werden im gegenwärtigen Falle Censur-Anstalten genannt. Die andern müssen Strafgesetze seyn, weil in der Regel keine Handlung vor einen Gerichtshof gezogen werden kann, welche nicht ein vorher bestehendes Gesetz in einer oder der andern Voraussetzung als straffällig bezeichnet hätte

Bis auf die neuesten Zeiten herab war der Gebrauch der Presse in den europäischen Staaten, England allein ausge-

nommen, durch Polizey-Gesetze regulirt *). Die den Schriftstellern in England zu Theil gewordnen Privilegien, wurden früher weder als Tadel noch als Vorwurf für andere Regierungen betrachtet. Man sah ein, daß sie mit allen übrigen Eigenthümlichkeiten der Brittischen Verfassung zusammen hingen, und daß sie, losgerissen von diesen, auf einem andern Boden, wo Regierungsform, Gesetzgebung, Justiz-Verwaltung, Volkssitten ihnen zuwider waren nicht gedeihen konnten. Seitdem sich aber der menschliche Geist, im wirklichen Besitz größrer Ausbildung, und im eingebildeten Gefühl höherer Kräfte, daran gewöhnt hat, in alten Ordnungen nur alte Fesseln zu erblicken, ist auch der Wunsch, die Presse von der Polizey-Gesetzgebung zu emancipiren, durch ganz Europa lebendig und mächtig geworden. Was in Frankreich und den Niederlanden geschehen ist, hat diesem Wunsche neue Nahrung gegeben. Schriftsteller und Leser haben immer mehr und mehr die Richtung genommen, Preßfreyheit und Polizey-Gesetzgebung für unvereinbar zu halten; und nach und nach ist es dahin gekommen, daß man unter Preßfreyheit nichts anders mehr verstehen will, als das Recht zum Publikum zu reden, ohne irgend einer vorangehenden Aufsicht oder Controlle unterworfen zu seyn.

Wir wollen diesen Sprachgebrauch, da er nun einmal allgemein geworden ist, nicht unmittelbar anfechten; doch glauben wir nicht daß er vor einer strengen Prüfung Stich halten würde. So oft, sey es in öffentlichen Urkunden, sey es in Privat-Schriften, die Preßfreyheit auf diese Weise definirt wird, ist die einschränkende Clausel nicht weit: »Wohlverstanden, daß der Gebrauch dieser Freyheit mit den Gesetzen nicht im Widerspruch stehe.« Ein Recht, bey dessen Ausübung man bestehenden Gesetzen — die in dem vorliegenden Fall sogar Strafgesetze sind — verantwortlich bleibt, ist sicher nicht unbeschränkt. Mithin schließt die heutige Definition der Preßfreyheit bloß eine gewisse Classe von Beschränkungen, mit ausdrücklichem oder stillschweigendem Vorbehalte andrer, vielleicht nicht weniger lästigen, aus; und wenn dies nur

*) Es herrschte zwar im 17ten und 18ten Jahrhundert, in Holland, auf gewissen Punkten in der Schweiz, und in den Gebieten einiger unbedeutenden Reichsfürsten und Reichsstädte, eine stillschweigend autorisirte Preßfreyheit, von welcher die Gesetze keine Notiz nahmen, und der nur von Zeit zu Zeit Einhalt gethan wurde, wenn sich nachdrückliche Klagen darüber erhoben. Diese Beyspiele, die entweder in dem republikanischen Geiste, oder in der Kleinheit der Staaten, oder in besondern politischen Verhältnissen ihren Grund hatten, kommen, bey völlig veränderter Lage des Europäischen Gemeinwesens, nicht weiter in Betracht.

nicht zu weitern Irrthümern führt, wenn nur Jeder weiß, was *seine* Preßfreyheit bedeutet, und auf welche Bedingungen er sie genießt, so können wir uns das unbestimmte Wort wohl gefallen lassen. Sobald man sich aber zu einer freyern Betrachtung, und gründlichern Erforschung der Sache erheben will, müssen jene conventionelle und populäre Definitionen bey Seite gesetzt werden. Alsdann wird Preßfreyheit ein schlechterdings *relativer* Begriff, dessen Maß und Umfang, durch die zwischen dem erlaubten, und unerlaubten Gebrauch der Presse gezogene Grenzlinie bestimmt ist. Alsdann verliert die Frage, ob es besser sey Preßfreyheit zu haben, oder keine, alle Bedeutung, weil sie in einem gewissen Sinne nirgend, in einem andern allenthalben existirt.

Die Verbreitung der Gedanken durch das Mittel des Drucks ist an und für sich eine gleichgültige Handlung; dem Staate liegt ob, zu erklären, in welchen Fällen sie zur unerlaubten wird. Die Preßfreyheit kann eigentlich nie durch positive Verordnungen bestimmt werden; wo dieß geschieht, dürfen wir mit Sicherheit annehmen, daß man entweder ihr Wesen nicht versteht, oder besorgt ist, daß Andere, deren Vorurtheile man schonen, oder deren Meinungen man schmeicheln zu müssen glaubt, es mißverstehen mögten. Die Vorschriften, welche die Preßfreyheit zum Gegenstande haben, müssen durchaus nur gegen den *Mißbrauch* der Presse gerichtet, folglich immer *negativ*, und immer *beschränkend* seyn. Von diesem Gesichtspunkt muß auch die Untersuchung der Streitfragen, die gegenwärtig so viel Köpfe, und so viel Federn beschäftigen, ausgehen. Nicht, wie die Preßfreyheit zu gründen sey, — denn sie gründet sich von selbst — sondern, wie man sie, da sie ohne Beschränkung nicht bestehen kann, auf die unschädlichste und zweckmäßigste Weise zu beschränken hat, soll ausgemittelt werden. Und da die Wahl nur zwischen zwey Hauptformen liegt, so ist es am besten, die Frage folgendermaßen zu stellen: Welches von beyden Systemen, das, in welchem dem Mißbrauch der Presse durch Polizey-Gesetze vorgebeugt, oder das, in welchem der bereits eingetretne Mißbrauch durch Strafgesetze geahndet wird, verdient den Vorzug?

Wenn sich eine solche Frage durch blinde Vorliebe für das eine oder das andre System, durch absprechende Gemeinplätze, oder durch Argumente, in denen immer schon vorausgesetzt wird, was erst erwiesen werden sollte, entscheiden ließe, so würde sie ohne Zweifel bey der gegenwärtigen Stimmung der Gemüther bald abgethan seyn. Viele würden meinen, es verlohne sich nicht einmal der Mühe, sie aufzuwerfen; andere würden sogar durch eine in ihren Augen so überflüßige Untersuchung, die Würde des schriftstellerischen Characters, die Ehre eines aufgeklärten Zeit-

alters, und eins der heiligsten Rechte des Bürgers gekränkt glauben. Daß das System der vorbeugenden Gesetze, selbst unabhangig von den zahlreichen Mängeln, die es in der Ausübung fast überall begleitet, und fast überall in Mißcredit gebracht haben, an und für sich nicht beliebt, nicht populär seyn kann, ist ganz begreiflich. Die Wirkungen dieses Systems sind von so einfacher Art, daß sie sich mit Leichtigkeit auffassen, und ohne viel Anstrengung beurtheilen lassen. Sie treffen in ihrer Allgemeinheit, obwohl nicht jeden Schriftsteller auf gleiche Weise, doch jeden in so fern, daß er sie, ohne verantwortlich zu werden, nicht umgehen kann. Sie sind ferner, auch unter den günstigsten Umständen, dem schweren Verdacht der Willkür ausgesetzt, und haben, was noch schlimmer ist, diesen Verdacht nur zu oft gerechtfertigt. Sie berühren endlich — und dieß ist der gefährlichste Punkt — eine Classe von Individuen, in welcher sich eine gewisse Quantität wirklicher Verdienste mit einer großen Masse falscher Ansprüche vereinigt, und berühren sie an ihrer empfindlichsten Stelle, indem sie ihre Eigenliebe verletzen, den freyen Lauf ihrer Gedankenspiele, ihrer Erfindungen, ihrer Dichtungen, ihrer Thorheiten, und ihrer Leidenschaften hemmen, und der Meinung, die jeder Einzelne von sich selbst und seinen Werken hat, das Gewicht einer höhern Autorität, und, was noch viel unerträglicher ist, einer wirklichen oder doch gesetzlich-präsumirten höhern Einsicht entgegen stellen.

Von der andern Seite ist nichts natürlicher als die Gunst, welche das System der Verantwortlichkeit nach der That, so wenig Anziehendes Strafgesetze sonst auch haben mögen, sich erworben hat. Bey den Meisten bedarf dieses System keiner andern Empfehlung, als daß es ein Mittel ist, den Polizey-Gesetzen zu entgehen. Hier, wie in hundert ähnlichen Fällen, geben nur Wenige sich die Mühe zu prüfen, wie dasjenige beschaffen seyn würde, das nothwendig an die Stelle einer ihnen anstößigen Ordnung der Dinge treten müßte. Jedes Neue, wenn es auch ungleich beschwerlicher seyn sollte, erscheint wünschenswerther als die bestehenden Schranken. Da, wo man das gerichtliche Verfahren gegen den Mißbrauch der Presse nicht aus eigener Erfahrung kennt, hat man nur Augen für die glänzende Seite der Sache, und glaubt, es sey alles gewonnen, wenn man von keinem Censor mehr abhängt. Selbst in Ländern, wo dieses System schon lange geherrscht hat, verlieren die, welche nicht unmittelbar darunter leiden, die wahre Beschaffenheit, den Druck, und die Gefahren desselben, leicht aus dem Gesicht. Wenn in irgend einem namhaften Falle, die allgemeine Aufmerksamkeit durch fiskalische Klagen, durch provisorische Verhaftungen, durch den feyerlichen Apparat gerichtlicher Proceduren, Verhöre und Debatten,

zuletzt vielleicht noch durch einen tragischen Ausgang rege gemacht wird, dann freylich geräth alles in Bewegung, dann hört man von allen Seiten die hochgerühmte Garantie der schriftstellerischen Freyheit, als eine ohnmächtige Schutzwehr, als einen treulosen Fallstrick, als ein Werkzeug heimtückischer Tyranney verlästern. Indessen erholt man sich bald wieder von diesem augenblicklichen Schrecken. Jeder einzelne Schriftsteller, auch der, welcher sich vollkommen bewußt ist, alle Schranken überschritten, und die Rache der Gesetze herausgefordert zu haben, hofft für seine Person dem Ungewitter auszuweichen; und da der Donnerschlag immer nur wenige Häupter, und oft keinesweges die strafbarsten trifft, so ist die Hoffnung nicht ganz ohne Grund. Selbst im äußersten Falle bietet der Gang des Prozesses ihm noch mannigfaltige Rettungsmittel dar. Er rechnet auf die Geschicklichkeit seines Advokaten, oder auf seine eigene Kunst und Beredsamkeit, oder auf das Uebergewicht einer ihm günstigen Volksstimme. Mancher sieht einen Prozeß dieser Art, als ein Mittel berühmt zu werden, ja selbst die ihn bedrohende Strafe (besonders ehe er sie noch gefühlt hat) als einen neuen Anspruch auf Beyfall und Theilnahme aller Gleichgesinnten, oder als ein ehrenvolles Märtyrerthum an.

Wie viel, oder wie wenig Werth aber auch auf alle diese individuellen Ansichten und Motive zu legen seyn mag, so viel ist gewiß, daß, um beyde Systeme gründlich mit einander zu vergleichen, man beyde wenigstens vollständig kennen muß. Mit dem Censur-Systeme hat dieß keine Schwierigkeit; es beruht auf einfachen Vorschriften, und seine Vortheile wie seine Beschwerden, liegen am Tage. Hingegen ist das System, welches die Preß-Vergehungen dem richterlichen Ausspruch unterwirft, von einer viel verwickeltern Construction; es hängt mit mehr als einer wichtigen, oft sehr subtilen und kritischen Rechts- und Staats-Frage zusammen; es kann ohne beständige Rücksicht auf alle übrigen gesetzlichen und politischen Verhältnisse des Staates, in welchem es eingeführt ist, oder der es sich aneignen mögte, nicht einmal begriffen, vielweniger practisch gewürdiget werden. In Ländern, wo die Preßfreyheit unter dieser Form nie versucht worden ist, sind richtige Vorstellungen davon selten; man begeistert sich für Worte, ohne die Sache erforscht zu haben; und die am heftigsten danach schreyen, wissen oft am wenigsten, was sie begehren. Vielleicht liegt sogar eine der Hauptursachen der enthusiastischen Vorliebe für dieses System in der Unkenntniß seines Ganges und Characters, seiner wesentlichen Bestandtheile, seiner Vorbedingungen, seiner Schwierigkeiten, und seiner Gefahren. Ueber einen Gegenstand von so allgemeinem Interesse mehr Licht

zu verbreiten, kann in keinem Falle überflüßig seyn. Diejenigen — wie geringe auch ihre Zahl heute seyn mag — die, weniger rasch und kühn als die große Mehrheit ihrer Zeitgenossen, die Frage, womit wir uns hier beschäftigen, nicht für längst ausgemacht halten, die noch das Bedürfniß fühlen, darüber nachzudenken, und Stoff und Vergleichungspunkte zu einem gründlichen Endurtheil zu sammeln, werden keine aus Thatsachen geschöpfte Aufklärung verschmahen. Und selbst jene, die bereits abgeurtheilt haben, oder aus andern Gründen entschlossen sind, das System, für welches sie sich einmal erklärt, um keinen Preis mehr fahren zu lassen, müssen doch einen gewissen Werth darauf legen, den Gegenstand ihrer Wünsche genauer kennen zu lernen, und sich Rechenschaft darüber geben zu können, was, aus dem Standpunkte bisheriger Erfahrungen betrachtet, von der Realisirung ihrer Lieblingsidee zu erwarten seyn möchte.

Für diesen Zweck scheinen uns wenige Arbeiten so tauglich, als eine faktische, und zugleich beurtheilende Darstellung des gegenwartigen Zustandes der Preßfreyheit in England und Frankreich, mit Rücksicht auf die allmählige Entwicklung des einen und des andern. In beyden Ländern ist Aufhebung der Censur und Beschränkung der Presse durch Strafgesetze allein, jetzt als das herrschende System zu betrachten. In England ist dieses System seit mehr als hundert Jahren im Gange, und folglich, mit allen seinen Vortheilen und Uebeln, zur Vollendung gereift. In Frankreich ist es, gleich nach der Revolution feyerlich angekündigt, dann wechselsweise das Heiligthum, die Geißel, der Spott der Nation, bald Opfer, bald Werkzeug der Tyranney, seit der Wiederherstellung der königlichen Macht aber, ein Artikel des Fundamental-Gesetzes, und obgleich noch im Kampfe mit vielfältigen Hindernissen und Restrictionen, seiner endlichen Befestigung sehr nahe gebracht worden. Die ältern und neuern Verhandlungen beyder Länder bieten überdieß einen reichen Vorrath von Materialien aller Art zu vollständiger Bearbeitung der Frage dar.

Maßregeln, welche auf die Presse Bezug haben, müssen durchaus von mehr als einer Seite geprüft werden. Es wäre fruchtlos und verkehrt, sie ausschließend in ihren Wirkungen auf die Schriftsteller zu beurtheilen. Die vernünftigen Männer aller Parteyen sind darin einig, daß hier, wie in allen ähnlichen Fällen, die Ansprüche der Einzelnen nicht auf Unkosten des Ganzen befriediget werden dürfen, und daß nur diejenige Gesetzgebung gut zu nennen sey, welche die allgemeine Sicherheit mit der individuellen Freyheit zu vereinigen weiß. Ein System, das, um jede Gefahr abzuwenden, der Presse keinen freyen Athemzug

gestatten wollte, wäre nicht tadelhafter, als das andere, das, aus übertriebener Schonung der Einzelnen, die öffentliche Ruhe und die Existenz des Staates aufs Spiel setzte. Das schlechteste von allen wäre unstreitig das, welches auf beyden Seiten zugleich sündigte. Die Folge dieser Erörterungen wird uns vielleicht Beyspiele dieser Art liefern.

Um regelmäßig zu Werke zu gehen, dürfen wir nicht aus der Acht lassen, daß jedes System, welches die Presse durch Strafgesetze in Ordnung halten will, drey von einander deutlich geschiedene Bestandtheile hat, deren jeder für sich, und in seiner Einwirkung auf die übrigen erwogen werden muß, wenn man über den Werth des Ganzen entscheiden will. Diese sind:

Erstlich, die Beschaffenheit der Gesetze, nach welchen über den Mißbrauch der Presse erkannt, und die Bestrafung desselben veranlaßt wird;

Zweytens, die Form, in welcher Vergehungen gegen diese Gesetze zur richterlichen Kenntniß gebracht werden (das Recht der Anklage);

Drittens, das gerichtliche Verfahren in seinem ganzen Umfange.

Nach diesen drey Rubriken ist auch die folgende Darstellung geordnet.

Preßfreyheit in England.

Bis in die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts stand alles, was auf Gebrauch oder Mißbrauch der Presse in England Bezug hatte, unter der ausschließenden Gerichtsbarkeit der Sternkammer, eines uralten, von Heinrich VII. erneuerten Tribunals, welches vorzugsweise dazu bestimmt war, von Vergehungen gegen die öffentliche Ordnung und Uebertretungen der Landes-Polizey-Gesetze Kenntniß zu nehmen, und in welchem, ohne Zuziehung von Geschwornen, und ohne Rücksicht auf gewöhnliche Prozeß-Formen gesprochen wurde. Dieses Tribunal, zugleich eine Art von oberster Polizey-Behörde, bestimmte die Anzahl der Buchdrucker und der Pressen, und ernannte einen Aufseher (Licenser), ohne dessen Genehmigung nichts publizirt werden durfte. Die Sternkammer wurde im Jahre 1641, kurz vor Ausbruch des bürgerlichen Krieges, zu einer Zeit, wo alle alten königlichen Prärogativen zu Grunde gingen, abgeschafft. Das Parlament bemächtigte sich hierauf derselben Polizey-Gewalt über die Presse, welche die Sternkammer bis dahin besessen hatte, und übte sie, während der Dauer des Protectorats, durch Commissäre aus. Zwey Jahre nach der Restauration wurden die Anordnungen des Cromwell'schen Parlaments über diesen Gegenstand wieder in Kraft

gesetzt, und unter Carl II. und Jakob II. von Zeit zu Zeit erneuert. Die letzte dieser Anordnungen lief mit dem Jahre 1692, drey Jahre nach der Revolution, die Wilhelm III. auf den Thron gesetzt hatte, ab; man entschloß sich — der König selbst legte Werth darauf — sie auf zwey Jahre zu verlängern. Im Jahre 1694 erklärte sich das Parlament gegen weitere Verlängerung der Acte; und so ward, durch das bloße Erlöschen der ältern Gesetze, gleichsam stillschweigend, damals kaum bemerkt, und gewiß, ohne daß die Wichtigkeit dieses negativen Beschlusses für folgende Zeiten, von irgend einem der Theilnehmer geahnet worden wäre, das noch jetzt bestehende System eingeführt.

Wir schreiten nun zur Prüfung dieses Systems, nach der vorhin angegebenen Ordnung seiner Bestandtheile.

1. Beschaffenheit der Gesetze gegen Preßvergehungen.

Man kennt in England keine andere Art von Vergehungen durch die Presse, als die, welche in der allgemeinen Kategorie der Schmähschriften oder Libelle begriffen sind. Libelle gegen Privat-Personen, und Libelle gegen den Staat oder die höchsten Autoritäten im Staat, sind im Sinne der englischen Gesetzgebung von einer und derselben Natur, und werden aus einem und demselben Standpunkte, nämlich, als Störungen des öffentlichen Friedens (breach of the King's peace) betrachtet. Die auf diese Vergehungen gesetzten Strafen sind Geldbußen, Gefängniß und Pranger. Die Geldbußen hängen von der jedesmaligen Bestimmung des Richters ab; sie haben sich in den letzten Zeiten oft auf 500 bis 1000 Pf. St. belaufen, und sind zuweilen noch mit Cautions-Stellungen »für ruhiges Betragen« (for good behaviour) auf längere Zeit verknüpft. Gefängniß-Strafen wurden ehemals bis auf zehn Jahre ausgedehnt, die neuere Praxis hat sie auf Ein Jahr, achtzehn Monate, und höchstens zwey Jahre beschränkt. Vom Pranger, auf welchen nach der vor einigen Jahren angenommenen Bill des Mr. Taylor nur noch im Fall des Meineides erkannt werden soll, sind die Schriftsteller, denen er sonst öfter zu Theil wurde, jetzt befreyt.

In einem Lande, wo dem Mißbrauch der Presse durch kein Polizey-Gesetz vorgebeugt, und wo der Thätigkeit, der Unruhe und den Leidenschaften des Menschen ein so weites Feld geöffnet ist, können Libelle aller Art keine seltne Erscheinung seyn. Daß durch diese Klasse von Schriften nicht allein die Ruhe und Ehre der Privat-Personen gefährdet, sondern auch die Sicherheit und Würde des Staates in nicht geringem Grade verletzt werden kann, wird Niemand in Zweifel ziehen. Und da sie, nach den Grund-

sätzen der brittischen Jurisprudenz, wie wir eben gesehen haben, wirklich mit vieler Strenge behandelt werden sollen, wer würde nicht glauben, daß die unterscheidenden Merkmale, der legale Charakter eines Libells, durch gesetzliche Vorschriften aufs genaueste bestimmt seyn müsse, wenigstens genau genug, damit in gewöhnlichen Fällen keine Ungewißheit Statt haben könne, und selbst in zweifelhaften, der Auslegungs-Kunst des Richters ein sichrer Leitfaden gegeben sey? — So verhält es sich aber keinesweges. Wie es mit der Gesetzgebung in England, in Ansehung dieses Punktes beschaffen sey, können wir nicht treffender ausdrücken, als mit den Worten eines neuern Englischen Schriftstellers, der in dieser Frage kein Fremdling ist. Er sagt: »Die Befugniß der Gerichtshöfe, Libelle zu bestrafen, gründet sich durchaus auf keine gesetzliche Vorschrift. Die Zustimmung des Parlaments zur Ausübung dieser Befugniß ist bloß negativ. In unserer ganzen Statuten-Sammlung findet sich nicht ein einziger Versuch, durch Worte zu bestimmen, was eigentlich ein Libell constituirt, noch irgend eine Regel, welche die Beschaffenheit oder den Grad der Strafe festsetzte, noch auch nur irgend eine Disposition, die Schmähschriften überhaupt für gesetzwidrig erklärte! Es gibt keine geschriebene Norm, wonach die Gerichtshöfe ihre Aussprüche abmessen könnten. Ihre Gewalt ruht auf keinem andern Fundament, als auf dem der ehemaligen Sternkammer; und die Richter der Kings-Bench haben von jeher keine andere Richtschnur gekannt, als die Aussprüche jenes willkürlichen Tribunals, und die ihrer Vorgänger, die dem Beyspiel desselben gefolgt sind.« *)

Die von den größten Englischen Rechtsgelehrten gegebenen Definitionen des Mißbrauchs der Presse, oder dessen, was ein Libell constituirt, tragen ohne Ausnahme das Gepräge dieser absoluten Unbestimmtheit der Gesetzgebung. Wir führen aus vielen nur einige der auffallendsten an. Der Ober-Richter Comyns sagt in seinem »Abriß der englischen Gesetze,« einem als classisch betrachteten Buche: »ein Libell sey eine Aeußerung der Verachtung, oder des Vorwurfs, zur Herabsetzung der Regierung, einer öffentlichen Autorität, oder einer Privat-Person, verbreitet.« — Der im Auslande noch berühmtere Blackstone drückt sich folgendermaßen aus: »Jeder Engländer hat das unzweifelhafte Recht, dem Publikum mitzutheilen, was ihm beliebt; wenn er aber etwas in Druck gibt, das unanständig, schädlich, oder gesetzwidrig ist, so hat er die Folgen seiner Vermessenheit sich selbst

*) *Edinburgh Review*. Vol. XVIII. p. 104.

zuzuschreiben.« *) Lord Ellenborough, noch jetzt Präsident des obersten Criminal-Gerichts, erklärte im Jahre 1804, »straf-würdig sey eine jede Publication, die zur Absicht habe, die Unzufriedenheit des Volkes zu erregen, indem sie, sey es durch Schmähungen, sey es durch Spott, die von der Regierung eingesetzten Autoritäten, in Miß-Achtung (disesteem) bringe.« **) Einer der neusten Schriftsteller über diesen Gegenstand, und ein grundgelehrter praktischer Jurist, sagt, mit nicht viel größrer Präzision als alle seine Vorgänger: »das Vergehen eines Libellisten besteht in der Bekanntmachung eines geschriebenen, gedruckten, oder gemalten Werkes, dessen Absicht dahin geht, den öffentlichen Frieden zu stören, indem es die Regierung herabsetzt, oder die Unterthanen zum Aufstande reizt.« ***)

Es wäre unnütz, sich bey der einleuchtenden Mangelhaftigkeit, Unzulänglichkeit und Nichtigkeit dieser und aller ähnlichen Definitionen lange aufzuhalten, oder umständlich darzuthun, wie aus einem so gänzlichen Verstummen der Gesetze, je nachdem Willkür und Macht die Wagschale nach der einen oder nach der andern Seite ziehen, die ungerechteste und gewaltsamste Behandlung der Schriftsteller, oder der empfindlichste Nachtheil für den Staat entspringen muß. Schon der Grund des ganzen Gebäudes, das durchaus auf der zweydeutigen Formel »eines Bruches des öffentlichen Friedens,« also auf einer bloßen gesetzli-

*) Commentaries on the law of England. Vol. IV. p. 151. Das merkwürdigste an dieser nichts definirenden Definition ist das Wort gesetzwidrig — in einem Lande, wo, nach der gemeinschaftlichen Aussage aller Sachverständigen, keine gesetzliche Vorschrift je entschieden hat, was unter einem Libell verstanden werden soll.

**) In eben dem Prozeß, in welchem er diesen, so mannigfaltiger Deutungen und Mißdeutungen fähigen Grundsatz aufstellte, erklärte er eine Stelle, worin der Beklagte von einem Vice-König von Irland gesagt hatte: »Er habe den Ruf, die neue Methode der Schaf-Fütterung besser als irgend ein Pächter in Cambridge-Shire zu verstehen,« — für libellistisch, »weil sie deutlich die Absicht verrathe, den Vice-König in der öffentlichen Achtung herabzusetzen.«

Der Libellist war übrigens keine geringere Person, als der berüchtigte Cobbet, dem man damals zum Verbrechen machte, über einen Lord-Lieutenant von Irland, als über einen guten Schaf-Kenner gespöttelt zu haben, und den man nachher zehn Jahre lang, alles, was die libellistische Frechheit je ausschweifendes und verruchtes erdacht hatte, ungestraft unter dem niedrigsten Pöbel verbreiten ließ, bis er zuletzt, von der Last seiner Missethaten erdrückt, und seinen eigenen Anhängern zum Gräuel geworden, aus England entfloh.

***) *Edinburgh Review* August 1816.

chen Fiction beruht, lehrt hinreichend, daß es keinem seiner Zwecke entsprechen kann; und es wäre in der That um die Preßfreyheit in England, von welchem Gesichtspunkte man auch ausgehen mag, äußerst schlecht bestellt, wenn sich nicht etwa (bey weiterer Prüfung) ergeben sollte, daß die Unvollkommenheit der Gesetzgebung durch anderweite Hülfsmittel mehr oder weniger compensirt sey.

Man würde jedoch in einen großen Irrthum verfallen, wenn man sich einbilden wollte, die hier gerügten Mängel waren der brittischen Preß-Gesetzgebung ausschließend eigen, hätten ihren Grund in dieser oder jener besondern Eigenschaft der brittischen Verfassung, und würden folglich andertwärts leicht gehoben werden können. Diese Mängel gehen unmittelbar aus der Natur der Sache hervor; und es beweiset vielleicht nur das richtige Gefühl, den glücklichen Instinkt der brittischen Staatsmänner, daß sie es nie unternommen haben, nach dem Unausführbaren zu streben. Jeder Rechtsgelehrte weiß, wie schwer es schon hält, den Character einer Privat-Injurie, oder einer Schmähschrift gegen Privat-Personen, mit logischer und juridischer Genauigkeit anzugeben, und wie wenig die bisherigen Criminal-Gesetzbücher auch nur dieser Aufgabe Genüge geleistet haben. Aber ein Libell gegen den Staat, gesetzlich, und ausreichend zu definiren, mit andern Worten, zwischen dem unschuldigen Gebrauch und dem Mißbrauch der Presse, in Rücksicht auf die öffentlichen Angelegenheiten, eine unverkennbare Demarcations-Linie zu ziehen, scheint uns ein für allemal unmöglich. Wenn es mit drey oder vier bündigen Formeln gethan, wenn es z. B. genug wäre, auszusprechen, daß der, welcher sich unmittelbar an der Person des Souverains mit unanständigen Aeußerungen vergriffe, — der, welcher offen und ausdrücklich zur Empörung gegen ihn oder seine Stellvertreter aufforderte, — der, welcher bestehenden Gesetzen für sich oder andere förmlich den Gehorsam auffsagte, u. s. f. strafwürdig seyn sollte, so käme man freylich ganz leicht aus der Sache. Vielleicht könnte man sich auch die Mühe ersparen, Gesetze dieser Art niederzuschreiben; denn der Uebertretungsfälle würden nicht viele, und die welche dagegen sündigen mögten, im Narrenhause wohl besser aufgehoben seyn, als im Kerker. Sobald man aber von diesen Extremen herabsteigt, und in die Region des Praktisch-Möglichen, des Praktisch-Wahrscheinlichen tritt, erscheint die Aufgabe in einer veränderten Gestalt. Es ist lehrreich, oft auch belustigend, zu bemerken, mit welcher Leichtigkeit, mit welcher Beherztheit so viele, die sich in Fragen dieser Art zu Führern ihrer Mitbürger aufwerfen, von einem guten Gesetz über Preßfreyheit sprechen, mit welcher Zuversicht sie erwarten,

daß nächstens, von hier oder von dort, von oben oder von unten her, ein so dringendes Zeitbedürfniß seine Erledigung erhalten wird, wie sie sich nicht genugsam verwundern können, daß, sey es nun Unfähigkeit der Rathgeber, oder Halsstarrigkeit der Machthaber, mit einem so heilsamen Werke so lange gezaudert werden konnte. Es ist noch lehrreicher, und oft nicht weniger belustigend, zu sehen, wie Gesetzgeber und Staatsmänner, und wohlmeinende Schriftsteller sich anstrengen und abmühen, und nach hundert vereitelten Unternehmungen immer wieder von neuem versuchen, diese rebellische Aufgabe zu überwinden. Sie würden ihre Zeit und ihre Kräfte nicht viel fruchtloser verwenden, wenn sie sich mit der Quadratur des Zirkels beschäftigten.

Die Erfindung eines Gesetzes, oder einer Reihe von Gesetzen, die mit einer für das practische Bedürfniß hinreichenden, für die Freyheit der Schriftsteller und die Sicherheit des Staates gleich beruhigenden Deutlichkeit und Genauigkeit bestimmten, was unter Mißbrauch der Presse in Bezug auf die öffentlichen Verhältnisse verstanden werden soll, halten wir, (nach unserer durch vieljähriges Nachdenken immer fester gewordenen Ueberzeugung) aus zwey Gründen für unmöglich *).

Der erste ist, daß, was durch Worte gefrevelt werden kann, sich nicht durch Worte voraus bestimmen, vielweniger erschöpfen läßt. Das Gesetz kann mit vollkommener, oder doch practisch hinlänglicher Genauigkeit bezeichnen, was Straßenraub, Diebstahl, Brandstiftung, Münzverfälschung, Betrug u. s. w. ist. Nicht, daß nicht auch diese Classen von Verbrechen oder Vergehungen mannigfaltige Formen, und Abstufungen, und Verwickelungen, und Verlarvungen zuließen; es liegt jedoch in allen ein materielles Element, welches ein gutgefaßtes Gesetz ein für allemal ergreifen und darstellen kann. Welches Gesetz aber vermögte, in den tausendfältigen Combinationen, deren menschliche Gedanken und menschliche Sprachen fähig sind, das Gute vom Bösen, das Unschuldige vom Strafbaren, im voraus zu unterscheiden? Wo soll hier eine Grenze gezogen, und durch welche Wortformen könnte sie bezeichnet werden? Bleibt das Gesetz bey jenen allgemeinen Bestimmungen stehen, womit alle bisherigen Strafgesetze sich begnügen mußten, so werden entweder die Vertreter des Staates sich an gezwungene Auslegungen, zweifelhafte

*) Mit den Preßvergehungen gegen Privatpersonen beschäftigen wir uns gegenwärtig nicht, theils, weil die Gesetzgebung über diesen Gegenstand, obgleich ebenfalls mit großen Schwierigkeiten verknüpft, doch eher zu einem gewissen (nie völlig genugthuenden) Grade von Vollkommenheit gebracht werden kann, theils, weil sie ein ungleich geringeres Interesse haben, als die Vergehungen gegen den Staat.

Inductionen, willkürliche, vielleicht gewaltsame Anwendungen und Folgerungen halten müssen, oder die Gewandtheit und Schlauigkeit der Delinquenten wird alle gesetzliche Schranken zu überspringen wissen. Glaubt man diesen Gefahren durch Vervielfältigung der Vorschriften, durch kleinliches Aufzählen einzelner möglicher Uebertretungsfälle, durch ein fruchtloses Streben nach Vollständigkeit zu entgehen, so wird man, zwar niemals zum Zweck, doch zuletzt zu einem Straf-Codex gelangen, der auch die unschuldigsten Hände lähmen, und mit welchem kein Schriftsteller mehr wagen würde, die Feder zu ergreifen. Eine Mittelstraße gibt es nicht. Es ist das ewige und unausweichliche Loos eines solchen Gesetzes, zu schlaff, oder zu strenge zu seyn; und an dieser Alternative scheitert alle menschliche Kunst.

Der zweyte, vielleicht noch wichtigere Grund der Unmöglichkeit, Vergehungen der Presse unter die Rubriken eines Gesetzes zu ordnen, liegt in der eigenthümlichen Natur dieser Vergehungen; ein bisher viel zu wenig beachteter Umstand, der eine ausführlichere Erörterung verdient.

Alle gewöhnlichen Strafgesetze sind entweder auf eine wirklich begangene materielle That, oder auf den Vorsatz sie zu begehen gerichtet; sobald eins oder das andere erwiesen werden kann, ist auch die größere oder geringere Strafwürdigkeit des Angeklagten gesetzlich entschieden. Hingegen kann die Strafwürdigkeit einer Schrift, weder aus einer materiellen That allein, noch aus dem Vorsatz des Thäters allein, noch aus beyden vereiniget erkannt werden; es muß ein drittes hinzu kommen, worauf in keinem andern Criminalfalle Rücksicht genommen wird, und welches die Vergehungen durch die Presse von allen übrigen wesentlich unterscheidet.

Die materielle That des Verfassers oder Herausgebers einer Schrift ist die Publication; mit ihr beginnt die gesetzliche Existenz der Schrift. Die bloße Abfassung kann weder Verbrechen, noch Vergehung constituiren. So wie Jedem erlaubt (d. h. gesetzlich nicht untersagt) ist, für sich selbst das Strafbarste zu denken, und das Heilloseste zu wünschen, so hat Jeder auch — die innre Verantwortung vor dem Gewissen bey Seite gesetzt — das unläugbare (äußre) Recht, zu seiner eigenen Unterhaltung zu schreiben, was ihm beliebt. Der Druck sollte, als unmittelbare Vorbereitung zur Publication, nach strengen Begriffen nicht mehr als gleichgültig betrachtet werden; in Ländern aber, wo keine Censur-Anstalten sind, liegt auch dieser Akt außerhalb der gesetzlichen Controlle. Die eigentliche That ist immer die Publication. Nun ist es aber in den meisten Fällen unmöglich, selbst aus der Publication einer Schrift, unmittelbar die Strafwürdigkeit der-

selben zu erkennen. Dieß kann nur in den seltenen Fällen geschehen, wo der Verfasser etwa thöricht genug wäre, sich eines bestimmten, in den Gesetzen rein ausgesprochenen Verbrechens anzuklagen, oder andere in unzweydeutigen Worten dazu aufzufordern. Alsdann aber tritt seine Handlung aus der Classe der eigentlichen Preßvergehungen heraus, und fällt in den Wirkungskreis anderer Strafgesetze. Reine Preß-Vergehungen hingegen, sind durch das bloße Factum der Publication nicht hinreichend als solche beurkundet. Es bleibt eine Hauptfrage noch offen, mit welcher wir uns gleich beschäftigeu werden.

Eben so wenig kann die Absicht eines Schriftstellers, wenn sich auch zufälliger Weise darthun ließe, daß sie unbedingt unschuldig oder strafbar war, den gesetzlichen Character der Schrift, allein oder unmittelbar bestimmen. Es kann Jemand eine Schrift mit dem bestimmten Vorsatz, die Staats-Verfassung zu Grunde zu richten, geschrieben und publicirt, aus Zaghaftigkeit aber, oder aus Ungeschicklichkeit seine Worte so zweckwidrig gestellt haben, daß kein Leser derselben auch nur den leisesten Verdacht daraus zu schöpfen vermögte; eine solche Schrift wäre nach allen gesunden Rechtsbegriffen kein Libell. Es kann ein Anderer, ohne böse Absicht, aus Leichtsinn, aus Muthwillen, aus Eitelkeit, aus falschem Enthusiasmus, Dinge schreiben, welche die gesetzliche Ordnung in ihren Grundfesten erschüttern; und seine Schrift ist ohne allen Zweifel ein Libell *).

Das Eigenthümliche der Vergehungen, die aus dem Mißbrauch der Presse entspringen, besteht darin, daß diese Vergehungen — mit Ausnahme jener wenigen Fälle, wo sie unter eine andere Kategorie von Strafgesetzen treten — nur in ihren faktischen, oder rechtlich-präsumirten Wirkungen erkannt werden können, da die Handlungen, welche sie constituiren, an und für sich, im gesetzlichen Sinne des Wortes, neutral sind. Bey allen andern Verbrechen oder Vergehungen, sind die That, und die Absicht, die beyden einzigen Gegenstände der Untersuchung: hier muß ein Drittes, nämlich die innere Beschaffenheit der Sinn, der Character, oder, mit einem einzigen dieß alles bezeichnenden Worte, die Tendenz der Schrift, mit in Anschlag gebracht werden. Ein Mord, ein Diebstahl, ein Betrug u. s. f. können nie als neutrale Handlungen betrachtet werden; die Wir-

*) Wenn die Strafwürdigkeit einer Schrift auf andern Wegen einmal entschieden ist, so kann allerdings die böse Absicht des Verfassers, in so fern sie sich ebenfalls erweisen läßt, auf die Beurtheilung derselben großen Einfluß haben; aber auch die strafbarste Absicht kann nie eine Schrift zum Libell machen, die es an und für sich nicht ist.

kung mag erfolgt seyn oder nicht, sie **sind** und bleiben ein für allemal Verbrechen oder Vergehungen, je nachdem das Gesetz sie classificirt hat. Eine Schrift hingegen **wird** nur strafbar, wenn man ihr diese oder jene schädliche Wirkung, entweder durch unmittelbare Induction nachweisen, oder durch rechtliche Präsumtion zuschreiben kann. Diese Unterscheidung ist von wesentlichem Belang.

Es ergibt sich daraus zunächst die — so eben schon von einer andern Seite bewiesne — nothwendige Unzulänglichkeit aller gesetzlichen Bestimmungen des Mißbrauchs der Presse. Ein Gesetz kann unmöglich, mit irgend einem Anspruch auf Zuverläßigkeit oder Gerechtigkeit, dasjenige gut heißen, oder verdammen, dessen Werth oder Unwerth durch seine Wirkung allein, und größtentheils durch seine augenblickliche Wirkung bestimmt wird. Keine vorherbestehende Regel kann hier einen zuverläßigen Maßstab geben. Eine Schrift kann im höchsten Grade verderblich und zerstörend wirken, ohne gegen einen einzigen Buchstaben des strengsten und ausführlichsten Gesetzes anzustoßen. Die Wirkungen einer Schrift sind, so sehr als menschliche Erzeugnisse und Thaten es nur seyn können, an den Unterschied der Localitaten und der Zeiten, und an den Wechsel der Verhältnisse geknüpft. Was an einem Orte, in einem Zeitpunkte ohne alle Gefahr, und vielleicht mit Nutzen gesagt werden mögte, kann unter veränderten Umständen zum tödtlichen Gift werden. Mancher schiefe oder gewagte politische Satz, den wir heute mit Gleichgültigkeit in den gemeinsten Flugschriften lesen, hätte vielleicht vor funfzig, vielleicht auch nur vor zehn Jahren die gewaltsamsten Erschütterungen veranlaßt.

Wenn aber die Gesetzgebung in allem, was die Presse angeht, unvollkommen ist, und diese ihre Unvollkommenheit nie gehoben werden kann, so muß das System, in welchem der Mißbrauch der Presse durch Strafgesetze verhindert werden soll, auf einer andern Seite seine Ergänzungsmittel finden. Dieß geschieht durch eine nothwendige **Erweiterung der richterlichen Function**, welche die Unzulänglichkeit der gesetzgebenden compensirt. Der Richter wird in jedem Prozeß über Schriften, nicht bloß zum Schieds-Richter zwischen dem Gesetz und dem Beklagten, sondern eigentlich zum Mitgesetzgeber erhoben. Er entscheidet, nicht wie in gewöhnlichen Criminal-Fällen, nach der Vorschrift des Gesetzes, sondern allein nach dem Sinn desselben, und da, wo es ihn gänzlich verläßt, nach eigner Ueberzeugung. Er hat mit einer Frage zu thun, von welcher seine ganze übrige Praxis ihm kein Beyspiel darbietet. In jedem andern Criminalprocesse ist mit dem Beweise der That auch der Beweis des Verbrechens geführt; denn **ob** die

That an und für sich strafwürdig, ob sie an und für sich ein Verbrechen sey, oder nicht? — diese Frage ist durch das Gesetz schon beantwortet. Gerade diese sonst überflüßige Frage aber wird, so oft der Gegenstand der Anklage eine Schrift ist, die wichtigste, und zugleich die schwierigste der ganzen Verhandlung. Und da der Richter bey Auflösung derselben, vom Gesetz wenig oder gar keinen Beystand zu hoffen hat, vielmehr in jedem einzelnen Falle, das Gesetz, wonach er sprechen soll, selbst erst schaffen muß, so liegt auf ihm allein die Last und die Verantwortlichkeit der Entscheidung *).

In England, wo das Gesetz über die charakteristischen Merkmale einer Preßvergehung durchaus verstummt, tritt folglich die richterliche Behörde ausschließend an dessen Stelle, und das Schicksal jeder Anklage gegen Mißbrauch der Presse, bleibt unbedingt und ungetheilt ihrem Ausspruch anheim gestellt. »Ein Gesetz über Preßvergehungen« — sagt einer der gelehrtesten neuern Schriftsteller — »hat so unübersteigliche Schwierigkeiten, daß billiger Weise Niemand es verlangen kann; und am Ende wäre es auch überflüßig darnach zu streben. Alles kömmt nur darauf an, ein Mittel zu finden, wodurch der practischen Unbestimmtheit des Wortes Libell, so viel als wünschenswürdig und möglich ist, abgeholfen werde; und es scheint zuletzt gleichgültig, ob ein solches Mittel seinen Sitz in einem oder dem andern Zweige der Strafgesetzgebung habe **).« Wie dieses Mittel in England beschaffen ist, und wie fern es den Forderungen an eine gute Rechtspflege in Preßvergehungs-Fällen entspricht, werden wir im dritten Abschnitt untersuchen.

2. Form der Anklage.

Der gewöhnliche Gang der Englischen Justiz, in Rücksicht auf Vergehungen, die den Staat und die öffentliche Ordnung in-

*) Um jedem Einwurf zu begegnen, bemerken wir hier, daß zwar auch in Criminal-Prozessen über gewöhnliche und bestimmt-definirte Vergehungen die Frage: ob die begangene That überhaupt strafwürdig war, vorkommen kann; ob dieß gleich nur ein seltner Fall seyn wird. Ein Prozeß über eine angeklagte Schrift aber läßt sich ohne jene Frage, in der Regel nicht denken, und sie ist, so zu sagen, der Angel, um welchen das ganze gerichtliche Verfahren sich dreht.

**) *Edinburgh Review*, Vol. XXVII. p. 107. — Hierauf ließe sich mit Recht antworten, daß das Mittel, sobald es der richterlichen Behörde ausschließend überlassen werden muß, eigentlich gar nicht mehr in der Straf-Gesetzgebung residirt. Daß aber kein andrer Ausweg zu finden sey, darin stimmen wir diesem erfahrnen Rechtsgelehrten vollkommen bey.

teressiren, ist folgender. In jeder Grafschaft versammelt sich an den für die Sitzung des Assisen-Gerichtshofes festgesetzten Terminen, eine sogenannte Groß-Jury, zu welcher nicht unter zwölf, und nicht über drey und zwanzig Personen, sämmtlich bekannte und in gutem Ruf stehende Insaßen der Grafschaft, berufen werden. Vor diese Jury werden in der Regel alle Criminal-Anklagen, sie mögen ursprünglich von Privatpersonen, oder von Kronbeamten herrühren, im Namen der Krone gebracht. Die Anklage-Instrumente müssen mit der größten technischen Genauigkeit in Rücksicht auf Angabe der Personen, der Orte, der begangnen Verbrechen ꝛc. abgefaßt seyn; der kleinste Flecken macht sie ungültig. Wenn nicht wenigstens zwölf Mitglieder der großen Jury (also im Fall der Vollzähligkeit die Mehrheit) die Klage annehmbar finden, so ist sie verworfen. Wenn Zwölf oder Mehrere sie für zuläßig erklären — denn nur über diese Frage der Zuläßigkeit hat die große Jury zu entscheiden — so geht sie von dem Assisen-Gericht, an das competente Criminalgericht über, wo dann unter Concurrenz der kleinen Jury, die bekanntlich nur aus zwölf Personen besteht, und nicht anders als einstimmig sprechen kann, das weitre gerichtliche Verfahren eintritt. Diese Art der Anklage heißt in der Kunstsprache Indictment.

Es gibt aber, von uralter Zeit her, eine andere Form der Anklage — durch Information ex officio — zu welcher nur der oberste Kron-Fiscal, der den Titel General-Anwald (Attorney General) führt, bevollmächtiget ist. Dieser kann, ohne Dazwischenkunft der großen Jury, einen Criminal-Prozeß unmittelbar bey dem Gerichtshofe der Kings-Bench *) einleiten. Vormals wurden auf diesem Wege eine Menge von Vergehungen, besonders solche, die, wie die Rechts-Orakel sich ausdrücken, »die Regierung des Königes gefährden, oder Ihn in der Ausübung seines Amtes stören konnten,« verfolgt. Seit der Revolution von 1688 sind fiscalische Informationen beynahe ganz außer Gebrauch. Selbst in den wichtigsten Criminal-Fällen (bey Hochverrath und Felonie) wird die regelmäßige Form des Indictment beobachtet. Nur die Anklagen über Libelle werden fortdauernd, und seit langer Zeit ausschließend auf diesem Wege betrieben. Der wahre Grund dieser Ausnahme liegt abermals in der besondern Natur des Libell-Prozesses, und kann einem aufmerksamen Beobachter nicht lange verborgen bleiben. In dem obersten Criminal-Gerichtshofe

*) Das oberste Criminal-Gericht in England, welches ehemals Aula Regia, auch Custos morum genannt wurde. Der Akt des General-Fiscals, der eine Anklage bey diesem Tribunal einleitet, heißt in der Kanzleysprache — to *file* an information.

zu London wird der Libellprozeß von dem General-Fiscal selbst, unter unmittelbarem Vorsitz der Richter, geführt; und eine vollständige Darlegung der Gründe, welche die Anklage aufklaren und rechtfertigen können, geht dem Ausspruch der Jury voran. Sollte die große Jury, wie bey einem gewöhnlichen Indictment, über die Zuläßigkeit der Anklage erkennen, so müßte den Provinzial-Gerichten, zu deren Wirkungskreise die große Jury gehört, eine vorläufige Instruction des Prozesses übertragen werden. Da aber in einem Prozeß über Preßvergehungen, jede Instruction, auch die vorläufigste, sogleich in den Grund der Sache (in die merita causae) eingehen muß, so würde der Ausspruch der großen Jury unausbleiblich die Hauptfrage: Libell oder Nicht-Libell? — umfassen, und wenn dieser Ausspruch für die Anklage ausfiele, der oberste Gerichtshof mit seiner Jury — die immer wieder die nämliche Frage zu behandeln hätte — eigentlich nur eine Appellations-Instanz bilden, bey welcher sich, im Falle der Lossprechung des Beklagten, der sonderbare, und in der brittischen Jurisprudenz unerhörte Umstand ergeben könnte, daß eine zweyte Jury das Urtheil der ersten reformirte. Anstatt sich aber auf diesen, gewiß nicht unerheblichen Grund zu stützen, findet man es in England bequemer, das Verfahren des General-Anwaldes in Libell-Prozessen, durch die vorgebliche Nothwendigkeit einer schnellern Behandlung solcher Prozesse zu rechtfertigen; ein Grund, der, wie sich gleich zeigen wird, nicht unglücklicher gewählt werden konnte.

Nachdem der General-Anwald die Klage angemeldet hat, hängt der Zeitpunkt der Eröffnung des Prozesses durchaus von seinem Willen ab. Er kann Jahre verstreichen lassen, ehe er den Angeklagten vor Gericht fordert, und es gibt kein rechtliches Mittel, ihn zur Legitimirung der Anklage zu vermögen, wie lange er sie auch ruhen lassen mag. Er kann sogar aller weitern Procedur stillschweigend entsagen, ohne mit der Anzeige, daß er ihr entsagt habe, an einen bestimmten Termin gebunden zu seyn. Es steht also jederzeit in der Macht dieses Kronbeamten, die Schrecken eines Criminal-Prozesses gegen einen Schriftsteller aufzubieten, und, so lange er es für gut findet, über seinem Haupte schweben zu lassen. Fiscalische Informationen werden häufig eingeleitet, ohne daß irgend ein weitrer gerichtlicher Schritt darauf folgte; entweder, weil man bey näherer Prüfung der Sache, keinen günstigen Ausgang davon erwartet, oder auch, weil es von Anfang an nicht ernstlich damit gemeint war. Auf diese Weise wurden vor einigen Jahren mehr als zwanzig politische Schriftsteller an einem Tage in Anklagestand versetzt, und nur gegen einen wurde wirklich procedirt. So befand sich einst die größere Hälfte der in London erscheinenden Journale unter fiscalischer Anklage; die Informa-

tionen waren übergeben; keine kam zur Vollziehung. Der Prozeß war suspendirt, nicht niedergeschlagen; und die Journalisten fuhren inzwischen ungestört fort, nicht allein gegen die Minister und ihre Maßregeln, sondern selbst gegen den General-Fiscal, die Tribunäle, und die Richter zu Felde zu ziehen. Doch kam keiner ohne ernsthaften Schaden aus dem Spiel. Denn jede solche fiscalische Information, sie mag zum Prozeß führen oder nicht, ist mit beträchtlichen Kosten verknüpft, die sich oft auf 80 bis 100 Pf. St., und zuweilen noch viel höher belaufen. Unter gewissen Umständen kann der General-Fiscal auch, mit Beobachtung der Formen, den angeklagten Schriftsteller verhaften, und bis zur Lossprechung oder bis zur förmlichen Verzichtleistung auf den Prozeß im Gefängniß sitzen lassen.

Mr. Brougham hat vor zwey Jahren eine Bill zur Reform des fiscalischen Verfahrens in Libell-Sachen, ins Unterhaus gebracht; bis jetzt ist nichts darüber beschlossen worden. Dagegen hat der Staatssecretair der innern Angelegenheiten, Lord Sidmouth, im Monat März 1817 ein Circular an die Lord-Lieutenants der Grafschaften erlassen, wodurch die Friedensrichter bemächtiget werden, »Jeden, der eidlich bey ihnen angeklagt wird, schmähende oder aufrührerische Pamphletts und Schriften bekannt gemacht, verkauft, oder vertheilt zu haben, verhaften zu lassen, oder zur Bürgschaftsleistung für sein Erscheinen bey einer bevorstehenden Anklage, zu zwingen.« — Diese Vollmacht der Friedensrichter scheint von noch weiterm Umfange, als selbst die des General-Anwaldes zu seyn, und würde, wenn man es wagte, sie zu vollziehen, zu noch größern Bedrückungen führen *).

Das Recht der Anklage in Libellsachen kann nicht füglich einer andern Autorität als der fiscalischen übertragen werden; und diese kann es nicht nach einer vorher bestimmten Regel, sondern immer nur nach bestem Wissen und Gewissen, das heißt, auf eigne Discretion ausüben. Da der fiscalische Beamte, besonders in unruhigen Zeiten, unmöglich alle anstößige Schriften den Tribunälen überliefern kann, so bleibt ihm nichts übrig, als diejenigen aus der Masse herauszugreifen, welche der Zufall, eine augenblickliche Gemüthsstimmung, fremdes Urtheil, verdiente oder unverdiente Celebrität, persönliche Verhältnisse der Schriftsteller

---

*) Maßregeln von dieser Art — drückend in der Form, und ohnmächtig in der That — machen es begreiflich, wie in einer Epoche, wo der Mißbrauch der Presse in England die letzten Extreme erreicht hat, doch zu gleicher Zeit die Vertheidiger der Volksfreyheit immer noch scheinbare Vorwände finden, über die härteste Sklaverey der Presse und die Tyranney der Minister zu schreyen.

u. s. f. (höherer Einflüsse noch gar nicht zu gedenken) seiner Aufmerksamkeit und seiner Rüge empfehlen; und wenn er auch sein Amt mit noch so großer Einsicht und Unparteylichkeit verwaltet, läuft er immer Gefahr, gegen einen zur Verantwortung gezogenen Libellisten, hundert eben so strafbare, und vielleicht viel schädlichere zu verschonen. Dieser Uebelstand ist von dem System der Verhütung des Preß-Mißbrauches durch Strafgesetze unzertrennlich, und kann in keinem Staate, wo dieß System angenommen wird, daraus verbannt werden. Daß er in England in nicht geringem Grade obwaltet, und daß die dortige Form der Anklage gegen Preßvergehungen, zu mannigfaltigen Unregelmäßigkeiten und Mißbräuchen und zu drückender Willkür Anlaß gibt, daß folglich die brittische Preßverfassung, selbst aus dem Standpunkte der individuellen und schriftstellerischen Freyheit betrachtet, so befriedigend und so gefahrlos nicht ist, als ihre auswärtigen Bewunderer sich einbilden, geht aus dem, was in diesem Abschnitte gesagt worden, wohl deutlich genug hervor.

3. Gerichtliche Procedur.

Durch das Vorhergehende sind wir zu der Ueberzeugung gelangt, daß, wenn die Presse durch Strafgesetze in Schranken gehalten werden soll, die richterliche Gewalt in ihrer Mitwirkung für diesen Zweck einen ganz eigenen Character annehmen, daß sie Fragen erörtern, Gegenstände umfassen, Geschäfte übernehmen muß, die ihrem gewöhnlichen Gange fremd sind. Wer einmal die Gründe der unheilbaren Unvollkommenheit aller Strafgesetzgebung gegen Preßmißbrauch gefaßt hat, dem wird die Nothwendigkeit einer solchen Erweiterung der richterlichen Function wohl einleuchten. Ob sie aber an sich wünschenswürdig sey, das erfordert eine besondre Untersuchung.

Das Richteramt ist von allen andern öffentlichen Geschäften wesentlich unterschieden. Es setzt eine Masse von Kenntnissen und Erfahrungen voraus, die sämmtlich, wenn gleich keinesweges in einer beschränkten, doch in einer geschlossenen und abgesonderten Sphäre liegen. Zur genugthuenden Führung dieses wichtigen Amtes gehören überdieß Eigenschaften, die sich, selbst bey den glücklichsten Anlagen, nur durch vieljährige Uebung entwickeln können. Ein guter Richter kann zugleich ein einsichtsvoller Staatsmann, und ein gründlicher Gelehrter in andern Fächern seyn; wovon es allenthalben rühmliche Beyspiele gegeben hat, und noch gibt. Sein eigenthümliches Feld ist aber von so weitem Umfang, und das Verdienst es auszufüllen so groß, daß es unbillig wäre, Forderungen an ihn zu machen, zu welchen sein Beruf nicht unmittelbar berechtiget.

Das Geschäft, eine Schrift in ihren Beziehungen auf das öffentliche Interesse, auf den Schaden, den sie unter gewissen Umständen stiften, auf die Gefahr, die sie der allgemeinen Sicherheit bereiten kann, selbst auf das Verhältniß zwischen dem Schriftsteller und der öffentlichen Autorität, zu beurtheilen, steht mit allen übrigen Geschaften eines Richters in einer sehr entfernten, und oft in gar keiner Gemeinschaft. Es ist durch und durch politischer Natur; es setzt eine Kenntniß der Staatsangelegenheiten, der innern und auswärtigen Verhältnisse, des öffentlichen Lebens überhaupt und des ganzen gesellschaftlichen Zustandes voraus, die nur dem beywohnen kann, welchen ein bestimmter Beruf, oder ein anhaltendes Studium in Gegenstände dieser Art eingeweiht hat. Von einem gewöhnlichen Gerichtshofe den Ausspruch über die politische Tendenz einer Schrift zu verlangen, ist im Grunde nicht viel weniger gewagt, als wenn man ihm das Urtheil über den Werth eines Gemäldes oder einer musikalischen Composition zumuthen wollte. Auch würde wahrscheinlich kein Staatsmann oder Publicist eine so bedenkliche Mischung der Functionen je vorgeschlagen haben, wenn nicht in dem System der Strafgesetze, die Verlegenheit, jenes Geschäft an irgend eine andere Stelle zu verweisen, sie von selbst veranlaßt hätte. Der Richter muß aus seinem gewohnten Wirkungskreise herausgehen, sich in neue Ansichten, in neue Verhältnisse versetzen, ja in diesen, nicht ohne besondere Anstrengung des Geistes, bis auf einen gewissen Grad einheimisch werden, wenn er einem Amt, wozu er in seiner sonstigen Praxis weder Anleitung noch Hülfsmittel findet, auch nur mit mittelmäßigem Selbstvertrauen und mittelmäßigem Erfolg vorstehen soll.

Irgend einer Behörde im Staat muß freylich, wenn man nicht entschlossen ist, die Presse sich selbst zu überlassen, dieß kritische Amt anvertraut werden; und sollen politische oder polizeyliche Censoren einmal verbannt seyn, so bleibt nichts übrig, als juridische zu bestellen. Nur muß man sich durch Namen nicht täuschen lassen. Der Richter, in so fern er eine Schrift für erlaubt oder unerlaubt, für unschuldig oder strafbar erklärt, wird ein Censor im vollen Sinne des Wortes; in seiner censorischen, nicht in seiner richterlichen Qualität spricht er dieses Urtheil aus; zur richterlichen Function kehrt er erst dann zurück, wenn er gegen die verurtheilte Schrift die gesetzmäßige Strafe erkennt. Die Garantie der individuellen Freyheit, so wie die Garantie der öffentlichen Ruhe, in so weit beyde mit der Presse in Verbindung stehen, beruht folglich — da es erwiesenermaßen thöricht wäre, sie von einem unbestimmten und unbestimmbaren Gesetz zu erwarten — zuletzt allemal auf einer Censur, in welche Hände

diese auch niedergelegt, in welchem Zeitpunkte sie auch ausgeübt werden mag. Die juridische Censur trifft freylich nur diejenigen Schriften, welche die Beamten und Sachwalter der Regierung als anstößig oder gefährlich vor Gericht stellen; und diesem Umstande verdankt sie einen großen Theil ihrer Popularität. Ob aber wirklich durch die juridische Censur auch nur die schriftstellerische Freyheit — denn in Bezug auf das Staats-Interesse kann hier kein Zweifel obwalten — besser gesichert und garantirt seyn, als durch die politische, ist, im wahren Lichte betrachtet, sehr problematisch. Wenn der politische Censor sich zum Nachtheil des Schriftstellers irrt, so entspringt daraus, im schlimmsten Falle, die Unterdrückung einer unschuldigen Schrift, für den Verfasser ein empfindliches, oft auch mit wesentlichem Verlust verknüpftes Ereigniß. Wenn der juridische Censor in einen ähnlichen Irrthum verfällt, so hat der Schriftsteller, der nichts Böses beabsichtete, der seinen Mitbürgern nützlich zu werden hoffte, der die Gränzlinie des Erlaubten und Zuläßigen (für welche es ihm ohnehin in den meisten Fallen an einem sichern gesetzlichen Maßstabe gebricht) nicht überschritten zu haben glaubte, sein unverschuldetes Mißgeschick, nach überstandenen Widerwärtigkeiten eines Criminal-Prozesses, mit einer demüthigenden Sentenz, vielleicht mit harter Strafe zu büßen. Der politische Censor, wie hoch er auch gestellt seyn mag, und billig gestellt seyn sollte, bleibt doch immer der Agent einer höhern Autorität; von dieser kann er, wenn ihm etwas Menschliches begegnet, zurechtgewiesen, getadelt, reformirt werden; seine Entscheidung ist kein eisernes Thor, das gegen Vorstellungen und Gründe geschlossen wäre. Der Richter hingegen, sobald er nach seiner besten Einsicht gesprochen hat, ist nur Gott und seinem Gewissen verantwortlich; sein Ausspruch, er verdiene Lob oder Tadel, muß heilig gehalten werden; und eine Appellation, wenn sie in dieser Sache auch zuläßig wäre, würde die klagende Partey nur neuen Gefahren, und vielleicht noch größern Kränkungen aussetzen *). Hierzu kömmt, daß das Veto eines politischen Censors

*) In England gibt es in Libell-Prozessen durchaus keine Appellation. Was in einigen neuern französischen Broschüren von einem Recurs an den Lord-Kanzler in Libellsachen gefabelt wird, beruht auf lauter Unwissenheit und Mißverständniß. Von Criminal-Urtheilen der Kings-Bench ist nicht einmal eine Nullitäts-Klage (writ of error) vielweniger eine gewöhnliche Appellation an den Kanzler gestattet. Dieser Gerichtshof hat keine höhere Instanz über sich, als das Haus der Pairs.

Da bey der Unbestimmtheit der Gesetze über Preßvergehungen das Urtheil in dergleichen Prozessen fast nichts anders als ein Gewissens-Ausspruch seyn kann, so liegt in der Idee einer Appellation von einem Ausspruch dieser Art, wobey Gewissen mit Gewissen,

die Ehre eines Schriftstellers nie verletzt, und in der Meinung seiner Mitbürger, wenn diese zufällig davon Kunde erhalten, ihn eher zu heben als herabzusetzen pflegt. Dagegen macht die Feyerlichkeit einer richterlichen Sentenz, wenn nicht empörende Ungerechtigkeit sie befleckt, auf das Publikum allemal Eindruck; und der Schriftsteller, der in dieser letzten Verschanzung unterliegt, hat seine Sache unwiederbringlich verloren *).

Das Urtheil über die politische Schädlichkeit oder Unschädlichkeit einer Schrift, die nicht grobe Personal-Injurien oder offenbare Provocationen zu Verbrechen enthält, kann nur auf die Vorstellung von ihren practischen Wirkungen, von ihrer unmittelbaren oder mittelbaren Tendenz gerichtet seyn. Dieses Urtheil ist jederzeit mit einem gewissen Grade von Willkür behaftet. Wir meinen nicht jene unredliche Willkür, die, der Wahrheit und eigener Ueberzeugung zum Trotz, ihre Entscheidungen aus blinder Parteylichkeit oder fremdartigen Einwirkungen schöpft, sondern nur die Willkür des Gedankens, die bey der unendlichen Verschiedenheit menschlicher Ansichten, dem Einen als lobenswerth zeigt, was der Andere höchst tadelhaft findet. Ist es gleichgültig, die Autorität der Gerichtshöfe in den Kampf der Parteyen zu verwickeln? Eine Behörde, deren Ansehen und Credit für das Wohl der Gesellschaft und für ihre eigene Beruhigung, nicht rein und tadellos genug erhalten werden kann, in einen Schauplatz der Willkür, auch nur der unvorsätzlichen, auch nur der scheinbaren, zu verwandeln? Diese Betrachtung ist nicht ohne Gewicht. Jeder aufgeklärte Richter, der die Würde seiner Bestimmung kennt, wird gewiß gern ein Geschäft von sich ablehnen, das ihn, aus der wohlthätigen Freystätte seiner gesetzmäßigen, geregelten Thätigkeit, auf eine unbekannte schlüpfrige Bahn wirft, und ihn ohne Richtschnur und Leitfaden einer fremdartigen schweren Verantwortlichkeit Preis gibt. Fällt sein Spruch wider den Staat, der

---

Meinung mit Meinung, und Willkür mit Willkür in Collision treten würden, etwas unnatürliches und anstößiges, das in jedem Staat vermieden werden sollte.

*) Da, wo der politische Parteygeist den höchsten Gipfel erreicht hat, wie in England, findet freylich auch ein gebrandmarkter Libellist immer noch erklärte Anhänger und Beschützer; dieß ist aber nicht die Regel, sondern die Ausnahme; in einem ruhigern Gange der Dinge verhält es sich anders.

Uebrigens müssen wir, zur Verhütung vorzeitiger Einwürfe bemerken, daß wir bey der hier aufgestellten Parallele zwischen der richterlichen und polizeylichen Censur, die Gründe, die für und wider die letztere sprechen, keineswegs haben erschöpfen wollen, da wir uns erst in einem spätern Abschnitt dieser Abhandlung mit dem Censur-System besonders zu beschäftigen denken.

den Schriftsteller vor ihm angeklagt hat, aus, was vergilt ihm das schmerzhafte Gefühl, sich mit denen, welchen er Achtung schuldig ist, und deren Meinung ihm nie gleichgültig seyn kann, im Widerspruch zu finden? Verurtheilt er den Schriftsteller, wer schützt ihn, wenn auch sein Gewissen ihn frey spricht, gegen die Bitterkeiten aller Art, womit eine parteyische, leidenschaftliche, vielleicht aufgebrachte Volks-Stimme ihn bedroht?

Die Sache wird noch kritischer, wenn man erwägt, daß in Zeiten, wo Prozesse gegen Preß-Vergehungen sich häufen, ein Tribunal, das nicht, wie ein politischer Censor, jeden einzelnen Fall, nach seinen besondern (oft nur von diesem gekannten) Beziehungen behandeln kann, sondern in allen seinen Verhandlungen sich selbst allgemeine Grundsätze, und allgemeine Normen vorschreiben muß, wenn es eine, zwey, drey Schriften von einem gewissen Ton oder Character gebilligt oder verdammt hätte, nicht mehr anstehen konnte, alle ähnlichen ebenfalls zu billigen oder zu verdammen. Hieraus würde sich bald ein systematischer Gang erzeugen, der das Tribunal in beständige Opposition mit der Regierung, oder in beständige Opposition mit dem Publikum versetzte. Beydes aber wäre gleich nachtheilig. In dem einen Falle würde die Regierung von den Tribunälen verläugnet, in einem feindseligen gehäßigen Lichte, in dem andern das Tribunal, als ein unterwürfiges, blindes Werkzeug der Macht erscheinen. Und die Folge wäre immer, daß die Richter, sey es in der Wirklichkeit, sey es in der Meinung, ihre unabhängige würdevolle Stellung, die Achtung, die Gunst und das Vertrauen des besten Theils der Nation ohne Ersatz verloren haben würden.

Um einige dieser Einwürfe zu beseitigen, hat man den Vorschlag gethan, zur Aburtheilung fiscalisch belangter Schriften, anstatt der gewöhnlichen Gerichtshöfe, ein eignes Tribunal zu ernennen, das aus wirklichen Richtern, politischen Beysitzern, und einer gewissen Anzahl sachkundiger wissenschaftlich-gebildeter Männer gemischt wäre. Eine solche Behörde aber wäre nicht mehr ein Tribunal, sondern eine außerordentliche Kommission, welche die Stelle eines wahren Gerichtshofes nur unvollkommen und unsicher vertreten würde. Was eine solche Kommission, durch die Art ihrer Zusammensetzung, an Sachkenntniß und Fähigkeit zum Urtheil auf einer Seite allenfalls gewinnen mögte, würde sie auf der andern an Unabhängigkeit, an Selbstständigkeit, an Gewicht, an öffentlichem Vertrauen, zehnfach wieder verlieren.

Einen weit bessern Ausweg als diesen gewährt unstreitig die in England bestehende Anordnung, vermöge welcher sich bey Prozessen dieser Art die richterliche Gewalt gleichsam in zwey abgesonderte Bestandtheile scheidet, wovon der eine, die Richter-Bank,

den Prozeß bloß leitet, und das End-Urtheil spricht, der andere aber, die Jury, die Hauptfrage, ob der Beklagte strafbar sey oder nicht, entscheidet. Wir sind weit entfernt, in dieser Anordnung den Grad von Vollkommenheit zu erblicken, den viele sonst einsichtsvolle Männer (ganz neuerlich noch in Frankreich) ihr zugeschrieben haben. Wir glauben vielmehr, daß, wenn es auf Beurtheilung politischer Schriften ankommt, eine Jury in der Regel eine noch weit weniger competente Behörde sey, als ein gewöhnliches Tribunal. Da aber, nach den vorhergehenden Bemerkungen, der Verdacht, der Schein von Willkür und Parteylichkeit von keinem richterlichen Ausspruch über Preßvergehungen ganz entfernt werden kann, so halten wir es unbezweifelt für besser, daß dieser Verdacht, oder dieser Schein auf einem Volks-Ausschusse, als daß er auf den Richtern hafte. Aus diesem einzigen Grunde würden wir in Ländern, wo ähnliche Formen schon bestehen, oder mit Criminal-Procedur vereinbar sind, die Jury mit allen ihren Mängeln und Gefahren, der ausschließenden Verantwortlichkeit der Richter, die wir für das größre Uebel halten, vorziehen

Wir haben jezt historisch zu entwickeln, wie die Brittische Jury im Libell-Prozesse zu ihrer gegenwärtigen Verfassung gelangte, und was unter ihrem Regiment aus der Preßfreyheit in England geworden ist.

Seitdem es in diesem Lande keine vorläufige Censur mehr gab, wurden Preß-Vergehungen ein Gegenstand der gewöhnlichen Criminal-Jurisdiction. Da in England kein Criminal-Prozeß ohne Zutritt der Jury verhandelt wird, so mußte sie auch im Libell-Prozeß ihre Stelle finden. Die Grenzen ihrer Befugnisse waren aber — bis am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts eine wesentliche Erweiterung ihres Wirkungskreises verfügt wurde — in diesem Prozesse viel enger als in jedem andern. Wir können die damalige Verfassung nicht richtiger schildern, als indem wir Burke, der in einer der ersten auf Reform derselben gerichteten Parlements-Debatten, zu Gunsten dieser Reform sprach, redend einführen.

»Es ist das uralte Vorrecht des Brittischen Volkes, in Criminal-Prozessen nicht von Richtern, welche die Krone angestellt hat, sondern von seinen Pairs aus dem Sprengel der Grafschaft, zu deren Jurisdiction ein Jeder gehört, gerichtet zu werden; aus diesem Vorrecht ist die Jury entsprungen. Dieses Vorrecht ist auch, so viel ich weiß, bey keiner Gelegenheit, und von keiner Autorität je bestritten worden. Es gibt jedoch einen Fall, in welchem, wiewohl ohne bestimmte Anfechtung des Grundsatzes, die ganze Substanz, Kraft und Wirksamkeit des Rechtes aufgehoben wird;

dieß ist der Fall des Prozesses gegen Libelle. In diesem einzigen Falle hat, nach der von den Richtern aufgestellten Lehre, die Jury keine andere Competenz, als über das materielle Factum des Schreibens und Publizirens, und über die Identität der angeklagten Personen und Objekte zu entscheiden; der Vorsatz des Herausgebers, und die Tendenz der Schrift *), wovon die ganze Strafwürdigkeit oder Nicht-Strafwürdigkeit derselben abhängt, bleibt dem Richter überlassen. Da solchergestalt die Jury darauf beschränkt ist, über Handlungen zu entscheiden, die an und für sich nicht einmal präsumtionsweise strafbar, sondern völlig gleichgültig und neutral sind, so sind alle die Fragen, bey welchen der Beklagte wirklich interessirt ist, der Jury entzogen. Will sie ein mehreres auf sich nehmen, so handelt sie ohne Befugniß; sie übt eine natürliche, nicht eine gesetzliche Macht aus; sie läuft Gefahr, wie bey jeder andern Ueberschreitung ihrer Grenzen, sich selbst und der Sache zu schaden. So steht die gegenwärtige Verfassung; so haben unsere höchsten Criminal-Gerichtshöfe sie von sehr ehrwürdigen Amts-Vorfahren empfangen, und betrachten sie fortdauernd als ihre Regel u. s. f.« **)

In den ersten achtzig Jahren, die nach der Erlöschung des früher von der Sternkammer, nachher von einer Parlements-Commission ausgeübten Censur-Rechtes verflossen, scheint die Frage von dem Wirkungskreise der Jury in Libell-Prozessen selten oder nie zur Sprache gekommen zu seyn. Es existiren kaum Spuren von gerichtlichen oder außergerichtlichen Erörterungen dieser Frage. Wenn gleich wie in so vielen andern Punkten, kein Gesetz entschieden hatte, wo in Prozessen dieser Art die Demarcations-Linie zwischen der Provinz des Richters und der Provinz der Jury lag, so hatte doch ein langes, ununterbrochnes, und bis zum Jahre 1770 nie bestrittnes Herkommen, die Regel, daß die Jury nur über die Thatsache der Publication, über alles andere aber der Richter zu sprechen habe, geheiliget; und alle gesetzliche und gerichtliche Autoritäten, von Sir John Holt, dem ersten obersten Criminal-Richter nach der Revolution von 1688, bis auf Lord Mansfield herab, hatten sie unverrückt aufrecht erhalten.

In den ersten Jahren der Regierung Georg des III. wurde eine anstößige politische Schrift die Veranlassuug sehr merkwürdi-

*) Hier sind die drey Haupt-Elemente der Sache, das Factum, der Vorsatz und die Tendenz richtig unterschieden. Wir werden weiterhin Gelegenheit haben, zu zeigen, wie selten dieß in England geschehen ist, und wie sehr man die beyden letzten Begriffe mit einander verwechselt und vermischt hat.

**) Speech on a motion for explaining the powers of Juries in prosecutions for Libels — On the 7th. March 1771.

ger Proceduren, und gewaltiger Bewegungen im Lande. John Wilkes, Mitglied des Unterhauses, ein Mann von mittelmäßigen Talenten, sehr unruhigem Geiste, und wenig achtungswürdigem moralischen Charakter, hatte in der 45ten Nummer einer periodischen Schrift, die er unter dem Titel North-Briton herausgab, einen höchst unanständigen Angriff gegen den König gewagt, und verschiedene Stellen einer königlichen Parlaments-Rede frey und offen der Lüge gestraft. Für diese Beleidigung wurde er auf einen Befehl des Staats-Sekretairs der innern Angelegenheiten verhaftet, und in den Tower geschickt, wenig Tage nachher aber, vermöge eines Habeas-Corpus-Rescripts, vor den Gerichtshof der Common Pleas gestellt, wo der Ober-Richter Pratt (später Lord Camden) ihn aus dem Grunde, daß die Privilegien des Parlaments in seiner Person verletzt worden waren, freysprach. Im November 1763 brachte eine königliche Botschaft die Sache vor das Unterhaus; und hier wurde nach heftigen Debatten mit großer Stimmenmehrheit die 45te Nummer des North-Briton für ein schändliches und aufrührerisches Libell erklärt, und verdammt, von der Hand des Henkers verbrannt zu werden. In der bey dieser Gelegenheit dem Könige überreichten Adresse sprach das Unterhaus sogar förmlich den Grundsatz aus: »daß das Privilegium der Parlaments-Glieder sich nicht auf das Recht, Libelle zu publiziren, erstrecke;« und die Pairs stimmten dieser Adresse bey. Ein Schritt, der um so merkwürdiger war, da es sonst in der neuern brittischen Geschichte kaum ein Beyspiel gibt, daß das Parlament einen Beschluß gefaßt, oder begünstiget hätte, der den Privilegien seiner eigenen Mitglieder Abbruch that. Das Verbrennen des verurtheilten Blattes erregte einen gefährlichen Aufstand in London. Wilkes stellte eine Klage gegen den Staats-Sekretair, wegen gesetzwidriger und gewaltsamer Verhaftnehmung an; und erhielt, des Parlaments-Beschlusses ungeachtet, einen Spruch auf 1000 Pf. St. Schadloshaltung. Gleich darauf entfloh er nach Frankreich; und das Unterhaus, welches ihn vorgefordert hatte, um Rechenschaft von seinem Verfahren abzulegen, erklärte im Januar 1764, »daß Wilkes als Verfasser und Verbreiter einer Schmähschrift von seinem Sitz im Parlament ausgeschlossen sey.« Dieser Entschluß wurde durch seine unvorhergesehenen Folgen, und die vieljährigen schweren Kämpfe und Unruhen, die er erzeugte, eine Quelle großer Widerwärtigkeiten für England. Auf den gewöhnlichen Gerichts-Gang in Libell-Sachen hatte er jedoch keinen unmittelbaren Einfluß, indem die Frage, ob der North-Briton ein Libell sey, nie vor einem Tribunal verhandelt, sondern vom Parlement, aus höchster Macht-Vollkommenheit entschieden worden war.

Im Jahr 1769 stand unter dem erdichteten, und nie enträthselten Namen Junius, der gewaltigste und frevelhafteste Libellist auf, den England, und die moderne Welt überhaupt bis dahin kennen gelernt hatte. Mit Talenten und Kenntnissen vom ersten Range, einer nie übertroffnen und selten erreichten Beredsamkeit, einer Kühnheit ohne Maß und Ziel, und einer Bosheit, welche Milton's Teufel hinter sich zurück ließ, wußte dieser geheimnißvolle Unhold zwey Jahre lang das Brittische Publicum in fortdauernder Spannung zwischen Lust und Schrecken, zwischen Bewunderung und Abscheu zu erhalten. In einer Reihe zermalmender Briefe griff er die Mitglieder des Cabinets, alle hohe und niedere Staatsbeamten, alle in die öffentlichen Angelegenheiten verflochtnen Individuen, die Tribunäle, die beyden Parlementshauser, endlich die geheiligte Person des Königes selbst, mit immer gleicher Bitterkeit und Schonungslosigkeit an. Jeder dieser Briefe war ein moralischer und politischer Mord, der irgend ein vorher ausersehenes Schlachtopfer, wie unschuldig und ehrwürdig es auch seyn mogte, in der öffentlichen Meinung zu Grunde richten sollte. Man zitterte vor ihm, wie vor einer unbekannten, außerirdischen Macht; und es war so weit gekommen, daß er an einen unabhängigen Mann, und einen der ersten Künstler seiner Zeit schreiben durfte: »hütet Euch vor meinem Zorn; oder Ihr sollt die Stunde verfluchen, wo Ihr es gewagt habt, Euch mit Junius einzulassen *).«

Nachdem der erste Schrecken, den seine Adresse an den König am Hofe und im Cabinet, wie in allen Classen des Publicums verbreitet hatte, vorüber war, beschloß man, den ursprünglichen Herausgeber des Libells vor der Kings-Bench belangen zu lassen **). Der Prozeß wurde am 13. Juny 1770 eröffnet. Der Oberrichter Lord Mansfield erklärte der Jury, sie habe sich nur mit den beyden Fragen, der Publication und des Sinnes der Schrift, und da die Publication bereits eingestanden sey, eigentlich nur

*) Dieses lakonische Sendschreiben erließ er an den berühmten Schauspieler Garrik. — Um das hier entworfene Gemälde zu rechtfertigen, und zugleich als einen merkwürdigen Beytrag zur Geschichte der Brittischen Preßfreyheit, werden wir, in einem Nachtrage zu diesem Artikel, einige in Deutschland noch wenig bekannte Data über die schriftstellerische Laufbahn dieses furchtbaren Ungenannten liefern.

**) Die sämmtlichen Briefe von Junius erschienen im Public Advertiser, einer Zeitung, welche der durch seine persönliche Geschicklichkeit (besonders bey Redaction der Parlements-Debatten) und durch mancherley literärische Verbindungen und Schicksale bekannt gewordne Buchdrucker Woodfall herausgab.

mit der letzten zu beschäftigen; ob und in wie fern die Schrift ein aufrührerisches, boshaftes u. s. f. Libell sey, bleibe der gesetzlichen Entscheidung überlassen. — Es ist klar, daß der Oberrichter in dieser Art, die Sache zu stellen, viel weiter ging, als er nach der damaligen Gerichts-Verfassung zu gehen befugt war; denn er räumte der Jury nicht bloß das Recht, über die Thatsache der Publication, sondern auch das, über den Sinn (die Tendenz) der angeklagten Schrift abzusprechen, ein; und dennoch sollte die Frage, ob diese Schrift ein Libell war, dem Richter vorbehalten bleiben! Da von einem Manne, wie Lord Mansfield, schwer anzunehmen ist, daß er sich solcher Halbheit und Inconsequenz, bloß aus Schonung für die Jury und für die offentliche Meinung schuldig gemacht haben sollte, so ergibt sich daraus vielmehr, wie unsicher und schwankend der Boden, auf welchem das System der Criminal-Jurisprudenz in diesen kritischen Fragen ruhte, damals schon geworden seyn mußte.

Die Jury berathschlagte vom Morgen bis Abend, und brachte endlich ihren Spruch (verdict) über Woodfall in folgenden Worten: »Schuldig des Drucks und der Publication allein.« Dieses Verdict war in jeder Hinsicht null und nichtig. Die Jury, der nichts weiter zustand, als ein reines Schuldig oder Nichtschuldig auszusprechen, hatte ihre Vollmacht überschritten. Der Vertheidiger des Beklagten verlangte hierauf, daß bey der Zweydeutigkeit des Verdicts allem fernern Verfahren Einhalt gethan werden sollte; und das Tribunal, von Bedenklichkeiten und Scrupeln aller Art hin und her bewegt, entschied, der Prozeß solle von Neuem beginnen. Als hiezu in einem spätern Termin geschritten werden sollte, vermißte man das ursprüngliche Document (das Zeitungsblatt!) auf welches der Beweis der Publication gegründet worden war. Der Vormann der Ersten Jury hatte es heimlich auf die Seite gebracht und zerrissen; und unter diesem geringfügigen Vorwande, vermuthlich wohl aus Gründen andrer Art, die man verschwieg, wurde die weitere Verhandlung niedergeschlagen.

Der Prozeß gegen Woodfall gab das Signal zu einer langen Reihe von Untersuchungen und Streitigkeiten über die Befugnisse der Richter und Geschwornen im Libellprozeß. Lord Camden machte zu Ende des Jahres 1770 im Hause der Pairs einen Versuch, von Lord Mansfield über den eigentlichen Sinn seiner Adresse an die Jury nähere Aufklärung zu erhalten, welche dieser jedoch standhaft verweigerte. Zu eben der Zeit trug Mr. Glynne im Unterhause darauf an, »einen Ausschuß zu ernennen, der die Verwaltung der Criminal-Justiz, und das Verfahren der Richter, besonders in Bezug auf Preßfreyheit, und auf die con-

stitutionellen Rechte und Pflichten der Jury untersuchen sollte.« — Die darüber entstandne Debatte ist, aus dem Gesichtspunkt späterer Zeiten betrachtet, ein historisches Denkmal von nicht gemeinem Werth, indem die Motion ihren heftigsten Gegner — an Fox*), und ihren lebhaftesten Vertheidiger — an Burke fand. Sie ward übrigens mit beträchtlicher Stimmenmehrheit verworfen. — Im Jahre 1771 brachte Dowdeswell den Gegenstand in einer andern und bestimmtern Gestalt von neuem zur Sprache. Er legte dem Unterhause eine Bill vor, nach welcher die Jury bemächtigt werden sollte, in allen Verhandlungen gegen aufrührerische Schriften, wie überhaupt gegen Libelle jeder Art, über den gesammten Inhalt der Anklageakte, so wohl über die politische Tendenz der Schrift, und strafbare Gesinnung des Verfassers, als über die Thatsache der Publication ohne Ausnahme noch Einschränkung zu erkennen. Auch diese Bill ging in einer großen Stimmenmehrheit unter. Selbst viele von denen, die dem Grundsatz nicht abgeneigt waren, fühlten sich bedrängt durch das Dilemma, entweder, wenn das Gesetz als positive Anordnung (enacting law) ausgesprochen wurde, eine Neuerung im Gerichtsgange einzuführen, oder, wenn es eine bloß auslegende Form (declaratory law) erhielt, über alle frühern Aussprüche der Richter und Rechtsgelehrten den Stab zu brechen. Um beyden Inconvenienzen auszu-

*) Es war im zweyten Jahre seiner Parlamentarischen Laufbahn. Damals sprach er mit äußerster Verachtung von dem, was die Freunde der Motion die Volks-Meinung nannten. »Was mich betrifft,« sagte er unter andern — »ich kenne keine andre Stimme der Nation und werde nie eine andre anerkennen, als die, welche die Majorität des Parlaments ausspricht. Wie sollte ich also einen Augenblick zweifeln, einen Antrag zu verwerfen, der sich auf eine so niedrige Quelle beruft? Aus Koth ist dieser Antrag entsprungen; zu Koth mag er wieder zurückkehren.« (From *dirt* it came, and to *dirt* let it return) Vid. Speeches *of the R. H. Charles James Fox*. Vol. I. p. 5. — In gleichem Tone äußerte er sich noch drey Jahre später, als im Jahre 1774 der nämliche Woodfall, der die Briefe von Junius gedruckt hatte, wegen eines ehrenrührigen Aufsatzes (von Horne Tooke) gegen den Sprecher Northon vom Unterhause in Anspruch genommen wurde. Hier ging er auf den berüchtigten Streit des Parlaments mit Wilkes, — die empfindlichste Stelle der damaligen innern Politik — zurück, und sagte: »Nicht, wie man sich thörigter Weise einbildet, unser Verfahren bey der Middlesex-Wahl hat uns um das Vertrauen der Nation gebracht, wohl aber unsre unwürdige Gleichgültigkeit bey den gehäuften Schmähungen der Libellisten gegen den Souverain und gegen das Parlament.« l. c. p. 21. — Alle diese schwere Sünden sind ihm verziehen worden!

weichen, überließ man Richter und Geschworne fernerhin ihrem eignen Gange, und verwarf die Motion *).

Doch jene Skrupel, und alle ähnliche, schienen verschwunden oder vergessen zu seyn, als zwanzig Jahre später Mr. Fox, nun der Held der Freyheit, und der Abgott des Volkes geworden, die Bill von Dowdeswell wieder erweckte. Er führte sie, von einer gelehrten und scharfsinnigen Rede begleitet, im May 1791 ins Unterhaus ein, und setzte sie (merkwürdig genug) fast ohne allen Widerstand durch **). Im Oberhause wurde sie von drey großen Rechtsorakeln, Lord Thurlow, Lord Kenyon und Lord Bathurst bekämpft, und nach der ersten Debatte bey Seite gelegt. In der Sitzung des Jahrs 1792 aber nahm sie auch das Oberhaus, der Protestationen der Richterbank ungeachtet, an. Durch das aus dieser Bill erwachsene Statut wurde verordnet, »daß die Jury in Criminalprozessen gegen Libelle, über sämmtliche in der Anklageakte enthaltenen Punkte einen allgemeinen Spruch von Schuldig oder Nichtschuldig zu geben berechtiget sey.«

Daß ein solcher Parlaments-Beschluß den Sieg davon trug, ist nicht sehr zu verwundern. Es lag in dem Grundsatz, daß die Jury in Libellprozessen nur über die Thatsache der Publication zu sprechen habe, eine scheinbare Abweichung von der in allen andern Criminal-Prozessen obwaltenden Regel. Wir sind berechtiget zu glauben, wenn wir auch keinen eigentlichen Beweis dafür liefern können, daß diese Abweichung nicht zufällig entstanden war, sondern in der, von frühern Rechtsgelehrten richtig bemerkten und gefühlten Eigenthümlichkeit der Preßvergehungen ihren tief liegenden Grund hatte. Diesen Umstand aber, den Ursprung und Träger der alten Lehre, scheinen in neuern Zeiten weder die Gegner dieser Lehre, noch auch die stärksten Vertheidiger derselben vollkommen gefaßt zu haben. Gewiß ist wenigstens und in jedem Falle höchst sonderbar, daß er weder im Parlament, noch in gerichtlichen Verhandlungen, noch in gleichzeitigen Schriften, je deutlich zur Sprache gebracht ward. Hiezu kam, daß in den letzten zwanzig Jahren vor der Parlamentsakte von 1792, über diesem Gegenstande in den Gerichtshöfen die peinlichste Ungewißheit geschwebt hatte. Lord Mansfield's Adressen an die Jury in

*) Bey dieser Gelegenheit hielt Burke zu Gunsten der Motion die Rede, woraus die oben angeführte Stelle gezogen war. Sie war mit solcher Mäßigung und Weisheit abgefaßt, daß er auch in den letzten Jahren seines Lebens, wo die Greuel der aufs höchste gemißbrauchten Presse einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatten, sich seiner Worte vom Jahr 1771 nicht hätte schämen dürfen.

**) Selbst Pitt sprach zu Gunsten der Bill.

verschiedenen nahe auf einander folgenden Prozessen gaben wechselsweise bald einer, bald der andern Lehre das Uebergewicht. Bald überließ er der Jury (wie in einem Prozeß gegen Horne Tooke) beynahe die ganze Frage der Strafwürdigkeit des Beklagten, und forderte sie sogar auf, zu prüfen, und zu bestimmen, »ob die Worte des Verfassers unschuldig oder löblich gemeint waren.« Bald (wie in dem durch Erskine's Beredsamkeit berühmt gewordenen Prozeß gegen den Dechant von St. Asaph) wollte er sie wieder strenge in ihre alten Grenzen zurück führen. Dieser Zustand von Unsicherheit und Schwanken schien eine feste gesetzliche Bestimmung höchst wünschenswürdig, und selbst nothwendig zu machen. Und daß diese, da die öffentliche Meinung sich längst wider die Richter erklärt hatte, für die Ansprüche der Jury ausfallen würde, ließ sich erwarten.

Seit der Parlamentsakte von 1792 hat in der Gesetzgebung über Preßvergehungen keine wesentliche Veränderung Statt gefunden. Ein Gesetz vom Jahr 1798, mehr fiscalischer als politischer Natur, enthielt zwar genaue, und sehr strenge Bestimmungen über Anwendung der Stempeltaxe auf die gewöhnlichen Zeitungen, und verhängte harte Geldstrafen wider die Contravenienten; nur ein einziger Artikel dieses Gesetzes aber hatte auf den Inhalt der Zeitungen Bezug; nämlich der, welcher anordnete, daß wenn ein Zeitungsschreiber vorgegeben hätte, einen wirklich libellistischen Artikel aus einer ausländischen Zeitung entlehnt zu haben, und sein Vorgeben vor Gericht nicht beweisen konnte, er wegen solcher Vergehung allein, und unabhängig von andrer gesetzlicher Strafe, zu sechs- bis zwölfmonatlichem Gefängniß verurtheilt werden sollte. Da diese Anordnung aber das Recht der Jury, über den libellistischen oder nichtlibellistischen Charakter des Artikels zu erkennen, nicht beschränkte, so hatte sie auf das Hauptverfahren keinen weitern Einfluß, und ist auch, so viel uns bekannt, nie geltend gemacht worden.

Die Entscheidung des Parlaments im Jahr 1792 wird noch heute als ein gemeinschaftlicher Sieg der Jury und der Preßfreyheit, mithin von den Freunden beyder als eine glückliche Begebenheit betrachtet. Ob sie das in ihren Folgen wirklich war, ist eine Frage, auf die man, nach Verschiedenheit der Ansichten und Gefühle, sehr verschiedne und einander widersprechende Antworten erwarten muß. Wir wollen die unsrige, so wenig sie auch den Lieblings-Vorstellungen des Tages zusagen mag, nicht verbergen. Zuvor aber dürfen wir nicht unbemerkt lassen, daß jene Parlaments-Entscheidung zu rechtfertigen seyn würde, wenn man auch von ihren faktischen Wirkungen noch eine ungünstigere Meinung hätte, als wir davon haben. Denn immer bliebe noch die andre Frage zu er-

örtern, ob eine Entscheidung im entgegengesetzten Sinne nicht noch schlimmere Folgen gehabt hätte. Was würde geschehen seyn, wenn das Parlament die alte höchst schwankend und zweydeutig gewordene Praxis, fernerhin sich selbst überlassen, oder gar durch einen förmlichen Beschluß, die Regel, daß die Jury in Libell-Prozessen nur für die Thatsache der Publication competent seyn sollte, von neuem sanctionirt hätte? — Die richterliche Gewalt, die in diesen stürmischen Zeiten ohnehin nur zu oft das Schicksal der übrigen Autoritäten zu theilen hatte, wäre im höchsten Grade verhaßt und verdächtig geworden. Das unvermeidliche Gefolge jeder öffentlichen Procedur über Preßvergehungen, die Zergliederung der anstößigsten Schriften, die Vertheidigung der Angeklagten, gewöhnlich noch frecher, und jederzeit noch schädlicher, als das Libell selbst, das Scandal der Debatten, die Sophistereyen der Advokaten, der Kampf der Kronfiscäle und Richter bald mit der Jury, bald mit der Partey selbst, kurz alles, was in diesen gefahrvollen Verhandlungen von viel größerm Belang und von viel wichtigern Folgen ist, als das lossprechende oder verdammende Urtheil — wäre unverändert dasselbe geblieben. In mehr als einem Falle würde die Jury, wie sie wirklich früher schon gethan hatte, den Verfasser oder Verleger eines Libells, gegen alle gerichtliche Evidenz, als des Schreibens oder Herausgebens nicht überwiesen absolvirt, oder, wenn dieß unmöglich gewesen wäre, durch ein trocknes Nichtschuldig den Richter in die harte Verlegenheit gesetzt haben, den Beklagten mit der vollkommnen Ueberzeugung von seiner Strafbarkeit frey zu sprechen, oder das Verdict als ungültig anzugreifen. Die Ausschweifungen der Presse wären nicht gehemmt, die gesetzlichen Mittel dagegen, in der Meinung noch tiefer herabgesetzt worden. Nach unsrer Ansicht hat die Parlamentsakte von 1792, indem sie die ganze Verantwortung auf die Jury warf, nur immer noch das geringere Uebel gewählt.

Wie man aber auch über diesen Punkt denken mag, die Geschichte der Libellprozesse in England bietet während der letztverflossenen fünf und zwanzig Jahre, dem, welcher den politischen und sittlichen Zustand der Nationen, mit ernster und strenger Unparteylichkeit zu erforschen sucht, kein anlockendes Schauspiel dar. Nichts als der Fatalismus einer blinden Willkür scheint über das Schicksal dieser Prozesse zu regieren. Neben der triumphirenden Straflosigkeit der kühnsten Verbrecher, sieht man oft gegen unbedeutende Delinquenten mit unverhältnißmaßiger Strenge verfahren. Ein geringfügiger Zeitungsparagraph, eine leichtsinnig aufgegriffene und leichtsinnig wieder erzählte Anekdote, ein mißfälliges Urtheil über einen bedeutenden Fremden u. s. f. wird an Ein-

zelnen zuweilen mit schwerer Geld- und Gefängnißstrafe gerügt, während rund um ihn her die ausgelassensten Libellisten entweder nicht angetastet, oder vom Generalfiscal pro forma belangt, aber nie vor Gericht gezogen, oder endlich von der Jury, unter lautem Jubel ihrer Partey, frey gesprochen werden. Das Loos eines politischen Schriftstellers in England, eines solchen nämlich, der nicht Lust hat, sich selbst in gewissen Schranken zu halten — denn wer diese Kunst versteht, genießt allenthalben Preßfreyheit — ist in der That so beneidenswerth nicht, als man bey so vielfältigen Beyspielen ungestrafter Vermessenheit glauben sollte. Denn ob er gleich allerdings Gründe genug hat, sich zu schmeicheln, daß nicht auf ihn gerade ein fiscalischer Bannstrahl fallen werde, so ist er doch keinen Tag sicher, nicht sehr unsanft aus seinen Träumen zu erwachen. Was die bloße Anklage, sogar für den Unschuldigen nach sich zieht, haben wir oben gesehen; und wenn die Jury zuletzt auch die Anklage zurückweiset, so geschieht es doch ohne alle Schadloshaltung für das, was der Beklagte in der Zwischenzeit erlitten hat. Die Jury selbst ist aber, und mehr noch als ein gewöhnliches Gericht, allen menschlichen Schwachheiten und Leidenschaften unterworfen. Neigt sie sich auf die Seite der Freyheit, betrachtet sie den Mißbrauch derselben mit gleichgültigen Augen, theilt sie vielleicht die Meinungen, auch die gewagten und ausschweifenden Meinungen des Schriftstellers, so hat dieser freylich nichts zu befürchten. Neigt sich die Jury, wie heute wohl seltener geschieht, auf die Seite der Autorität, zieht sie die Grenze zwischen Gebrauch und Mißbrauch der Freyheit mit Strenge, sind ihre politischen Grundsätze denen des Angeklagten nicht günstig — so kann er auf keinem Wege leichter verurtheilt werden, als auf diesem *).

*) Ein ganz besonders schlimmer Umstand für den Angeklagten in allen diesen Prozessen ist der, daß er die factische Wahrheit seiner Behauptungen nie als einen Rechtfertigungsgrund geltend machen darf. Die englische Gesetzgebung, das heißt, die Observanz der Gerichtshöfe hat bestimmt, daß (mit Ausnahme gewisser Civilklagen über Privatlibelle) im gewöhnlichen Libellprozeß die Wahrheit des Inhalts einer Schrift, der Publication derselben nicht zur Rechtfertigung dienen kann, sondern, »daß Wahrheit oder Falschheit in allen Fällen eine für die Unschuld oder Strafwürdigkeit des Schriftstellers völlig unwesentliche Frage ist, daß die Jury sich nie damit beschäftigen soll, sondern gehalten ist, ihr Urtheil über die Schrift auszusprechen, ohne je davon Kenntniß zu nehmen, ob das, was der Verfasser publizirt hat, absolut erdichtet, oder unumstößlich gegründet sey.« So lautet die reine, unzweydeutige, noch bis auf den heutigen Tag in allen Gerichtshöfen aufrecht erhaltene Lehre der brittischen Criminaljustiz, die freylich mit dem, was man uns täglich in andern Ländern davon erzählt,

Das Sicherste bey der ganzen Verhandlung sind die Ungemächlichkeiten und Unkosten des Prozesses; der Ausgang hängt immer mehr oder weniger vom Zufall ab.

Doch was sind alle diese Gefahren, die dem Einzelnen drohen, gegen das nicht zu berechnende Unheil, welches bey dem jetzt herrschenden System, die Zügellosigkeit der Presse in England und die Unzulänglichkeit aller gesetzlichen Mittel, dem wohl verstandenen Interesse des Ganzen, der Würde des Staates, und dem Ansehen seiner Diener, der öffentlichen Ordnung, Eintracht und Ruhe, der Sittlichkeit und Glückseligkeit des Volkes zugezogen haben! Ueber diesen Punkt muß man Männer sprechen hören, die, vom Strom der Zeit nicht hingerissen, und um vorübergehende Volksgunst unbekümmert, hoch genug gestellt sind, um große Dinge mit großem Blick zu umfassen. Burke, den es endlich wohl vergönnt seyn wird, über solche Gegenstände zum Zeugen anzurufen, schrieb über die Ohnmacht der Gerichtshöfe in Libell- und Aufruhrprozessen, und die Rückwirkung dieses Uebels auf die Depositarien der öffentlichen Macht, schon im Jahr 1796 folgende merkwürdige Worte:

»Fiscalische Prozesse sind in Schulen des Hochverraths ausgeartet; sie dienen zu nichts mehr, als die Geschicklichkeit der Verbrecher in den Geheimnissen der Ausflüchte zu üben, und alle Welt zu belehren, mit welcher unbedingten Straflosigkeit man dem Staate Trotz bieten, mit welcher Zuversicht der bösartigste Feind selbst das erhabene Oberhaupt desselben angreifen darf. Alles ist gesichert, nur das nicht, was die Gesetze geheiliget haben; alles ist matt und muthlos, was nicht die Wuth des Factionsgeistes beseelt. Während die Erschlaffung aller Fibern dem Staatskörper die heftigsten Convulsionen verkündigt und bereitet, wird die Standhaftigkeit des Arztes durch den bloßen Anblick der Krankheit überwältiget *). Mit verstellter Gleichgültigkeit behandelnd, was er sich zu schwach fühlt zu bekämpfen, erschrickt er selbst vor den Maßregeln, die er ergreifen soll. Er zweifelt und zögert, so oft es darauf ankömmt, durch eine harte, aber heilsame Operation den Krankheitsstoff auszurotten. Er sucht sogar aus seinen fehlgeschlagnen Versuchen einen armseligen Vortheil zu ziehen, und bedeckt seine Ohnmacht mit der Larve der Gelindigkeit und Großmuth. Er

---

den lächerlichsten Contrast bildet! Es ist klar, daß die Willkür der Jury durch diese Regel einen ungeheuren Zuwachs erhält, der zwar, wie jetzt die Sachen stehen, in den meisten Fällen zum Vortheil des Beklagten benutzt wird, unter veränderten Umständen aber auch zu seinem größten Nachtheil ausschlagen könnte.

*) Mussabat tacito medicina timore. *Lucret.*

preiset die Mäßigung der Gesetze, die er unter seinen Händen verachtet und verspottet sieht« *).

Dieses trübe Gemälde hat nichts von seiner Wahrheit verloren; es ist vielmehr von Jahr zu Jahr dem Urbilde ähnlicher geworden. Wer dem Gange der innern Angelegenheiten Englands in der letzten Zeit mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, kann keinen Zug desselben verkennen, und wird noch manchen gleich niederschlagenden hinzuzufügen wissen. Selbst seit der Wiederherstellung des Friedens hat diese unnatürliche Lage der Dinge, dieser tägliche, schmähliche Kampf zwischen grenzenloser Verwegenheit von einer Seite und ohnmächtigem Widerstande von der andern, nicht allein fortgedauert, sondern die bedenklichsten Fortschritte gemacht. »Mit diesem einzigen ungeheuern Uebel verglichen« — sagt ein wohl unterrichteter Schriftsteller unserer Tage — »sind alle übrige Ursachen des Mißvergnügens unter uns als geringfügig anzusehen, und können kaum mehr in Anschlag gebracht werden« **). Die verworfensten Libellisten haben mit einer Unverschämtheit ohne Gleichen, nicht bloß in den Straßen von London, sondern in allen großen und kleinen Städten, Flecken und Dörfern ihr Panier gegen die Regierung aufgepflanzt. Cobbet, vielleicht noch ruchloser als Junius, ohne einen Funken seines Geistes zu besitzen, rühmte sich öffentlich, von seinen ungestempelten Zweypfennigs-Diatriben in sechs Monaten Eine Million Exemplare verkauft, und sie Zwey Millionen Lesern in die Hände gespielt zu haben! Die öffentliche Autorität erliegt unter einer Centner-Last von Lästerungen, Lügen und Greueln, die sie nicht mehr zu übersehen, vielweniger zu hintertreiben vermag. Von Zeit zu Zeit, und damit doch das Daseyn strafender Gesetze nicht ganz in Vergessenheit gerathe, ergreift sie einen der Tausende, die ihr täglich ins Angesicht speyen, und gibt ihren hohnlachenden Gegnern das Schauspiel eines öffentlichen Gerichts. In der neuesten Zeit hat fast jeder dieser Versuche mit einer demüthigenden Niederlage geendet. Die Anklage gegen den Buchdrucker Hone, wo alles, was man in frühern Scenen dieser Art für die Regierung kränkendes, für ihre Verächter ermunterndes gesehen hatte, in eine Hauptmasse zusammengedrängt erschien, hat endlich den längst entschiedenen Sieg der Pöbelpresse über den Staat, in so riesenhafter Gestalt offenbart, daß, wenn das Ministerium nicht nene Mittel erfinden, oder neue Formen zu Hülfe rufen kann, vielleicht der weiseste Entschluß heute der wäre, diesen Criminalprozessen ganz zu entsagen,

*) *Burke's* Works. Vol. VIII. p. 21.

**) Quarterly Review. January 1817.

und die Presse ein für allemal ihren eigenen Rasereyen zu überlassen *).

Die hier angeführten Thatsachen läugnen zu wollen, wäre ein vergebliches Unternehmen. Die Freunde unbedingter Ausdehnung der Preßfreyheit verwahren sich aber gegen die Folgerungen, die daraus gezogen werden könnten, durch eine doppelte Art von Argumentation; indem sie entweder die aus dem Mißbrauch der Presse entsprungenen Uebel in ihrem ganzen Umfange anerkennen, durch die mit der Preßfreyheit verknüpften Vortheile aber mehr als aufgewogen glauben, oder indem sie jene Uebel, deren Realität sich nun einmal nicht bestreiten läßt, als unbedeutend, und für das höhere Interesse des Staates gleichgültig darstellen.

Die stärksten und consequentesten Vertheidiger der ersten Ansicht sagen: Wir geben zu, daß der heutige Zustand der brittischen Presse nichts anders ist, als ein Zustand vollendeter Anarchie, hin und wieder durch kraftlose Schläge einer zufällig erwachenden Willkür unterbrochen. Wir geben zu, daß dieser Zustand unmittelbar großes Unheil stiften, in seinen Folgen zu noch größerm führen muß. Unmittelbar, weil er eines der edelsten Nahrungsmittel des menschlichen Geistes in Gift verwandelt, und das Volk dem Einfluß der nichtswürdigsten Verführer Preis gibt; in seinen Folgen, weil die dadurch bewirkte Erschlaffung der Bande, die den einzelnen Bürger an den Staat knüpfen, gefährliche Störungen in der ganzen gesellschaftlichen Oekonomie anrichtet, und noch gefährlichere stets befürchten läßt. Aber die Preßfreyheit ist ein

*) Hone kündigte sich, nach Cobbet's Flucht aus England, als den Fortsetzer seiner politischen Schriften an. Eines mehrern bedarf es nicht, um ihn zu charakterisiren. Er eröffnete seine Laufbahn mit Parodien verschiedener Formeln des öffentlichen Gottesdienstes, worin der Regent, die Minister, die Parlementsglieder, die Gesetze, die Constitution selbst, aufs empörendste gemißhandelt waren. Es gab kaum eine Zeile in diesen Parodien, die ihn nicht, als politische Vergehung behandelt, aus jedem Tribunal, das noch nicht alle Scheu vor Gott und Menschen abgeschworen hatte, an den Schandpfahl oder in den Kerker hätte führen müssen. Aber abschreckende Erfahrungen von ähnlicher Art, wo die Jury den ärgsten Frevlern beygestanden hatte, schienen die Minister muthlos gemacht zu haben. Man sann auf andere Auswege; man blieb ein Jahr lang unschlüßig; mussabat tacito medicina timore. — — Endlich wurde beschlossen, den politischen Inhalt der Libelle mit Stillschweigen zu übergehen, und bloß die blasphematorische Form vor Gericht zu bringen. Aber auch dieser auf eine gewisse mechanische Ehrfurcht vor heiligen Dingen, die dem englischen Volke bey aller seiner Demoralisation noch geblieben ist, berechnete Schritt, führte, nach dreytägigen beyspiellosen Debatten, vor einer dreymal erneuerten Jury, nur zu drey gleichförmigen Absolutionssprüchen!



so überschwengliches Gut, daß wir sie selbst um diesen Preis nicht zu theuer erkauft glauben.

— — Scelera ipsa nefasque
Hac mercede placent —

Besser unter Stürmen und Ungewittern wandeln: als in stehenden Sümpfen verschmachten! Kann den Gefahren der Preßfreyheit durch Maßregeln, die ihr Wesen nicht angreifen, gesteuert werden, so sollen diese Maßregeln uns willkommen seyn. Sind sie überhaupt nicht ausführbar, oder setzen ihnen National-Gewohnheiten und National-Charakter unübersteigliche Hindernisse entgegen, so ist unsre Wahl getroffen: Lieber als die Preßfreyheit wesentlichen Abbruch leiden zu sehen, nehmen wir sie mit allen ihren Mißgestalten, Krankheiten und Auswüchsen an.

Diese Sprache ist wenigstens offen und männlich. Die Freyheit, und die Regel oder das Gesetz, sind die beyden Elemente des bürgerlichen Lebens. Beyde so zu verbinden, daß die Regel die Freyheit nicht tödte, und die Freyheit die Regel nicht zerstöre, ist die Aufgabe derer, denen die Erhaltung und Leitung der Staaten obliegt. Die Masse des Volkes fühlt die Nothwendigkeit dieser Verbindung dunkel und instinktartig. Unter den Einzelnen, die darüber nachzudenken im Stande sind, und deren Anzahl mit dem Fortschritte der Gesellschaft immer zunehmen muß, wird allemal, wie sehr sie sich auch nach und nach dem Mittelpunkte des Gleichgewichtes nähern mögen, entweder der Trieb nach der Freyheit, oder die Vorliebe für das Gesetz das Uebergewicht behalten. Persönliche Anlagen, Erziehung, äußere Umstände, die Stellung eines Jeden im Staate, bestimmen ihn für die eine oder die andere Seite. Dieß sind die beyden natürlichen Parteyen, in welche der gebildete Theil der Welt nothwendig gespalten ist, und auch unter den vollkommensten Verfassungen immer gespalten bleiben wird, und deren wechselseitige Reibungen und Kämpfe den Staat nie zu Grunde richten können, wenn die gesetzgebenden und regierenden Autoritäten auf jener Höhe stehen, auf welcher allein die Vereinigung der streitenden Grundsätze, und der Friede des Ganzen erreicht und gesichert werden kann. Es liegt daher nichts Tadelswürdiges darin, daß diejenigen, welche, obgleich der Regel nicht abhold, doch die Freyheit noch höher schätzen, und welche, wenn es ein Opfer gilt, es lieber auf Kosten der Ruhe, als auf Kosten der Freyheit gebracht wissen wollen, sich die brittische Preß-Anarchie, ohne sie unmittelbar gut zu heißen, oder ihre schädliche Wirkungen zu verkleinern, als ein unvermeidliches Uebel, und als unbequeme Begleitung einer überwiegenden Wohlthat gefallen lassen. Nur müssen sie billig genug seyn, die, welche von dem andern Gesichtspunkte ausgehen, und für die Ordnung mehr

fürchten als für die Freyheit, deßhalb nicht als sklavische Gemüther, und Werkzeuge der Tyranney zu verdammen *).

Es gibt aber eine zweyte Classe von Bewunderern der brittischen Preßfreyheit, die, wenn nicht gegen bessere Ueberzeugung, doch aus reiner Unwissenheit, Schiefheit und Geistesarmuth behaupten, der Mißbrauch der Presse in England sey mit allen seinen unverkennbaren Wirkungen, ein erträgliches, wohl gar ein eingebildetes Uebel, das einen festgegründeten und gut regierten Staat nie verletzen könne; alles bewege sich ja dort, von jenem Mißbrauch unberührt, in vollkommenster Ordnung und Harmonie; das Volk sey glücklich, die Achtung für die Gesetze unvermindert, das Ansehen der Regierung hinreichend geschützt, und ihre Gewalt nicht nur groß genug für alle rechtmäßige Zwecke, sondern in mancher Rücksicht wohl größer, als für das allgemeine Beste zu wünschen wäre. — Diese, von der vorhin aufgestellten ganz verschiedene, in England selbst (aus einleuchtenden Gründen) vorzüglich beliebte Ansicht der Sache, ist gegenwärtig in Frankreich, in Deutschland, und in allen Ländern, wo Fragen der Art in öffentlichen Berathschlagungen oder in Schriften verhandelt werden, die gemeine und herrschende; auf sie gegründet, ruft die große Mehrheit der Gegner aller Preß-Beschränkungen das Beyspiel von England an, und meint, was in diesem hochgepriesenen Staate so unschuldig und unschädlich sey, könne auch in andern nur wohlthätig wirken, und nie mit wesentlichen Gefahren verknüpft seyn.

Diese Ansicht halten wir für unbedingt falsch, weil sie nicht, wie die erste, aus übertriebner oder mißverstandner Anwendung eines Grundsatzes, sondern aus faktischen Irrthümern hervorgeht. Es ist nicht wahr, daß in England der Mißbrauch der Presse ein harmloses Spiel, oder eine verzeihliche Unart wäre. Er ist ein ernstes, schweres, drückendes Uebel, dem nur ein in seinen übrigen Lebenstheilen, wenn gleich nicht durchaus gesunder, doch fester und kraftvoller Körper widerstehen kann. Nicht das unmittelbare Ansehen der Regierung — denn dieses hat die Zügellosigkeit der Presse längst mit Füssen getreten, — nur die Hülfsmittel, die sie in der Verfassung, in der wechselseitigen Stellung der Volksklassen und politischen Parteyen, in den Rechten und Privilegien einzelner Stände, in dem durch constitutionelle Formen gesicherten und verstärkten Widerstande der ruhigen Masse gegen

*) Es versteht sich von selbst, daß hier von den Extremen beyder Parteyen, von blinden Enthusiasten der Freyheit, die nach Garantien der öffentlichen Ordnung nicht fragen, oder von einseitigen Advokaten der Macht, für welche die individuelle Freyheit gar keinen Werth hat, nicht die Rede seyn kann.



Volks-Ausschweifungen, Zerrüttungen und Neuerungen findet, — nur diese zahlreichen Gegen-Gewichte eines verzehrenden Strebens auf so viel andern Punkten, haben England aufrecht erhalten. Das Alter seiner Institutionen, der Charakter des bessern Theils der Nazion, der Einfluß großer Staatsmänner und Schriftsteller trugen ebenfalls nicht wenig dazu bey. Jeder andere, weniger vollständig gerüstete und gewaffnete Staat wäre längst durch die ungestraften Ausschweifungen großer und kleiner Libellisten, und eine Gesetzgebung und Gerichtspflege, die keinen von ihnen mehr schreckt, in die fürchterlichsten Convulsionen gestürzt worden. Eben so wenig als die brittische Verfassung, wie Mancher wähnt, der Preßfreyheit ihre Entstehung verdankt, eben so wenig, und noch weniger verdankt sie ihr ihre Erhaltung. Die Verfassung hat ihrer Seits die Preßfreyheit zur Folge gehabt; sie hat ihre Mißbräuche und Gefahren nie verkannt; sie hat sie ein Jahrhundert lang mit unzureichenden Strafgesetzen und ohnmächtigen Proceduren verfolgt; — sie hat ihnen das Feld räumen müssen; und wenn sie heute noch besteht, so ist es, weil sie sich trotz der ausgearteten Preßfreyheit, nicht durch dieselbe zu behaupten gewußt hat.

Warum aber eine Frage dieser Art gleichsam auf ihre äußerste Spitze stellen? Warum berechnen, welche Dosis von zerstörenden und auflosenden Stoffen ein Staat etwa zu sich nehmen kann, ohne sich den Tod zu bereiten? Wenn die Ausschweifungen der Presse auch nicht gerade die Existenz Englands bedrohen, ist es nicht genug, daß sie das öffentliche und Privat-Leben der Nazion vergiften? Die Verwüstungen, welche die periodischen Pamphlet-Schreiber, besonders die von der gemeinen Art, in den untern Classen anrichten, sind furchtbar; um so furchtbarer als sie über Millionen von Lesern, denen das Gegengift besserer Schriften nicht zugänglich ist, eine unbeschränkte Alleinherrschaft ausüben. Indem diese treulosen Demagogen das Volk täglich und rastlos von seinen gekränkten Rechten, von seinen betrognen Erwartungen, von seinen wirklichen oder eingebildeten Leiden unterhalten, jede Last, die den Einzelnen drückt, jede zufällige Stockung, jedes Ungemach, das der Wechsel der Zeiten und der Begebenheiten herbeyführt, als das unmittelbare Werk der Unfähigkeit, der Selbstsucht, der strafbarsten Mißgriffe der Staatsverwaltung schildern, den Ministern die heillosesten Plane, die unsinnigsten Maßregeln andichten, und, damit die Unterdrückten nicht säumen mögen sich Hülfe zu verschaffen, die Zukunft noch schwärzer malen, als die Gegenwart, verbreiten sie ein dickes Gewölk von Unmuth, Bitterkeit und Gährung über das Land, erfüllen die Gemüther mit feindseligem Widerwillen, und finstern Besorgnissen, und bringen den gemeinen Mann um alle Zufriedenheit, um alle

Heiterkeit, um allen Lebensgenuß. Das Gefühl der Sicherheit und des Wohlseyns, das Vertrauen zu den Obern, der ruhige und willige Gehorsam, die standhafte Ergebung in unvermeidliche Opfer, alles was die Frucht und Zierde einer guten Verfassung seyn sollte, wird unter den Händen dieser Harpyen-Rotte verfälscht, verkümmert, zerrieben und aufgelöset. Daß weder die Geistesbildung, noch die Sittlichkeit des Volkes bey dieser politischen Verderbniß gedeihen kann, versteht sich von selbst. Sind das geringfügige Uebel? — Und doch ist das Verzeichniß hiemit noch nicht geschlossen. Auch die unvermeidliche Rückwirkung eines groben Mißbrauchs der Presse auf den Geist und die Maßregeln der Regierung muß in Anschlag gebracht werden. Wenn es gleich keinem Staatsmanne erlaubt ist, sich persönlichem Mißmuth oder persönlicher Erbitterung hinzugeben, wenn gleich ein Brittischer Staatsmann es in der Gleichgültigkeit gegen feindselige Angriffe, gegen persönliche Verunglimpfungen und Beschimpfungen weiter gebracht haben muß, als irgend ein andrer, und die meisten Brittischen Minister in der Kunst zu ertragen und zu verschmerzen wirklich so große Meister werden, als die menschliche Natur es nur zuläßt, so ist doch nicht denkbar, daß die täglich wiederkehrenden Ausfälle der verwegensten und boshaftesten Schriftsteller gar keinen Eindruck auf sie machen sollten. So gewiß als sie Menschen sind, müssen sie von Zeit zu Zeit den Wunsch nähren, auf einem oder dem andern Wege so frevelhaftem Unfug Grenzen zu setzen. Für diesen Wunsch spricht überdieß ihre Pflicht so laut als ihr Gefühl. Sie können sich über die verderblichen Wirkungen des Uebels als Staatsmänner nicht täuschen, als Hüter der öffentlichen Ordnung nicht hinwegsetzen. Zu gleicher Zeit aber wissen und fühlen sie, daß es nicht in ihrer Macht steht, der Ausgelassenheit der Presse durch irgend eine unmittelbare Reform der damit zusammenhängenden Gesetze und Institutionen Einhalt zu thun *). Es bleibt ihnen daher nichts übrig, als zur Aufrechthaltung eines

*) Der Versuch, die Preßfreyheit in engre gesetzliche Schranken zurück zu führen, oder auch in der gerichtlichen Procedur gegen Preßvergehungen eine wesentliche Abänderung vorzunehmen, ist in England unausführbar geworden, und würde vielleicht noch größres Unheil stiften, als hintertreiben. Wenn eine Nation, wie die Brittische, hundert Jahre und länger von allen politischen Beschränkungen der Presse frey gewesen ist, und fünf und zwanzig Jahre lang gewöhnt war beym Gebrauch oder Mißbrauch derselben, keinen Richter mehr zu scheuen, und einem unwissenden Volksausschuß allein verantwortlich zu seyn, so wäre es ein gewagtes Unternehmen, sich an einer solchen Verfassung vergreifen zu wollen. Daß dieß nichts für die Güte derselben beweiset, bedarf kaum einer Erinnerung. Eine Krankheit hört nicht auf eine Krankheit zu seyn, weil sie unheilbar geworden ist.

gewissen Gleichgewichtes in der politischen Maschine, mit verdoppelter Sorgfalt alles aufsuchen, was ihre Macht von andern Seiten erweitern kann, und die individuelle Freyheit, wenn auch nicht durch Verfassungswidrige Gewaltstreiche, doch durch jede mit dem Buchstaben der Gesetze nur irgend vereinbare, vor der Legislatur nur irgend zu rechtfertigende Maßregel zu beschränken. Der französische Justiz-Minister hat neulich die scharfsinnige Bemerkung gemacht, daß die Habeas-Corpusakte, die große Schutzwehr der persönlichen Sicherheit in England, vielleicht in neuern Zeiten weniger oft suspendirt worden seyn würde, wenn der Mißbrauch der Presse die Besorgnisse der Regierung nicht vermehrt und vervielfältiget hätte, und daß England auf diese Weise, was es an einer seiner Freyheiten gewonnen glaubte, wohl an einer andern wieder eingebüßt haben mögte *). Die Richtigkeit dieser Bemerkung läßt sich nicht in Zweifel ziehen. Es ist gewiß, daß mehr als eine ministerielle Maßregel der letzten Zeit einen andern Charakter, mehr als eine politische Verhandlung eine andre Richtung angenommen haben würde, wenn die Zügellosigkeit der Volks-Schriftsteller nicht alle gewöhnliche Standpunkte verrückt, die ganze Stellung des Volkes gegen die constituirten Autoritäten verschoben, und Mißtrauen und Furcht in Gemüthern, denen sie sonst ganz fremd geblieben wären, erweckt hätte. Wenn die Partey, welche für die Volksrechte streitet, ihr wahres Interesse immer vor Augen hätte, so sollte sie selbst ihren ganzen Einfluß aufbieten um dem Uebermaß der Preßfreyheit vorzubeugen. Daß diese Partey in England gerade das Gegentheil thut, beweiset nur daß die Presse von keiner Seite durch Berechnungen der Staatsklugheit, sondern durch Selbstsucht und Leidenschaften regiert wird.

Die Resultate unsrer bisherigen Uebersicht des in England bestehenden Systems zur Verhinderung des Mißbrauchs der Presse, sind folgende:

1. Die Gesetzgebung, in so fern ihr obliegt, Vergehungen zu bestimmen und zu definiren, ist in diesem System beynahe auf nichts reducirt. Was eine Preßvergehung sey, findet sich in keinem Gesetz ausgesprochen. Ein Schriftsteller, der sich durch den Druck, des Hochverraths oder eines ähnlichen Verbrechens schuldig macht, verfällt in eine andre gesetzliche Kathegorie. In allen übrigen Fällen ist die Entscheidung über die Strafbarkeit oder Nichtstrafbarkeit einer Schrift den gerichtlichen Behörden allein überlassen, welche nur selten nach Anleitung früherer Entscheidun-

*) Discours de Mr. le Garde-des-Sceaux à la Chambre des Députés le 11 Décembre 1817.

gen, gewöhnlich nach unmittelbaren Eindrücken, oder gar nach vorgefaßten Meinungen, mit einem Worte, nach Willkür erkennen.

2. Die Form der Anklage ist fehlerhaft, unzulänglich und drückend.

3. Das gerichtliche Verfahren ist seit dem Jahre 1792 zwar der Form nach unter Mitwirkung des General-Fiscals und der Richter, doch in jeder wesentlichen Beziehung (to all real intents and purposes) der gemeinen Jury ausschließend anvertraut; und wie dieß kritische Geschäft seitdem verwaltet worden ist, lehrt der Zustand, in welchem sich die politische Schriftstellerey in England gegenwärtig befindet.

Sollte nichts desto weniger die Grundform des in England bestehenden Systems andern Staaten zum Muster dienen, so würde man wenigstens auf folgende Punkte ernstlich Rücksicht zu nehmen haben:

1. Die materielle Gesetzgebung in Ansehung der Presse — wir unterscheiden sie von der formellen, welche bloß das gerichtliche Verfahren betrifft — müßte auf die höchste Stufe von Bestimmtheit und Vollständigkeit erhoben werden, deren sie fähig ist, wobey man jedoch nie vergessen dürfte, daß sie ihrer Natur nach ein ewig unvollkommnes Werk bleibt.

2. Die fiscalische Anklage und Einleitung der Prozesse müßte durch feste Regeln bestimmt werden, die wenigstens offenbarer Willkür, es sey zum Nachtheil des Staates, es sey zum Nachtheil der Schriftsteller, vorbeugte.

3. In Ländern, wo die Volks-Jury in die Gerichts-Verfassung aufgenommen ist, müßte man sie bey Prozessen über Preßvergehungen concurriren lassen, ihre Functionen aber mit denen der Richter dergestalt zu verbinden suchen, daß es dem Interesse des Staates und der öffentlichen Ordnung nicht ganz an Vertretern gebräche.

In Ländern, wo die Volksjury nicht existirt, müßte man auf Mittel denken, den Gerichtsbehörden für Prozesse dieser Art eine besondere Organisation zu geben; und diese müßte so beschaffen seyn, daß nicht aus der Verwaltung eines dem gewöhnlichen Richter so fremden Geschäftes, für die dabey interessirten Parteyen, — die Schriftsteller und den Staat, — ungleich größre Nachtheile erwüchsen, als man der polizeylichen Censur jemals zur Last legen kann.

Daß es nichts leichtes sey, den hier aufgestellten Bedingungen Genüge zu leisten, geben wir zu. Unsre Absicht war aber auch, zu zeigen, daß die Einführung des Systems, welches nur unter diesen Bedingungen erträglich werden kann, da, wo nicht Local-

umstände es besonders begünstigen, oder wo es sich nicht, wie in England, beynahe von selbst gebildet hat, mit großen Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten verknüpft ist. Ueber diese hinweg zu sehen, mag einem ungestümen Enthusiasten, oder einem leichtsinnigen Reformator vergönnt seyn; sie reiflich zu erwägen, ist die Pflicht des Gesetzgebers und Staatsmanns *).

Art. XVI. Nachtrag zu dem vorhergehenden Artikel **)

Ueber die Briefe von Junius.

Die ursprüngliche Sammlung der Briefe von Junius enthielt bloß diejenigen, welche zwischen dem 21. Januar 1769 und dem 21. Januar 1771 im Public Advertiser einzeln gedruckt worden waren. Sie wurde zwischen Junius selbst, und seinem vertrauten Verleger Woodfall im Anfange des Jahres 1772 veranstaltet. Da Junius bald nachher von der Scene verschwand, so blieb diese Sammlung vierzig Jahre lang der einzige Nachlaß des geheimnißvollen Autors; und selbst in England scheint der größte Theil des Publicums nicht gewußt, oder vergessen zu haben, daß noch viele andere authentische Briefe von derselben Hand existirten, die von der ursprünglichen Sammlung ausgeschlossen waren.

Im Jahr 1812 gab der Sohn des verstorbnen H. S. Woodfall, aus seines Vaters Papieren, eine neue, ungleich vollständigere Sammlung heraus, in welcher die alten Junius-Briefe unverändert, außerdem aber eine große Anzahl, theils ungedruckter, theils zuvor nicht unter der Firma Junius gedruckter erschienen. Diese neue Sammlung enthält in drey starken Octav-Bänden 1) eine Einleitung von 165 Seiten; 2) die Privat-Correspondenz

---

*) Die Darstellung des gegenwärtigen Zustandes der Preßfreyheit in Frankreich bleibt für das nächste Heft ausgesetzt, in welchem wir mit einigen Bemerkungen über das Censursystem diesen Aufsatz zu beschließen gedenken. — Wir werden dabey auch auf die uns so eben zugekommene Schrift des Hrn. Professor Krug: »Entwurf zur Deutschen, und Darstellung der Englischen Gesetzgebung über die Preßfreyheit«, Rücksicht nehmen. Wir legen zwar auf die französische Broschüre über die Englische Preßgesetzgebung, von welcher Hr. Krug hier eine Uebersetzung liefert, keinen sonderlichen Werth, einen desto größern aber auf seine eignen Vorschläge, deren Erörterung wir uns bestimmt vorbehalten.

**) Dieser Aufsatz ist weitläufiger geworden, als wir ursprünglich beabsichteten. Wir schmeicheln uns jedoch, daß er, wo nicht aus andern Gründen, doch als Beytrag zur Geschichte der politischen Literatur für viele unserer Leser Interesse haben wird.

zwischen Junius und dem verstorbenen Woodfall, bestehend in 64, größtentheils kurzen Briefen oder Noten. 3) Eine Privat-Correspondenz zwischen Junius und Wilkes in 17 Briefen. 4) Die eigentlich sogenannten Junius-Briefe, in derselben Ordnung, in welcher sie sich in den unzähligen frühern Ausgaben befanden. 5) Unter dem Titel: Vermischte Briefe, über hundert solcher, die der Verfasser theils vor dem Zeitpunkte, mit welchem die alte Sammlung beginnt, theils während dieses Zeitpunktes unter mancherley abwechselnden Namen in den Public advertiser geliefert hatte. Diese sind das wichtigste Stück der neuen Ausgabe. 6. Eine große Masse historischer Anmerkungen des Herausgebers, aus des Vaters Manuscripten, auch aus andern Quellen entlehnt.

Unglücklicher Weise ist dieser Reichthum von Materialien, woraus eine geschicktere Hand ein äußerst interessantes Ganzes hätte bilden können, so schlecht geordnet, die Chronologie der verschiedenen Brief-Reihen ist so verworren, die Thatsachen sind dergestalt zerrissen und durcheinander geworfen, daß der geduldigste Leser oft dabey ermüden muß. Ueber die Aechtheit der sammtlichen Briefe aber, das heißt, über ihre gemeinschaftliche Abstammung, wird dem, der dieses Labyrint einmal durchwandert hat, kein Zweifel bleiben. Viele der hinzugekommenen sind an Kraft und Interesse den stärksten unter den früher bekannten gleich. Andre geben nicht unbedeutende Aufschlüsse, sowohl über die frühere und spätere Denkungsart des Verfassers, als über die Ereignisse, worauf seine merkwürdigsten Diatriben sich bezogen. Auch liefert die vermehrte Ausgabe manche neue Data zur Abfertigung der zahllosen falschen Conjecturen, welche über die unter der Larve versteckte Person, bis auf die neuesten Zeiten herab verbreitet worden sind; und wenn sie die Frage: Wer Junius war? — nicht um einen Schritt weiter gebracht hat, so gibt sie wenigstens neue Gründe für die Ueberzeugung, daß dieser oder jener nicht Junius seyn konnte.

Mit der Woodfall'schen Ausgabe hat also für die Geschichte jener merkwürdigen Correspondenz eine neue Epoche begonnen. Was wir jetzt davon mit Zuverläßigkeit wissen, ist kurzgefaßt Folgendes.

Am 28. April 1767 — mithin achtzehn Monat früher als der erste Brief in der alten Sammlung datirt ist — erhielt der Herausgeber des Public advertiser ein Schreiben, unterzeichnet Publicola, voll heftiger politischer Invectiven, an Kühnheit, Feuer und Beredsamkeit das lebendige Vorbild der spätern Junius-Briefe, der gepriesensten unter diesen nicht unwürdig. Ein zweytes Schreiben mit gleicher Unterschrift erschien kurz nachher

zur Rechtfertigung des ersten. Woodfall, selbst ein erklärter Oppositions-Mann, dabey nicht blind für den Vortheil, den ein Correspondent von solchem Gelichter, der Popularität seiner Zeitung versprach, ergriff begierig die ersten Signale, die der unbekannte Verfasser ihm gab, um sich mit ihm in nähere Verbindung zu setzen; und bald waren zwischen beyden geheime Mittheilungs-Wege, Zeichen und Adressen verabredet, vermöge welcher ihr Briefwechsel fünf Jahre lang fortdauerte, ohne daß Woodfall seinen verborgenen Freund und Wohlthater je hatte entdecken können. In der ersten Zeit wechselte die Unterschrift der Briefe häufig; oft bestand sie in einem einzelnen Buchstaben; aber die Gleichförmigkeit der Handschrift, und die Sicherheit der verabredeten Communicationsmittel verbürgten die Identität des Correspondenten. Die erdichteten Namen waren größtentheils aus dem Alterthum genommen; wie Mnemon, Anti-Sejanus, Atticus, Domitianus, Vindex, Valerian, Nemesis u. s. w. Im August und September 1768 erschienen einige der stärksten Briefe mit Lucius, bald nachher einer mit Brutus, und am 24. November, der erste mit Junius bezeichnete (der jedoch der ursprünglichen Sammlung nicht einverleibt worden ist). Weiterhin wurde dieß der Lieblingsname des Ungenannten; und obgleich viele von den mit andern Unterschriften versehnen Briefen weder an Beredsamkeit, noch an Bosheit, den mit Junius gestempelten nachstehen, so wollte doch der Verfasser, sey es aus Eigensinn, sey es aus andern nicht zu entziffernden Gründen, später nur das, was den Namen Junius trug, als sein bleibendes Werk anerkennen; und es wurde in der unter seiner Aufsicht entstandnen Sammlung, bloß in Ansehung einer kleinen Anzahl von Briefen mit der Unterschrift Philo-Junius, die er förmlich adoptirt hatte, eine Ausnahme gemacht.

Nur ungefähr die Hälfte der jetzt von Woodfall gesammelten vermischten Briefe war vor dem Jahre 1769, die andere Hälfte hingegen, während der drey Jahre erschienen, in welche die Publication der Hauptbriefe fiel; so daß dieser unermüdliche Schriftsteller, neben der Ausarbeitung seiner langen, oft schnell auf einander folgenden Episteln, noch Zeit und Neigung finden mußte, unter allerley veränderten Larven wider das Heer seiner selbstgeschaffnen Gegner zu Felde zu ziehen, oder den Ministern, die er als Junius nicht hinlänglich gebeugt zu haben glaubte, noch in einen andern Mantel verhüllt, empfindliche Streiche beyzubringen *).

*) Zuweilen mogten auch bey dieser Neben-Correspondenz besondere Gründe der Verheimlichung im Spiel seyn. Man findet öfters in

Sein Abtreten vom Schauplatz war eben so geheimnißvoll und unerklärbar, als die seltsame Rolle, die er darauf gespielt hatte. Die beyden letzten Briefe, zu denen er sich als Junius bekannte, und auf die er selbst einen ganz besondern Werth legte, erschienen am 21. Januar 1772. In den folgenden Monaten lieferte er aber noch unter den Signaturen Veteran und Nemesis, eine Reihe der wütendsten Angriffe gegen den Kriegs-Secretär, Lord Barrington, die in der neuen Sammlung unter den vermischten Briefen abgedruckt sind *). Aus demselben Zeitraum finden sich auch noch in der Privat-Correspondenz mit Woodfall mehrere flüchtige Noten, die größtentheils auf die im März herausgegebne Sammlung der Hauptbriefe Bezug hatten; die letzte ist vom 10. May 1772. Nach einer langen Pause, während welcher Woodfall, wie es scheint, kein Mittel unversucht ließ, seinem Correspondenten ein Lebenszeichen abzugewinnen, erhielt er endlich am 19. Januar 1773 ein letztes kurzes Lebewohl, worin Junius ihm sagte: »Ich habe die für Ihren alten Freund ausgeworfnen Signale wohl bemerkt. Ich hatte aber gute Gründe, ihnen kein Gehör zu geben. Ich müßte einfältiger seyn, als das Hornvieh, das brüllend durch die Straßen der City läuft, oder als einer Ihrer weisen Aldermänner, wenn ich in der jetzigen Lage der Dinge weiter schreiben sollte. Alles ist verloren, Sache und Publicum; alles ist gleich verächtlich und niederträchtig **) — Sie haben, so viel ich weiß, nie im Guten gewankt; ich werde mich stets freuen zu hören, daß es Ihnen wohl geht.« — Woodfall setzte seine Bemühungen, seine Signale, seine versteckte Bitten

---

den kurzen, an Woodfall gerichteten Noten, womit er sie begleitete, Warnungen wie diese: »Halten Sie den Autor geheim!« — »Sorgen Sie ja dafür, daß Niemand errathe, von wem dieser Aufsatz kömmt« — (daß nehmlich Niemand die Identität der Unterschrift mit der von Junius errathe). Diese Vorsicht kann ihm indessen nicht viel geholfen haben; denn es war nicht leicht möglich, seine Feder zu verkennen.

*) Nach der neusten, erst kürzlich auf die Bahn gebrachten Vermuthung über die Person des Verfassers, deren wir weiterhin erwähnen werden, sollen diese Briefe an Lord Barrington zur Entdeckung des Geheimnisses geführt, und das Ende der Correspondenz veranlaßt haben.

**) Man müßte aber noch einfältiger seyn, als die hier geschilderte Gesellschaft, um zu glauben, daß Junius aus diesen Gründen sein Amt niedergelegt hätte. Sache und Publikum waren um kein Haar schlechter geworden, als ein oder zwey Jahre zuvor. Ganz andre Umstände mussen diesen Entschluß bewirkt haben. Was Woodfall, der Sohn, daruber faselt, verdient weder Rücksicht, noch Widerlegung.

seine lateinischen Denksprüche u. s. f. noch durch mehrere Monate fort; er schrieb, wie es scheint, verschiedne dringende Briefe, und ließ sie in den vormals bestimmten Kaffehhäusern abgeben; alles vergebens; Junius war für immer verstummt.

Um seine Briefe vollständig zu verstehen, muß man nicht allein in der einheimischen und auswärtigen politischen Geschichte Englands während des Zeitraums, den sie umfassen, sondern auch in einer Menge persönlicher Verhältnisse, Anekdoten und Kabalen jenes Zeitraums sehr bewandert seyn; selbst unter den Engländern mag es heute nur noch wenige geben, die sie ohne Commentar zu lesen vermögten. Da es uns hier nur um ein allgemeines Bild von diesem sonderbaren Meteor am politisch-literärischen Himmel zu thun ist, so begnügen wir uns mit einem kurzen Abriß der Personen und Gegenstände, die zunächst von seinen Flammen ergriffen wurden.

Die ersten zehn Jahre der Regierung Georg des III. zeichneten sich durch häufigen Wechsel in dem System und der Leitung der Staatsgeschäfte aus. Fast jedes Jahr brachte eine Ministerialveränderung mit; die wichtigsten Stellen gingen rasch von einer Hand in die andre; die Unterhandlungen zwischen dem Hofe und den Parteren in der höhern Aristokratie dauerten ohne Unterlaß fort; und Niemand übernahm das Steuer-Ruder, ohne die Revolution, die es ihm wieder entreißen sollte, schon im Anzuge zu sehen. Die Tory's, an deren Spitze Lord Bute, der persönliche Freund und vertraute Rathgeber des Königs stand, fühlten sich nicht stark genug an Talent und öffentlichem Gewicht, um selbst zu regieren. Sie waren genöthiget die unmittelbare Führung der Geschäfte den Whigs zu überlassen; und je nachdem sie hier oder dort die leidlichsten Bedingungen zu erhalten hofften, wendeten sie sich bald an die eine, bald an die andre der politischen und Familien-Cotterien, in welche diese wieder unter sich selbst gespalten waren. Lord Bute hatte nur sechs Monate lang versucht, dem Posten eines öffentlich anerkannten Ersten Ministers selbst vorzustehen. Seitdem er ihn verließ, wurde die ostensible Regierungsgewalt den Häuptern der Whigs, in beständigem Kreislaufe, zu Theil. So entstand im Jahr 1763 das Ministerium von George Grenville; im Jahr 1765 das des Marquis von Rockingham; im Jahr 1766 das von Lord Chatham (obwohl es nur seinen Namen führte); im Jahr 1769 das des Herzogs von Grafton; bis endlich im Jahr 1770 Lord North an die Spitze gestellt ward, dem man weniger Bestand als manchem seiner Vorgänger zutraute, und der sich dennoch unter mannigfaltigen Stürmen und Gefahren zehn Jahre lang zu behaupten wußte. Der ganze vorhergehende Zeitraum war voll von

politischer Gährung, dumpfer Uneinigkeit zwischen den Machthabern, bedenklichem, mehr als einmal laut ausbrechenden Mißvergnügen in der Nation. Kein Minister schien frey und mächtig genug, sein eigenes System mit Beharrlichkeit zu verfolgen; die allgemein verbreitete Meinung war, daß der Einfluß des geheimen Cabinets die Maßregeln der anerkannten Administration durchkreuzte oder lähmte; und obgleich die Inhaber der hohen Staatsämter fast durchgehends rechtliche und geschäftsfähige Männer waren, so gelang es ihnen doch selten, das Mißtrauen und die Unzufriedenheit des Volkes zu besiegen.

Als Junius seine Laufbahn begann, war der Herzog von Grafton erster Lord der Schatzkammer, und Lord North, damals noch wenig bekannt, Kanzler derselben; Lord Camden Großkanzler; Lord Rochford Staats-Sekretär der auswärtigen, Lord Weymouth der innern, Lord Hillsborough der Amerikanischen Angelegenheiten; Lord Mansfield Ober-Richter; Sir Edward Hawke Chef der Admiralität, Lord Granby der Artillerie, Lord Barrington Kriegs-Sekretär u. s. f. Der Herzog von Grafton und Lord Camden traten ungefähr zu gleicher Zeit ab (Februar 1770), und hatten Lord North und Lord Bathurst zu Nachfolgern; Lord Sandwich wurde Chef der Admiralität; in den übrigen Stellen gingen keine bedeutende Veränderungen vor.

Junius richtete seine grausamsten Mißhandlungen nicht, wie man hätte erwarten sollen, gegen Lord Bute und die andern Vertrauten des Königes, sondern immer zunächst gegen die, welche die wirklichen Staats-Aemter bekleideten; der Herzog von Grafton, Lord Mansfield, Lord Hillsborough, Lord North, Lord Barrington u. s. f., waren die täglichen Zielscheiben seiner vergifteten Pfeile. Selbst Abgötter des Englischen Volkes, wie Chatam und Camden, wurden zu einer oder der andern Zeit nicht geschont. Er schien überhaupt allen Parteyen, allen Ministerien, und (mit einer einzigen Ausnahme) allen Staatsmännern seiner Zeit den Krieg geschworen zu haben. Sein Unwillen gegen den König, und dessen Umgebungen hatte keine Grenzen. Von der andern Seite behandelte er die thätigsten Demagogen, wie Wilkes, Horne Tooke, Beckford, und ihre Gefährten in der City, zwar als nothgedrungene Alliirte, aber nie, weder mit Achtung noch mit Wohlwollen; er führte ihre Sache, und nahm Theil an ihren Feindseligkeiten gegen die Regierung, aber ihren Personen war er nicht hold. Von andern politischen Schriftstellern nahm er wenig Notiz; er war stolz darauf, einsam zu stehen; außer Delolme, der ein Fremder war, hat er keinen seiner Zeitgenossen gelobt.

Obgleich eine gewisse republikanische Schroffheit, ein oft bis zum Cynismus getriebnes Hinwegsetzen über äußre Rücksichten und Formen, und eine unbedingte Geringschätzung der Menschen, unter seine herrschenden Eigenschaften gehörten, war Junius doch kein Demokrat im eigentlichen Sinne des Wortes. Er hatte die Brittische Verfassung in ihrem tiefsten Zusammenhange studirt; er huldigte mit voller Ueberzeugung dem monarchischen Princip in dieser Verfassung; und wenn er nur allzuoft Gesinnungen aussprach, oder zu Maßregeln aufrief, mit welchen gar keine Verfassung bestehen konnte, so hielt er sich doch immer auf constitutionellem Boden; revolutionäre Grundsätze und Theorien waren ihm gänzlich fremd. Die zu seiner Zeit schon gangbaren Plane einer Parlaments-Reform fanden keinen Vertheidiger an ihm; er erklärte sich sehr bestimmt gegen die Idee von jährlichen Parlamenten. In der großen Amerikanischen Streitfrage stand er sogar den Torys näher als den Whigs; den Widerstand der Amerikaner betrachtete er unabänderlich als Rebellion; und ob er gleich das von den Ministern in diesem unglücklichen Streit befolgte System, als unklug, als verderblich, als frevelhaft anklagte, so blieb nichts destoweniger sein Glaube an das Recht des Brittischen Parlaments, den Colonien Gesetze vorzuschreiben, und Taxen aufzulegen, jederzeit unerschüttert.

Von dem Umfange seines Verstandes und seiner Talente ist es nicht leicht möglich, mit Uebertreibung zu sprechen. Sein Scharfsinn, seine Gewandtheit, seine Sachkenntniß waren jeder Aufgabe gewachsen; seiner Dialektik konnte nichts widerstehen; und wenn alle gesunde Argumente ihn verließen, wußte er sich noch durch das Gefühl seiner Stärke, durch seine Verwegenheit, und durch den Zauber seiner Beredsamkeit zu behaupten. Strenge Kritiker seiner Nation haben in seiner Schreibart hin und wieder Flecken finden wollen; aber das einstimmige Urtheil der Kenner hat seinen Rang als Schriftsteller entschieden; und eine der ersten, wo nicht die erste Stelle unter den classischen Prosaisten von England wird Niemand ihm mehr streitig machen. Dieß ist um so außerordentlicher, da er sich von dem Bedürfniß, andern wehe zu thun, so oft über alle Schranken der Wahrheit und des Anstandes fortreißen ließ. Selbst dann aber weiß er in Vortrag und Manier immer noch eine gewisse Würde zu behaupten, so daß man Mühe hat ihn nicht manchmal noch in den Stellen zu bewundern, wo man gezwungen ist, ihn zu verachten oder zu verabscheuen. In seinem Styl ist weder die erhabene Fülle von Burke, noch das Feuer und die Innigkeit von Lord Chatham, noch der gleichförmig vollendete Perioden-Bau von Johnson. Eine gedrängte, zuweilen epigrammatische, aber nie unklare, nie ungenü-

gende Kürze, eine Sicherheit und Festigkeit im Ausdruck, die sich nur mit entschiedener Gewalt über Gegenstand und Sprache erreichen läßt; ein sparsamer, aber selten mißlungner Gebrauch der Metaphern, und absichtliche Vermeidung alles Schmuckes, wenn nicht ein ungewöhnlicher Effekt bewirkt, oder eine gar zu schlechte Sache bedeckt werden sollte. — Das sind einige der eigenthümlichen Züge seiner Compositionen, deren vollständige Charakteristik ein eigenes Buch erfordern würde, und in England mehr als eines (wenn gleich kein sonderlich gelungnes) veranlaßt hat. In vielen seiner Briefe ist der Fleiß, mit welchem sie verfertigt wurden, unverkennbar; in andern, die mit einer gewissen Leichtigkeit, man mögte sagen, Nachläßigkeit hingeworfen scheinen, ist Kunst und Arbeit nur versteckt. Aber alles, was aus seinen Händen ging, war vollendet; und so gern er sich auch das Ansehen gab, in der Sache allein zu leben, so wußte er doch zu gut, daß seine wahre Starke im Ausdruck lag, um auf diesen nicht die äußerste Sorgfalt zu verwenden *).

Bey dem allen gibt der Geist des Verfassers dieser Briefe allein, über die Entstehung derselben keinen hinreichenden Aufschluß; was sie von allen Schriften ihrer Art auszeichnet, sie politisch und literarisch, ja selbst psychologisch zu einer der merkwürdigsten Erscheinungen macht, gehört mehr noch dem Charakter an, der sich darin offenbarte. Freylich muß in dieser Hinsicht, da man

*) In seiner Privat-Correspondenz mit Woodfall finden sich allenthalben Beweise von dieser Sorgfalt, und zugleich von dem großen Werth, den er auf den richtigen Abdruck seiner Schriften legte. So schreibt er z. B. bey Uebersendung eines seiner Briefe: »der Einschluß ist mit großem Fleiße gearbeitet. Er ist sehr genau copirt, und ich bitte Sie, darauf zu halten, daß er buchstäblich abgedruckt werde.« Aehnliche Aeußerungen kommen häufig vor. — Als Woodfall die erste Sammlung der Briefe herausgeben wollte, war Junius in beständiger Unruhe über die Correctur des Drucks, die er, aus Furcht sich zu verrathen, doch nicht selbst übernehmen wollte. Er schrieb ihm eines Tages: »Geben Sie wohl Acht! Wenn Sie einmal die Correctur auf sich nehmen, so verzeihe ich Ihnen auch nicht den kleinsten Fehler. Ich wäge jedes Wort ab; und jede Abweichung vom Manuscript ist in meinen Augen ein Schandfleck.« Selbst um die Wahl des Papiers, des Formats, der Lettern u. s. w. war er ängstlich besorgt; und folgende Stelle aus einem Schreiben an Woodfall beweiset, wie sehr er in dieser Sache sogar auf Kleinigkeiten sah. »Wenn das Buch vollendet ist, so schicken Sie mir ein Exemplar in Leder gebunden, vergoldet, mit der Aufschrift Junius I. 2. — so elegant als möglich — auch der Schnitt muß vergoldet seyn. Lassen Sie die Blätter gut trocknen, ehe sie gebunden werden. Ich muß auch zwey Exemplare in blau Papier gebunden haben. Dieß ist das einzige Honorar, welches ich Ihnen je abfordern werde.«

die Person und die Verhältnisse des Schriftstellers nie ergründet hat, vieles auf Vermuthungen beruhen; vieles aber, und genug, um ein sicheres Urtheil zu fällen, läßt sich aus dem unmittelbaren Eindruck des Werkes bestimmt, und, so zu sagen, anschaulich erkennen. Daß die Briefe von Junius weder ein bloßes Spiel des Witzes und Muthwillens, noch das Produkt politischer Schwärmerey, oder fanatischer Freyheits-Liebe, noch das Werk eines durch die Schicksale seines Vaterlandes tief bewegten Staatsmannes, noch eines von blindem Parteygeiste besessenen Demagogen waren, lehrt Inhalt und Form so einleuchtend, daß kein Sachverständiger darüber irren kann. Sie lassen sich aber eben so wenig aus reiner Leidenschaftlichkeit erklären. Denn, nicht genug, daß man Mühe hat, sich vorzustellen, wie ein solcher Grad von Entrüstung, von Haß, von Rachsucht, von anhaltendem unversöhnlichen Grimm, in einem menschlichen Gemüth einheimisch werden konnte; man müßte auch noch begreifen können, wie alle jene feindselige Gefühle, eine so große Anzahl verschiedenartiger Personen, die doch nicht alle in gleichem Maße strafbar seyn konnten, und von denen die meisten es durchaus nicht waren, in gleiche Verdammniß gezogen hatten. Auch läßt sich die kalte Besonnenheit, die Junius in seinen heftigsten Ausfällen nie verliert, mit wahrer Leidenschaft nicht reimen. Jeder seiner Streiche scheint berechnet. Wenn die Wunde nicht gleich tödtlich ist, wird der Dolch so lange darin gerührt, bis er hoffen kann, die Lebenstheile erreicht zu haben. Wenn die Wirklichkeit selbst mit dem schwärzesten Pinsel nicht häßlich genug geschildert, werden freche Verläumdungen, entehrende Gerüchte, das ganze Arsenal der Läster-Chronik zu Hülfe gerufen; wenn das öffentliche Leben eines Staatsmannes nicht Stoff genug zur Verunglimpfung darbietet, müssen Privat-Verhältnisse, Familien-Geheimnisse, gesellschaftliche Ergießungen die Lücken ausfüllen. Nirgends entdeckt man eine Spur bewußtloser Aufwallung; alles ist planmäßig, systematisch gestellt, man sollte glauben, die Wut, womit er seine Schlachtopfer behandelt, müßte bloß im Kopfe, nicht im Herzen gewohnt haben, wenn dieses bey einem so blutigen Kriege neutral bleiben könnte.

Finstrer Unmuth, tief gewurzelte Erbitterung, durch gekränkte Eigenliebe, oder betrogne Erwartungen erzeugt, und mit dem Bewußtseyn großer Talente verbunden, mögen zuletzt vielleicht den einzigen Schlüssel zu so viel unerklärlichen Disparaten geben. Was der Ursprung einer solchen Stimmung seyn mogte, ist natürlich unter demselben Schleyer verborgen, der bis jetzt alles, was den Menschen Junius angeht, bedeckte. Daß ein Mann von so ausgezeichneten Fähigkeiten, und der wahrscheinlich in jeder Sphäre geglänzt, und gleichen Ruhm auf offnen und löblichen

Wegen erworben hätte, sich selbst, wenigstens fünf Jahre lang, ohne von irgend Jemanden gekannt zu seyn, zu einem so undankbaren, so gehaßigen, so unedeln Geschäft verdammen, daß er, von Gott weiß welchem menschenfeindlichen Dämon getrieben, sein ganzes, herrliches Talent in den bösartigsten Gift-Stoff auflösen konnte, ist allerdings wunderbar, und vielleicht beyspiellos; eben deshalb wird aber Junius noch für künftige Generationen ein lehrreiches Studium seyn *).

Der Zeitpunkt, in welchem Junius schrieb, war durch keine der großen Begebenheiten ausgezeichnet, die einem politischen Schriftsteller eine von seinem persönlichen Verdienst unabhängige Celebrität geben können. Das Wichtigste, das in diesen Zeitpunkt fiel, war die Vorbereitung zum Amerikanischen Kriege. Gerade in dieser Sache aber hatte Junius eine Partey ergriffen, die ihm schwerlich die Gunst des Publikums gesichert haben würde. Nach seiner Meinung lag die erste Quelle alles Uebels darin, daß das Parlament und das Ministerium den Supremat und das unbedingte Taxations-Recht über die Colonien aufgegeben hatte **). Wie wenig diese Meinung schon zu seiner Zeit in England beliebt war, und wie sehr sie später allen Credit beym Volke verlor, ist bekannt. Hätte Junius sich auf Thesen dieser Art beschränkt, so würde die siegreiche Beredsamkeit

---

*) Woodfall, der Sohn, hat vollkommen bestätiget, was man früher schon wußte, daß Junius von seinen Arbeiten nie einen Gewinn zog, und alle Anerbietungen seines durch ihn bereicherten Verlegers ausschlug. Er gibt sich alle mögliche Mühe zu beweisen, daß Junius nicht allein ein uneigennütziger, sondern auch ein vollkommen rechtschaffner Mann war; und obgleich seine Argumente kein großes Gewicht haben, so wäre es doch gewagt, ihm hierin bestimmt zu widersprechen, so lange das eigentliche Motiv, dem die Briefe von Junius ihre Entstehung zu danken haben, in Dunkel gehüllt bleibt. Ins Lächerliche aber verfällt er, wenn er sogar seine Gutmüthigkeit rühmt. Doch gesteht er zugleich, daß Junius — »keine Gradationen im Haß kannte,« und einmal aufgebracht gegen die Menschen, »sie nie anders als im Superlativ mißhandelte.«

**) George Grenville (der einzige von allen Ministern und Ex-Ministern, der vor Junius Gnade fand) hatte im Jahre 1763 die Amerikanische Stempel-Taxe auf dem Grundsatz der obersten gesetzgebenden Gewalt des Brittischen Parlaments gebaut. Das Rockinghamsche Ministerium hielt für besser, diesem Grundsatz stillschweigend zu entsagen, und die Stempel-Taxe zurück zu nehmen. Die folgenden Administrationen suchten nun faktisch auf andern Wegen, und unter andern Namen, Abgaben aus den Colonien zu ziehen, und diese Versuche führten den Abfall von Amerika herbey.

Lord Chatham's und Burke's ihn bald verdunkelt haben. Auch in Fragen von diplomatischer Art, war seine Autorität nicht immer überwiegend. Die Französische Besitznahme von Corsika (1769), einer der Haupt-Texte seiner Declamationen gegen die Minister, konnte unmöglich für so gefahrvoll gehalten werden, als er sie, obgleich mit vielem Scharfsinn, zu schildern suchte. In dem Streit über die Falklands=Inseln (1771) trug Dr. Johnson, der das Ministerium gegen ihn vertheidigte, einen entschiednen Sieg davon *). — Der Schauplatz aber, auf welchem Junius in seiner ganzen Größe erschien, war der der Parteyungen, Debatten und Prozesse über die Middlesex=Wahl, eine Angelegenheit, die zu ihrer Zeit alle Gemüther beschäftigte, und größern Einfluß gehabt hat, als ihre anscheinende Geringfügigkeit glauben lassen sollte. Das Unterhaus hatte aus Gründen, über deren Rechtmäßigkeit der unparteyischen Nachwelt kein Zweifel bleiben wird, im Jahre 1764 John Wilkes aus seiner Mitte verstoßen. Nach einem vierjährigen Aufenthalt, und mancherley fehlgeschlagenen Versuchen, mit den Ministern seinen Frieden zu schließen, wagte dieser unruhige und unternehmende Mann, mehrern gerichtlichen Sentenzen trotzend, im Jahre 1768 nach England zurückzukehren, und sich der Hauptstadt selbst, bey der Wahl eines neuen Parlamentes zum Candidaten anzutragen. Dieser erste kühne Schritt wurde zwar zurückgeschlagen; durch Ausschweifungen und Gewaltthätigkeiten aller Art aber gelang es den Führern des Pöbels, ihn zum Repräsentanten der Grafschaft Middlesex wählen zu lassen. Das Unterhaus beschloß, daß ein durch Richterspruch zum Gefängniß verurtheiltes Individuum nicht im Parlament sitzen könne, und stieß ihn aus. Die Patrioten von Middlesex wählten ihn zum zweytenmale; und das Unterhaus hatte den Muth, seiner unbestreitbaren Befugniß gemäß, diese Wahl für ungültig zu erklären. Nichts desto weniger wurde Wilkes zum drittenmale gewählt, und seine Wahl zum drittenmale cassirt. Mitten in dem Paroxysmus von Volks=Gährung und Partey=Wut, in welchen diese Maßregeln die Englische Nazion versetzten, trat Junius als erklärter Advokat der Volks=Rechte gegen Parlaments= und Ministerial=Anmaßungen auf. Er vertheidigte mit großer Superiorität ein System, welches der Menge schmeichelte, und das selbst unter den höhern Classen viele und wichtige Anhänger zählte. Indessen würde weder sein Genie,

*) In der vortreflichen Flugschrift: Thougths on the late transactions respecting Falklands-Islands — wurde Junius zum erstenmale von einem namhaften und berühmten Schriftsteller, und zwar ziemlich unsanft, zurecht gewiesen,

noch seine unnachahmliche Schreibart, noch die tiefe Verfassungs- und Rechtskenntniß, die er in dieser schwierigen Discussion an den Tag legte, ihm seine ungemeßne Popularität gesichert haben, wenn nicht zugleich die Bitterkeit seines Witzes, und die Verwegenheit seiner Diatriben, auch diejenigen bezaubert hätte, die für jene höhern Vorzüge keinen Sinn hatten *). Da alles bey ihm von Persönlichkeiten ausging, und auf Persönlichkeiten zurückführte, so eröffnete ihm der Streit über die Middlesex-Wahl ein erwünschtes Feld, um den König, die Minister, das Parlament, die Gerichtshöfe, und wer ihm etwa anstößig oder verhaßt war, zu verlästern. Und da er die Gemüther von allen Seiten in Bewegung, Cabinet und Ministerium aber, durch Unentschlossenheit, Schrecken und innere Spaltungen geschwächt sah, so übte er eine Zeitlang über die öffentliche Meinung eine Art von unsichtbarer Dictatur aus, der keine andere Macht im Staate mehr gewachsen zu seyn schien **).

*) Johnsohn sagte von ihm in der vorhin angeführten Schrift: »Es ist nicht die Schönheit seines Styls, was die Krämer der City, und die Bauern von Middlesex anzieht. Sie bewundern an ihm die Eigenschaften, die er mit ihnen theilt. Da sie hören, daß Junius auf ihrer Seite ist, so zweifeln sie nicht an seiner Untrüglichkeit. Ohne zu wissen, wohin er sie führt, sind sie entschlossen, ihm zu folgen; und ohne seine Worte zu fassen, sind sie überzeugt, er meinte nichts anders als Rebellion.«

**) Woodfall hat, mit mehr Ehrlichkeit als Klugheit, unter den vermischten Briefen seiner Sammlung ein Aktenstück abdrucken lassen, welches zur Ehre seines Helden in die tiefste Vergessenheit hätte begraben werden sollen. Dieß ist ein Brief vom 5. April 1768, worin der nachmalige Junius, nicht nur von Wilkes mit Verachtung und Abscheu spricht (a man of a most infamous caracter, etc.) sondern auch das ganze Verfahren bey der ersten Middlesex-Wahl als ein unerhörtes Scandal schildert, und die Minister, namentlich Camden und Grafton beschuldigt, aus strafbarer Feigheit, wo nicht aus Verrätherey, den Souverain und das Parlament den Ausschweifungen des Londner Pöbels Preis gegeben zu haben.

Der gute Woodfall thut alles, was er vermag, zu beweisen, daß ein ächter Patriot von Wilkes schlecht denken, und dennoch seine Sache, und die Grundsätze, die für ihn sprechen, auf Leben und Tod vertheidigen konnte. In so weit geben wir ihm vollkommen Recht; daß aber Junius im Jahre 1768 die Middlesex-Wahl selbst wie eine Schandthat, und die Minister, weil sie diese Schandthat nicht verhindert hatten, wie Verbrecher behandelte, und gleichwohl im folgenden Jahre seine ganze Kunst aufbot, und dieselbe Wahl als rechtmäßig, das Parlament welches sie cassirt hatte, als usurpatorisch, und die Minister, weil sie dieses Parlament nicht cassiren wollten, als Missethäter darzustel-

Um die hier entworfne sehr unvollkommne Skizze einigermaßen zu beleben, fügen wir derselben einige Probestücke bey, welche den Geist und die Manier dieser berühmten Schmähschriften (so weit als eine treue Uebersetzung eines solchen Originals es vermag) versinnlichen mögen. Wir wählen freylich nicht solche, welche für den Verfasser die ehrenvollsten seyn würden; nachdem wir aber hinlänglich bewiesen haben, daß wir das, was in seinen Schriften groß und bewundernswürdig war, anzuerkennen wissen, mag es uns erlaubt seyn, bey dieser Auswahl vorzüglich auf das Charakteristische Rücksicht zu nehmen. Der Libellist interessirt uns hier mehr, als der politische Schriftsteller; und diesen kann man ohnehin nur aus dem Zusammenhange seiner Arbeiten beurtheilen.

Wir geben daher zunächst den ersten seiner Briefe, den er unter dem Namen Publicola schrieb, und der sich in den ältern Sammlungen nicht findet; dann einen der gediegensten Junius-Briefe, endlich — da Zeit und Raum ein mehreres nicht gestatten, Fragmente aus einigen andern der merkwürdigsten und berühmtesten. Es war nothwendig, sie durchaus mit historischen Einleitungen und Aufklärungen zu begleiten, ohne welche sie den meisten Lesern ganz unverständlich bleiben würden.

* * *

I. Lord Chatham.

Daß Junius nie ein Bewunderer von Lord Chatham war, ergab sich deutlich genug aus den von ihm anerkannten Briefen. Daß er aber zu irgend einer Zeit so über ihn gedacht und geschrieben hatte, wie der folgende zeigt, würden vielleicht vor der Bekanntmachung seiner frühern Correspondenz, selbst in England nur Wenige geglaubt haben. Daß Publicola kein anderer war, als Junius, ist durch Woodfall's Zeugniß, und die von ihm angeführten Umstände unwidersprechlich dargethan; und bey der auffallenden, nicht zu verkennenden Aehnlichkeit des Styls und der Gesinnungen, ist es in der That zu verwundern, daß nicht

len, — mögte sich doch auf gewöhnlichen Wegen weder erklären, noch rechtfertigen lassen.

Man begreift übrigens vollkommen, wenn man auf diese Stelle, und mehrere ähnliche in den Vermischten Briefen stößt, warum Junius mit so großer Strenge darauf hielt, daß in die unter seinen Augen veranstaltete Sammlung durchaus nichts aufgenommen werden durfte, was er nicht im Jahre 1772 zur Noth noch vertheidigen zu können glaubte. Er hatte sich ja in der Zwischenzeit sogar in vertrauten Briefwechsel mit Wilkes eingelassen.

längst einem der zahlreichen Commentatoren der Junius-Briefe einfiel, die in dem Public Advertiser unter andern Namen zerstreuten Blüten des unvergeßlichen Anonymus zu sammeln, und auf den gemeinschaftlichen Stamm zurückzuführen.

William Pitt hatte seine erste glorreiche Ministerial-Laufbahn im Jahre 1761 geschlossen. Sein Gewicht im Lande, und bey allen Parteyen ohne Ausnahme, war aber so groß, daß der Hof während der ganzen Dauer der Administrationen von Grenville und Rockingham, nie aufgehört hatte, über seine Rückkehr ins Cabinet mit ihm zu unterhandeln. Nach einer Menge fehlgeschlagner Versuche, erhielt er endlich im Jahre 1766 vom Könige uneingeschränkte Vollmacht, ein neues Ministerium zu bilden. Dies Geschäft war mit unendlichen Schwierigkeiten verknüpft, weil jeder der verschiednen Parteyführer, die er zu vereinigen wünschte, Lord Temple, Mr. Grenville, Lord Rockingham, der Herzog von Bedford, Lord Shellburne, u. s. f. seine eignen Ansprüche geltend machen, und seine eignen Freunde voranstellen wollte. Die Folge war, daß ihn die wichtigsten ganz verließen, andere nur vorübergehend, oder bedingungsweise unterstützten. Er selbst hatte von Anfang an erklärt, daß er in dem neuen Ministerium keine andre Stelle, als die des Siegel-Bewahrers (Lord privy seal) annehmen würde. Dieses Amt war von der Pairschaft unzertrennlich; und so sah er sich durch eben die Gründe, die ihn abhielten, an die Spitze einer Verwaltung zu treten, von welcher er doch, nach dem ausgesprochnen Willen des Königs, das Haupt, wenigstens die Seele seyn sollte, genöthiget, seinen durch ihn so groß gewordenen Familien-Namen gegen den Titel von Chatham zu vertauschen.

Das Ministerium, zu dessen unmittelbarer Leitung er zuletzt den Herzog von Grafton vermogt hatte, war kaum zu Stande gebracht, als Lord Chatham, der schon seit mehrern Jahren an der Gicht litt, durch die Fortschritte der Krankheit gezwungen wurde, Einsamkeit und Ruhe zu suchen. Von den heftigsten Schmerzen gemartert, durch tiefen Gram über den Gang der Geschäfte, über die Mißhelligkeiten zwischen den Whigs, über den Abfall seiner besten Freunde gebeugt, brachte er so zwey traurige Jahre, meistens von London entfernt, und fast ohne Antheil an den Cabinets-Verhandlungen zu, bis er endlich im Oktober 1768 auch den Posten des Siegel-Bewahrers niederlegte. Erst im Jahre 1770 fühlte er sich wieder stark genug, im Parlament zu erscheinen, wo er bekanntlich bis an seinen Tod (1778) als Redner und Staatsmann, in seiner vollen Herrlichkeit glänzte, ohne jemals mehr an den Cabinets-Geschäften Theil zu nehmen.

Der Charakter dieses Ministers war allerdings kein unbeding-

tes Muster menschlicher Vollkommenheit; und seine großen Eigenschaften wurden manchmal von großen Fehlern verdunkelt. Ihn aber in irgend einem Zeitpunkte seines Lebens, als ein Werkzeug des Despotismus, als einen geschwornen Feind der Brittischen Verfassung, als einen Bösewicht zu schildern, schien höchstens einem Wahnsinnigen vorbehalten. Gleichwohl werden wir hier Junius mit diesem Akt des Wahnsinns seine schriftstellerische Laufbahn eröffnen sehen; und der Augenblick, den er dazu wählte, war gerade einer von denen, wo Lord Chatham von körperlichen und moralischen Leiden überwältiget, weniger furchtbar als je, den Haß seiner bittersten Feinde hätte entwaffnen sollen.

Im weitern Verlauf der Correspondenz wird zwar nie mehr in einem ähnlichen Tone von Lord Chatham gesprochen. Die geheime Abneigung gegen ihn scheint sich aber nie verloren zu haben. Im Oktober 1770 erschienen im Public Advertiser einige für Lord Chatham sehr ehrenvolle Artikel, in welchen man Junius zu erkennen geglaubt hatte. Sogleich drang dieser darauf, daß die Vermuthung förmlich für ungegründet erklärt wurde, und schrieb bey dieser Gelegenheit an Woodfall: »Sie wissen wohl, daß ich weder den Verfasser jener Artikel, noch seinen Götzen bewundere. Sie werden thun, was Ihres Amtes ist.« (Private letters. Nr. 23.) Erst ein Jahr nachher, als Chatham's Ruhm und Volksgunst durch seine imposanten Oppositions-Reden in der Amerikanischen Streitfrage, den letzten Gipfel erreicht hatte, entschloß sich Junius zu einer, wie er sie selbst nennt, »ihm abgezwungnen« Ehren-Erklärung, und schrieb folgende merkwürdige Worte: »Man fordert mich auf, mein Urtheil über Lord Chatham auszusprechen, und die Furcht vor Mr. Horne's Schikanen soll mich nicht abhalten, einem Manne Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, der, ich gestehe es, in meiner Achtung fortdauernd gewachsen ist. Für irgend einen gemeinen Zweck von Gewinnsucht oder Einfluß kann mein Beyfall ihm nicht nützen. Meine Stimme wird ihm schwerlich weder eine Pension, noch einen Sitz im Cabinet verschaffen. Wenn aber sein Ehrgeiz mit seinem Genie auf gleicher Höhe steht, wenn er das, was ihm wahren Ruhm bringen kann, mit eben der Ueberlegenheit erkannt, die seine Reden und seine Rathschläge im Parlament beseelt — dann soll selbst die Feder von Junius ihn belohnen helfen. Unsterbliche Glorie soll sein Haupt schmücken, und sich um sein Denkmal versammeln. — Ich bin in der Sprache der Lobredner nicht bewandert. Die Lorbeern die ich ihm darbiete, sind mir abgezwungen; sie werden so leicht nicht verwelken, weil sie mühsam geerndtet werden mußten.« (Letter to the Printer of the Public Advertiser. 13 August 1771.)

An den Herausgeber des Public Advertiser.

Den 28. April 1767.

Dictatura, quam in summis reipublicae angustiis acceperat, per pacem continuata, libertatem fregit; donec illum conversus in rabiem populus et dii ultores de saxo Tarpejo dejecerunt.

Livius.

Die wackersten und freysten Nationen haben sich manchmal zu einer augenblicklichen Verzichtleistung auf ihre Freyheiten entschlossen, um den Genuß derselben für immer zu sichern. In Zeiten großer Verlegenheit oder Gefahr setzte die Weisheit des Staates ihr ganzes Vertrauen in die Tugend eines ausgezeichneten Bürgers, und verlieh ihm hinreichende Gewalt, um sein Vaterland zu retten oder zu unterdrücken. Auf diese Weise entstand die Dictator-Würde in Rom; und so lange sie sich auf einen beschränkten Zeitraum erstreckte, und bloß als ein Hülfsmittel gegen die Bedrängnisse eines unglücklichen Krieges gebraucht wurde, war sie gewöhnlich von den vortheilhaftesten Folgen begleitet, und ließ kein gefährliches Beyspiel zurück. Der Dictator, vollständig beschäftiget mit Maßregeln gegen den auswärtigen Feind, hatte nicht Zeit genug, seinem eignen Vaterlande Verderben zu bereiten, und sein Ehrgeitz war durch den Glanz eines Triumphs, und durch den Beyfall seiner Mitbürger aufs edelste befriedigt. Als aber diese weise Institution in Mißbrauch ausartete, als jene unbeschränkte Gewalt, die nur für außerordentlich-dringende Umstände hätte aufbewahrt werden sollen, ohne Nothwendigkeit der zweifelhaften Mäßigung eines einzelnen Mannes anvertraut ward, was ließ sich erwarten, als daß das Volk seine Leichtgläubigkeit aufs theuerste bezahlen, und jener Rechte, die in den Händen eines Einzigen unmöglich so gesichert seyn konnten als unter Aufsicht der Gesetze und der Constitution, für immer beraubt werden würde?

Ohne einen ungewöhnlichen Grad von Verderbtheit konnte der, den man solcher Versuchung aussetzte, jeden Gedanken an Grundsätze und Dankbarkeit aufgeben, und mit jeder Hoffnung des Erfolges eine Gewalt fest zu halten suchen, die seine Mitbürger schwach und niedrig genug waren, ihm zu überliefern.

Wenn aber eine Nation unglücklich genug gewesen wäre, anstatt eines Mannes von gewöhnlichem gemischten Charakter, dessen Laster durch einen Schein von Tugend und Großmuth einigermaßen gehoben würden, einen durchaus und unbedingt schlechten Mann zum Gegenstande ihres Vertrauens zu wählen, oder, wenn ein großer und guter Monarch, durch irgend eine heillose Verblendung, einen Mann dieser Art zu seinem ersten Minister ernannt und ihm seine ganze Autorität übertragen hätte — welche Sicherheit würde einer solchen Nation für ihre Rechte, oder

einem solchen Monarchen für seine Krone bleiben? Die Geschichte jedes Volkes, das Ansprüche auf Freyheit hatte, wird uns belehren, was die Fortschritte eines solchen Verräthers, und was der wahrscheinliche Erfolg seiner Verbrechen seyn mußte.

Denken wir uns diesen Mann auf dem Punkte, wo er den großen Gegenstand erreicht glaubt, auf welchen alle Künste, alle Ränke, alle Heucheley, und alle Schamlosigkeit seines vergangnen Lebens gerichtet war! Was wird in dem Augenblicke, wo er sich im Besitz der höchsten Macht fühlt, sein Betragen seyn? Eine verstellte Niederträchtigkeit im Cabinet, aber ein gebieterischer Trotz gegen das Volk, durch dessen Gunst er gehoben, durch dessen früheres Glück er genährt worden war. Hat er etwa einen Bruder? dieser Bruder muß aufgeopfert werden. Hat er einen rachsüchtigen Feind? dieser Feind muß befördert werden. Hat er Jahre seines Lebens verwendet, um gegen den verderblichen Einfluß eines Günstlings zu declamiren? Dieser Günstling muß an seinen Busen gedrückt, und der einzige Mitgenosse seiner Macht werden *). Es liegt in der Natur einer despotischen Gewalt, die an und für sich jeden Grundsatz einer freyen Verfassung verletzt, daß sie nur durch Mittel erworben werden kann, die zugleich jedem Grundsatz von Ehre und Sittlichkeit Hohn sprechen. Das Amt eines Groß-Vizirs ist mit einer beschränkten Monarchie unvereinbar, und kann nur bestehen, indem es die Monarchie selbst zerstört. Dieselben Maßregeln, durch welche ein ruchloser Mensch zur Macht empor steigt, müssen ihm zur Erhaltung derselben dienen. Der vornehmste Adel, der sich dem Hochmuth eines aus dem Staube hervorgegangnen Dictators nicht gern unterwerfen würde, muß von jedem Staats- oder Ehrenposten verdrängt, alle öffentlichen Aemter müssen einer Rotte verächtlicher Geschöpfe zu Theil werden, die bey gänzlichem Mangel an Erfahrung, Fähigkeit, und persönlichem Gewicht, von ihm allein ihr kleines geschäftiges Ansehen erborgen. Da die absolute Vernichtung der Landes-Constitution sein großer Zweck ist, so muß er, um consequent zu seyn, jede Classe im Staat, die durch ihre Besitzungen und ihren Reichthum bey der Aufrechthaltung der bestehenden Regierungsform besonders interessirt, und mächtig genug ist, um treulose Angriffe zu hintertreiben, schwächen, und ihres Vermögens berauben.

---

*) Der aufgeopferte Bruder war Lord Chatham's Schwager, Lord Temple, der an der Administration von 1766 aus gekränkter Eigenliebe nicht Theil nehmen wollte. — Der rachsüchtige Feind war der Herzog von Bedford; der verhaßte Günstling Lord Bute, dessen angebliche Freundschaft mit Lord Chatham selbst in einem schlechten Epigramm noch eine schlechte Figur gespielt hätte, wie die Folge der Geschichte deutlich genug lehrte.

Die Grund-Eigenthümer müssen unterdrückt, die Rechte des Handelsstandes müssen willkürlich gekränkt, seine Güter ihm durch offne Gewalt, ohne irgend einen Vorwand rechtlicher Formen entrissen werden. Zum besondern Vortheil wird es ihm gereichen, wenn er durch Beybehaltung der drückendsten Taxen auf die ersten Lebensbedürfnisse, selbst zum Untergange der Armen beytragen kann. Er wird auch jede günstige Gelegenheit benutzen, um die Nation daran zu gewöhnen, die bestehenden Gesetze durch Cabinets-Verordnungen suspendirt zu sehen; und bey solchen Gelegenheiten darf es ihm nicht an einem abtrünnigen Rechtsgelehrten fehlen, der schwach genug ist, seinen eignen Charakter Preis zu geben, und niedrig genug, die Gesetze seines Landes zu verrathen *).

Dieß sind nur einige der bösartigen Künste, woran man einen Verräther erkennt, und wodurch ein freyes Volk in Sclaverey gestürzt wird. Aber das Meisterstück seiner Verruchtheit, und das sicherste Mittel, alle seine Absichten zu erreichen, wäre der Versuch, zwischen dem Mutterlande und seinen Colonien solche Zwietracht zu stiften, daß beyde seinen höllischen Ränken zur Beute werden müßten. Mit dieser patriotischen Gesinnung wird er bereit seyn, sich zum Beschützer des Aufruhrs, und zum eifrigen Advokaten der Rebellen aufzuwerfen. Seine Lehren werden mit dem Verfahren des Volkes, welches er in Schutz nimmt, übereinstim-

*) Der Vorgang, auf welchen dieser ganze Ausfall sich bezog, war folgender. Schon im Sommer 1766 waren die Kornpreise in England so gestiegen, daß in mehrern Orten ernsthafte Volkstumulte ausbrachen, wobey viele Menschen das Leben verloren. Eine äußerst schlechte Erndte ließ noch größre Uebel besorgen; und die Minister entschlossen sich daher, fünf oder sechs Wochen vor Versammlung des Parlaments, durch eine königliche Proclamation die Ausfuhr des Getreides zu verbieten, ob es gleich noch nicht zu dem Preise gestiegen war, wo diese Ausfuhr nach dem bestehenden Gesetz von selbst aufhörte. Hierüber mußten sie im Parlement eine Rechtfertigungs-Akte (bill of indemnity) nachsuchen, deren Grund so einleuchtend als der Tag war, obgleich die Opposition sich, wie gewöhnlich, dagegen sträubte. Lord Chatham, und der damalige Großkanzler, Lord Camden, vertheidigten im Oberhause das Verfahren der Minister.

Dieß war nun die greuliche Missethat, weshalb Lord Chatham hier beschuldiget wird, alle Eigenthumer, alle Kaufleute, willkürlich beraubt, ins Elend gestürzt zu haben u. s. f. und weshalb Lord Camden, ein Mann, dessen Name in der neuen Geschichte von England mit dem der strengsten Tugend selbst gleichbedeutend geworden ist, der sein Leben damit hinbrachte, die Rechte des Volkes zu vertheidigen, und dem selbst Junius einige Jahre später eine nothgedrungene Gerechtigkeit widerfahren lassen mußte, »ein abtrünniger Rechtsgelehrter u. s. w.« — in einem andern Briefe »ein nichtswürdiger Mensch« gescholten ward!

men; und wenn dieses durch seinen Beystand einen Sieg über die oberste Gesetzgebung des Reiches davon tragen kann, so wird er solchen Sieg als einen wichtigen Schritt zur Befriedigung seines höchsten Wunsches betrachten *).

So, mein Herr, würde in einem freyen Staate der Gang und Charakter eines Ministers beschaffen seyn, dem man unnöthiger Weise eine übertriebene Gewalt anvertraut hätte. Er muß entweder die Tyranney zu Stande bringen, oder zu Grunde gehen. Ich kann es, ohne zu schaudern, nicht für möglich halten, daß unser Vaterland das Opfer eines so schwarzen Bösewichts werden sollte. Wenn dieser Fall aber dennoch einträte, so wird doch hoffentlich das Brittische Volk nicht dergestalt vom Himmel verlassen seyn, daß es nicht noch zeitig genug die Augen öffnen sollte, um sich selbst vor gänzlichem Ruin zu bewahren; und wenn wir auch keinen Tarpejischen Felsen zur unmittelbaren Bestrafung des Hochverraths haben, so haben wir doch Staats=Prozesse, und der Galgen würde keine zu ehrenvolle Stelle für das Geripp eines Verräthers seyn.

Publicola.

II. Herzog von Grafton.

Der Herzog von Grafton trat als ein junger Mann von glücklichen Anlagen, unter Lord Chatham's Führung in die öffentlichen Geschäfte. Im Jahre 1765, als das Ministerium von Lord Rockingham gebildet wurde, übernahm er, in der Hoffnung, daß Lord Chatham, früher oder später, sich mit diesem Ministerium vereinigen würde, eine der Staats=Sekretär=Stellen, legte sie aber wenig Monate nachher, da er diese seine Hoffnung nicht erfüllt sah, nieder. Als im folgenden Jahre Lord Chatham bevollmächtigt wurde, eine Administration nach eigner Einsicht und Wahl zu formiren, bewog er den Herzog von Grafton, den höchsten Posten anzunehmen, und versprach ihm seinen kräftigsten Beystand. Lord Chatham's lange Krankheit und finstrer Mißmuth beraubten den Herzog, anfänglich theilweise, und zuletzt ganz dieser wichtigen Stütze, und nöthigten ihn, die Last und Verantwortlichkeit der größten Geschäfte allein zu tragen. Seine Grundsätze waren aber in vielen der wesentlichsten Punkte, mit denen, die im Cabinet des Königs herrschten, unvereinbar. Die Schule, in der er erzogen war, und die Männer, mit denen er

*) Lord Chatham's oft sehr leidenschaftliches Verfahren, und mehr als heftige Reden in dem Streite mit Amerika, wurden von vielen der würdigsten Männer in England, getadelt. Aber — die ihm hier zugeschriebene Absicht! Und — Quis tulerit Gracchos de seditione querentes!

lebte und wirkte, ließen keinen Zweifel darüber. Nicht ohne Widerwillen blieb er an der Spitze des Ministeriums, bis zu Anfang des Jahres 1770. Nachdem aber Lord Camden wegen seiner heftigen Aeußerungen in einer Debatte des Oberhauses über die Middlesex=Wahl von der Kanzler=Würde plötzlich entlassen worden, entsagte der Herzog — obgleich in dieser Frage entgegen gesetzter Meinung, und von der Legalität der Schritte des Unterhauses aufrichtig überzeugt — aus freyem Antriebe der Direction der Geschäfte. Im Sommer von 1771 entschloß er sich zur Annahme der Siegel=Bewahrer=Stelle in dem Ministerium von Lord North, von der patriotischen Hoffnung getrieben, daß durch lindernde Maßregeln und weise Nachgiebigkeit der Ausbruch des Krieges mit den Colonien noch verhindert werden könnte. In diesem Geiste arbeitete er bis zum Jahre 1775; als endlich aber, allen seinen und seiner Freunde Bemühungen zum Trotz, die Versöhnung unmöglich geworden war, eröffnete er dem Könige in einer merkwürdigen und rührenden Privat=Audienz seinen Entschluß, sich auf immer von den Geschäften zurückzuziehen. Der Ruf eines edelmüthigen Charakters, unbefleckter Rechtlichkeit, beharrlicher aber gemäßigter Freyheits=Liebe, und der liebenswürdigsten Eigenschaften im Privat=Leben begleitete ihn; selbst solche unter den gleichzeitigen Geschichtschreibern, die nicht gewohnt sind, Ministern zu schmeicheln, sprechen mit Lob und Achtung von ihm *).

Dies ist nun der Mann, den Junius am hartnäckigsten verfolgt hat. »Sie sind das Kopfküssen, auf welches ich meine ganze Rache niederlegen will« — sagte er ihm in einem seiner Briefe. Der eigentliche Grund dieser verzweifelten Wuth gehört unter die Geheimnisse, in welche die Existenz des Schriftstellers verhüllt ist. Der Herzog von Grafton muß bey einer oder der andern Veranlassung seinen unmäßigen Stolz verwundet, oder irgend eine unbekannte Privat=Absicht muß seine giftige Feder geleitet haben. Denn von gerechtem Zorn, von Eifer für das allgemeine Wohl, von löblichen oder auch nur leidlichen Beweggründen kann hier schlechterdings nicht die Rede seyn. In seinen ausschweifenden Libellen gegen diesen Minister ist weder Wahrheit noch Wahrscheinlichkeit zu finden. Alles ist frevelhafte Fabel, und satanische Caricatur. Der folgende Brief (übrigens keinesweges der einzige in seiner Art) ist unter andern auch deßhalb sehr merkwürdig, weil Junius selbst ihn für ein Meisterstück hielt. Er schrieb an Woodfall: »Für das beygeschlossene Sendschreiben habe ich eine große Parteylichkeit. Es ist mit außerster Sorgfalt

*) Z. B. *Belsham* Memoirs of the Reign of George III. Vol. I. p. 307. Vol. II. p. 157.

abgefaßt. Wenn ich mich in diesem Urtheil irren sollte, würde ich nie wieder schreiben.« (Private letter. Nr. 35.) Und Woodfall, der Sohn, setzt ganz naiv hinzu: »Er hat wahrlich nicht zu viel davon gesagt.«

* * *

An den Herzog von Grafton *).

Den 22. Juny 1771.

Mylord! Meine tiefe Ehrfurcht für den huldreichen Fürsten, der dieses Land zu seinem eigenen Ruhm nicht weniger als zum Glück seiner Unterthanen regiert, und der Ihnen von neuem einen Platz unter den Seinigen anweiset, erspart Ihnen eine Menge von Vorwürfen. Die Aufmerksamkeit, die ich Ihren Vergehungen gewidmet haben würde, richtet sich unwillkürlich auf die Hand, welche sie belohnt; und ob ich gleich für Königliches Urtheil nicht partevisch genug bin, um zu glauben, daß die Gunst eines Monarchen Gebirge von Schandthaten zu ebnen vermag, so erleichtert sie doch ohne Zweifel die Bürde der Infamie, indem sie sie theilt. Wenn ich bedenke, wie viel man Seinem geheiligten Charakter schuldig ist, so kann ich Sie unmöglich, mit irgend einem anständigen Schein von Billigkeit, den niedrigsten und verworfensten Menschen im Königreich nennen. In Wahrheit, Mylord, dafür halte ich Sie nicht. Sie werden in der Art von Ruhm, wornach Ihr Ehrgeiz bisher so glücklich gestrebt hat, immer einen gefährlichen Nebenbuhler haben, so lange es einen Mann in der Welt gibt, der Sie seines Vertrauens, und eines Antheils an seiner Regierung würdig finden kann. Sie besitzen großes persönliches Verdienst; hüten Sie Sich aber, es zu hoch anzuschlagen. Erwägen Sie, wie viel davon für die Welt verloren gegangen wäre, wenn der König nicht seinen Stempel darauf gedrückt, und ihm Umlauf in seinem Lande gegeben hätte. Wenn es wahr ist, daß ein tugendhafter Mann im Kampf mit dem Unglücke ein Schauspiel für Götter ist, so verdient der glorreiche Wettstreit zwischen Ihnen und dem besten der Fürsten, eine eben so erhabne Versammlung von Zuschauern. Mich dünkt, ich sehe schon andre Götter aus der Erde heraufsteigen, um ihn zu bewundern.

Doch diese Sprache ist nicht ernst genug für den Gegenstand. Der König will schlechterdings, daß Ihre und meine Talente für die Gesellschaft nicht verloren seyn sollen. Zwischen Vollziehung und Beschreibung neuer Verbrechen, werden Sie und ich hinreichenden Stoff zur Thätigkeit finden. Wenn die Personen, die

---

*) Dieser Brief wurde geschrieben, nachdem der Herzog als Siegelbewahrer von neuem ins Ministerium getreten war.

sich mit ihrem Patriotismus am meisten gerühmt haben, mit eben dem Eifer und eben der Beharrlichkeit als ich, ihre Pflicht gegen das Publikum erfüllt hätten, ich will nicht sagen, daß die Regierung ihre verlorne Würde wieder erlangt, aber, daß wenigstens unser huldreicher Monarch seinen Unterthanen diesen letzten Schimpf erspart haben würde, der, wenn noch irgend ein Gefühl in uns ist, die Nation empfindlicher schmerzen muß, als selbst alle die wesentlichen Leiden, die jede Maßregel Ihrer Administration ihr zufügte. Umsonst hätte der Monarch einen Andern gesucht, der an vollendeter Brauchbarkeit Ihnen gleich gekommen wäre. Lord Mansfield hat nicht den Muth, seine eignen Grundsätze zu behaupten; seine Ideen über Regierungsform gehen vielleicht noch weiter als die Ihrigen; aber sein Herz verläugnet die Theorien seines Kopfes. Charles Fox steht erst in der Blüte *); und was Mr. Wedderburne betrifft, so liegt in seinem Wesen etwas, das selbst die Verrätherey mißtrauisch macht **). Der beste der Fürsten hätte sich vor der Hand mit Lord Sandwich behelfen müssen. Sie, Mylord, hätten Ihre endliche Entlassung und Belohnung erhalten; und ich, der ich Sie um Ihres hohen Amtes Willen nicht höher schätze, wäre Ihnen gern bis in Ihre Einsamkeit gefolgt. Aber die Milde, die unserm Souverain so vorzüglich eigen ist, verleugnet sich nie. Von dem Augenblicke an, wo er den Thron bestieg, hat jedes Verbrechen, dessen die menschliche

*) Fox war damals ein warmer Anhänger des Ministeriums. Die Gesellschaft, in der er hier genannt wird, zeigt deutlich genug, wie Junius von ihm dachte. Er wußte sogar, daß er der Verfasser verschiedner gegen ihn gerichteter sehr unsanfter Zeitungs-Artikel war. Gleichwohl gehört nicht nur Fox, sondern auch sein damals noch lebender Vater, Lord Holland, den Junius als einen alten treuen Freund vieler ihm höchst verhaßten Personen unmöglich lieben konnte, unter die sehr geringe Anzahl derer, von welchen in diesen Briefen nie übel gesprochen wurde. Diese Schonung, die aufmerksamen Lesern schon in frühern Zeiten nicht entgangen ist, muß ihren Grund in persönlichen Verhältnissen gehabt haben. In einem Schreiben vom 16. Oktober 1771, welches er mit der Unterschrift Anti-Fox in den Public Advertiser einrücken ließ, worin er aber Fox bloß in scherzhaftem Tone als den Schwarzen Buben (my pretty black boy) bezeichnet, heißt es unter andern: »Ich kenne Junius nicht; aber ich sehe deutlich daß er Lord Holland und seine Familie absichtlich geschont hat. Ob Lord Holland unverwundbar ist, oder ob Junius sich ungestraft herausfordern läßt, das sind Fragen, worüber der Schwarze Bube ernsthaft nachdenken mag.« (Miscellaneous letters. Nr. 100.)

**) Mr. Wedderburne, nachmals Lord Loughborough, war einer der größten Advokaten, und ausgezeichnetsten Parlaments-Redner seiner Zeit.

Natur fähig ist, bey ihm Verzeihung gefunden; der Archivar des Criminal-Gerichtes mag es bezeugen *). In den Augen jedes andern Fürsten, den Sie mitten in den größten von Ihnen allein geschaffnen Verlegenheiten, in einem Augenblick, wo er seinen Thron von redlichen und geschickten Männern umgeben glaubte, verlassen hätten, würde eine so schamlose That das Gedächtniß Ihrer frühern Dienste verlöscht haben. Aber Seine Majestät ist voll von Gerechtigkeit, und versteht die Lehre von den Compensationen. Er erinnert sich mit Dankbarkeit, wie schnell Sie Ihre Moralität den Bedürfnissen Seines Dienstes anzupassen, mit welcher Bereitwilligkeit Sie Sich den Verpflichtungen der Privat-Freundschaft, und den feyerlichsten gegen das Publikum übernommnen Verbindlichkeiten zu entziehen wußten. Lord Chatham aufgeopfert zu haben, war kein kleines Verdienst. Selbst die Niederträchtigkeit und Treulosigkeit, mit welcher dieses Opfer gebracht wurde, mag Ihnen genutzt haben. Die Handlung war empörend, aber die Maxime nicht ungefällig **).

Doch schmeichelten Sie nicht bloß dem Menschen; Sie wußten auch den Machthaber in ihm zu gewinnen. Die Parlements-Maßregeln gegen Wilkes, im Cabinet zum Voraus beschlossen — die Gewalt, den Unterthanen ihre angebornen Rechte zu nehmen, einem einzelnen Zweige der Legislatur willkürlich eingeräumt — die Constitution, vom Unterhause schamlos angegriffen — die Pflicht, sie zu vertheidigen, vom Oberhause verrätherisch aufgegeben — das sind die Unternehmungen, die unter der jetzigen Regierung zu Aemtern empfehlen, und einen Minister machen. Diese würden das Urtheil Ihres Souverains bestimmt haben, wenn sie auch keinen Eindruck auf sein Herz gemacht hätten. Es bedurfte

*) Eine Anspielung auf den Prozeß eines gewissen M'Quirk, der bey Gelegenheit einer der blutigen Tumulte, welche die Middlesex-Wahl veranlaßte, in einem Handgemenge zwischen zwey Pöbelrotten, einen Anführer der Gegenparter erschlagen hatte, von der Jury des Mordes schuldig befunden, und vom Könige begnadiget worden war. Ueber diesen unleidlichen Mißbrauch der königlichen Prärogative hatte Junius schon früher einen eignen Brief voll bittrer Invectiven an den Herzog von Grafton geschrieben.

**) Was es mit dieser angeblichen Aufopferung Lord Chatham's zu sagen hatte, kann man aus den einleitenden Anmerkungen zu diesem und dem vorigen Briefe ersehen. Der Herzog trennte sich keinen Augenblick von ihm; und die Stelle, die er im Jahr 1766 annahm, in der sichern Erwartung, daß Lord Chatham (dessen Launen sich nicht immer berechnen ließen) zutreten würde, gab er wenige Monate nachher, da jene Erwartung unerfüllt blieb, wieder auf. Auch muß man nicht vergessen, daß Junius den Mann, gegen welchen er dem Herzog die schwärzeste Treulosigkeit vorwirft, einen durchaus und unbedingt schlechten Mann genannt hatte.

keiner andern Verdienste, um Ihre Zurückberufung ins Cabinet zu entscheiden. Nicht als wenn Sie deren nicht sonst noch im Ueberfluß hätten: — Mr. Hine's Diplom *) — der Herzog von Portland — und Mr. Yorke. — Veruntreuung, Raub und Mord! Es wäre zu viel Ehre für Ihre Galanterie, wenn ich auch noch Nothzucht hinzufügte; aber der Styl Ihrer Liebschaften sichert Sie gegen diesen Verdacht.

Ich weiß, wie man Sie gegen diese verschiednen Anklagen vertheidiget hat. Die Veruntreuung soll ihren Lohn in sich selbst gehabt haben; denn Mr. Bradshaw **) versichert auf seine Ehre, daß Sie von dem Gelde für das Hinesche Diplom keinen Schilling empfangen haben, daß alles an General Bourgoyne gewissenhaft ausgezahlt worden ist. Eilen Sie, Mylord! Ein zweytes Geschenk wird nöthig seyn, um Oaks in der Familie zu erhalten. Wenn das nicht geschieht, so fürchte ich, Birnam-Wald kömmt unter den Hammer.

Der Herzog von Portland war Ihr ältester Freund. Zur Vertheidigung seines Eigenthums berief er sich auf weiter nichts, als auf sein klares Recht, und auf Verjährung gegen die Krone. Sie fühlten das Unrecht, das Ihrem Freunde geschah; aber das Gesetz, meinten Sie, müsse seinen Lauf haben. Die Nachwelt wird kaum glauben, daß Lord Bute's Schwiegersohn alle seine Kräfte anstrengen mußte, um die ihm verliehne Schenkung noch vor der allgemeinen Parlaments-Wahl zu Stande zu bringen ***).

---

*) Dieser Hine hatte eine Zoll-Einnehmerstelle zu Exeter, mit 4000 Pf. St. bezahlt, welche, nach einem völlig unerwiesnen Gerüchte dem General Bourgoyne (der nachher in Amerika so unglücklich ward) als eine unverdiente Begünstigung zu Theil geworden seyn sollten. Aus diesem elenden Stoff hatte Junius eine Haupt- und Staats-Action zu spinnen gewußt. — Die beyden übrigen Punkte werden in den folgenden Noten erklärt.

**) Der Privat-Secretair des Herzogs von Grafton. Es geht aus vielen Stellen der Briefe hervor, daß Junius gegen diesen Mann eine besonders tödtliche Feindschaft gehabt haben muß, die vielleicht einen Haupt-Aufschluß über seine höllische Wut gegen den Herzog gibt. — Oaks war ein Landgut des General Bourgoyne, das damals verkauft werden sollte.

***) Diese Verhandlung war einer der Haupt-Texte zu den Invectiven gegen den Herzog von Grafton. Während seiner Administration — aber offenbar durch Lord Bute's Einfluß, nicht durch den seinigen — hatte man dem Herzog von Portland eine von seiner Familie seit siebenzig Jahren, zwar nicht ganz regelmäßig, doch ungestört besessne ehmalige Kron-Domaine (Inglewood Forest) unter dem etwas schalen Vorwande einer alten Rechts-Maxime, nach welcher gegen die Krone keine Verjährung gelten sollte (Nullum tempus occurrit regi) genommen, und Lord Bute's Schwiegersohne

Von der abscheulichen Unterhandlung, die mit Mr. Yorke's Tod endigte, ist genug gesagt worden. Ich kann ohne Mitleid und Grausen nicht davon reden. Sie, um sich zu rechtfertigen, klagen öffentlich Ihren Mitschuldigen an; und Seinem Gemüth mag die Anklage vielleicht schmeicheln. Aber als Mörder steht Ihr beyde auf einer Linie. Es war ein Gegenstand des Wetteifers zwischen beyden, und würde noch heute ein Gegenstand des Scherzes und Lachens seyn, wenn der Ausgang die unmittelbaren Plane des Cabinets nicht vereitelt hätte *).

Dieser Brief, Mylord, ist nur die Vorrede zu unserer künftigen Correspondenz. Der Ueberrest dieses Sommers soll Ihrer Unterhaltung gewidmet seyn. Ich hoffe, hin und wieder den Ernst Ihrer Morgen-Studien aufzuheitern, und Sie für die Geschäfte des Tages vorzubereiten. Ohne auf größre Aufrichtigkeit Anspruch zu machen, als Mr. Bradshaw, versichre ich Sie, daß meine Zuneigung Sie begleiten soll, so lange Sie Minister bleiben.

Darf ich Verzeihung hoffen, wenn ich mich für einen Mann verwende, den Sie, wie ich weiß, nicht lieben? Ich meyne Lord Weymouth. An Niederträchtigkeit fehlt es ihm nicht; und seine Desertion ist von neuerm Datum als die Ihrige **). Sie wissen

---

Sir James Lowther verliehen. Diese Sache veranlaßte große Debatten im Parlament, und führte zu dem unter dem Namen der Nullum Tempus-Akte bekannten Gesetz, wodurch die alte Rechtsmaxime für immer aufgehoben wurde. In dieser Akte war zwar eine Clausel die den Prozeß zwischen Portland und Lowther offen ließ; dieser Prozeß wurde aber zwey Jahr nachher von dem Gerichtshof der Exchequer zu Gunsten des ersten entschieden.

*) Um die ganze Verruchtheit dieser Stelle zu fassen, muß man die Thatsache kennen, worauf sie sich bezieht. Nach Lord Camden's plötzlicher Entfernung vom Kanzler-Amt (S. 274) hielt es eine Zeitlang schwer Jemanden zu finden, der bey der damaligen Stimmung der Gemüther dieses Amt hätte übernehmen wollen. Mr. Yorke, General-Fiscal, ein Mann von anerkanntem Verdienst, entschloß sich endlich dazu; er hatte aber unglücklicher Weise früher seinem Bruder, Lord Hardwicke, feyerlich versprochen, daß er keinem Antrage des Hofes Gehör geben wollte. Als er zu seinem Bruder aufs Land fuhr, um ihm die Gründe mitzutheilen, die ihn zur Annahme der Kanzler-Stelle bewogen hatten, ließ dieser seine Thür vor ihm verschließen; und aus Verzweiflung darüber gab Mr. Yorke sich wenig Stunden nachher den Tod.

Dieses melancholische Ereigniß hatte Niemand vorher sehen können. Wenn die Minister, und vielleicht der König selbst, sich bemüht hatten, einen der ausgezeichnetsten Rechtsgelehrten zu einem der ersten öffentlichen Aemter zu befördern — was lag darin sträfliches? Und welche teuflische Bosheit konnte sie deshalb als Mörder anklagen?

**) Lord Weymouth hatte zu Ende des Jahrs 1770 seine Stelle als Staats-Secretair niedergelegt.

daß der Posten eines Siegelbewahrers ihm zugedacht war; schwerlich werden Sie ihn mit einer Pension abspeisen wollen. Doch er muß Brot haben — oder besser, er muß Wein haben; und wenn Sie ihm den Kelch versagen, so machen Sie Sich keine Hoffnung ihn im Schooße der Ministerial-Kirche zu erhalten.

Junius.

III. Lord Mansfield.

Dieser große Rechtsgelehrte bekleidete mehr als dreyßig Jahre lang das Amt eines Präsidenten des obersten Tribunals der Kings-Bench. In frühern Zeiten hatte er auch einen Sitz im Cabinet, und wurde stets als einer der vertrauten Rathgeber des Königes betrachtet. Seine politischen Grundsätze waren im vollkommensten Einklange mit dem Geiste der Brittischen Verfassung. Da er sich aber in verschiednen Hauptfragen auf die monarchische Seite neigte, und Popularität, wie es scheint, weder suchte, noch achtete, so wurde er einer geheimen Vorliebe für den Despotismus beschuldiget. Nichts desto weniger genoß er als Richter während seiner langen und thätigen Laufbahn jenes allgemeinen und unbeschränkten Vertrauens, welches großen Eigenschaften in diesem Stande nur zu Theil wird, wenn sie mit einem unbescholtnen Character vereiniget sind; und in der letzten ruhigern Periode seines Lebens wurde Lord Mansfield's Name selbst von seinen ehmaligen Gegnern nicht ohne Ehrfurcht genannt. Junius war vielleicht der einzige Mensch auf Erden, den weder Scham, noch Scheu, noch Gewissen zurückgehalten hätte, von einem Manne dieser Art, wie von einem Missethater zu sprechen. Was ihm dabey zu Hülfe kam, war sein grenzenloser Haß gegen alles, was Schotte hieß, ein Haß der sich in seiner ganzen Correspondenz, in immer gleicher Bitterkeit, und oft auf eine sehr unedle Weise kund gibt.

* * *

An Lord Mansfield.

14. November 1770.

Die Erscheinung dieses Briefes wird die Neugier des Publikums rege machen, und Ihnen, Mylord, nicht gleichgültig seyn. Ich bin tief in Ihrer Schuld, und will versuchen, ein für allemal meine Rechnung mit Ihnen abzuschließen.

Sie werden meine Wahrheitsliebe nicht in Zweifel ziehen, wenn ich Sie versichre, daß es nicht Achtung für Ihre Person war, was mich bisher bewog, Sie zu schonen. Außer dem Ungemach und der Gefahr, wovon die Presse bedroht ist, sobald Sie Partey und zu gleicher Zeit Richter sind, hat mich auch, ich bekenne es, die Schwierigkeit des Unternehmens zurückgeschreckt. Unsre

Sprache hat kein Wort des Vorwurfs, die menschliche Seele keine Regung des Abscheu's mehr, die nicht an ihnen schon, mit glücklichem Erfolg versucht, und erschöpft worden wäre. Geschicktere als ich haben Ihrem Charakter reichliche Gerechtigkeit widerfahren lassen. Mein bescheidnes Geschäft mag seyn, die zerstreuten Wohlgerüche zu sammeln, bis endlich ihre vereinigte Kraft Ihren abgestumpften Sinnen fühlbar wird.

Erlauben Sie mir zuerst der Schottischen Aufrichtigkeit, wo ich sie nur immer finde, meinen Tribut darzubringen. Ich setze kein sonderliches Vertrauen in die Aeußerungen Ihrer Herren Landsleute; und wenn sie lächeln, fühle ich mich von etwas Unheimlichen bedroht Bey dieser Meinung von der Schottischen Nation, habe ich es Ihnen stets zur Ehre angerechnet, daß Sie in Ihren frühern Tagen so wenig von Ihrer vaterländischen Klugheit blicken ließen. Sie hatten gewisse ursprüngliche Zuneigungen, die Sie bey jeder Gelegenheit an den Tag legten. Ihr Eifer für die Sache eines unglücklichen Prinzen, machte sich zuweilen mit der Freymüthigkeit des Weines, und mit religiöser Feyerlichkeit Luft *). Dieß war nach meiner Ansicht das vortheilhafteste Licht, in welchem sich Ihr Charakter je gezeigt hat. Sie ergriffen wie ein ehrlicher Mann die Partey, zu welcher Sie Sich durch Geburt, Erziehung, Vaterland, und Familien-Verbindungen gezogen fühlten. Es lag etwas Edles in ihrer Anhänglichkeit an das verbannte Haus. Warum blieben Sie nicht bey dieser einmal ausgesprochenen Treue? Warum folgten Sie nicht dem Beyspiel Ihres würdigen Bruders? Ihre Freunde werden vielleicht sagen, daß, ob Sie gleich das Schicksal Ihres rechtmäßigen Herrn nicht theilen wollten, Sie dennoch fest an den Grundsätzen hingen, die seinem Vater den Thron gekostet hatten, daß Sie, ohne für seine Person zu kämpfen, seiner Sache wesentlich dienten, und daß Sie Sich über den Verlust einer geliebten Dynastie trösteten, indem sie den Regierungs-Maximen derselben neues Leben verliehen. Dieß ist die Art und Weise, wie der Kopf eines Schotten die Irrthümer seines Herzens gut macht. — Mylord! ich erkenne die Wahrheit dieser Apologie, und kann sie durch Ihr ganzes Leben beurkunden. Ich sehe durchaus den regelmäßigen Plan, die Gewalt der Krone auf Kosten der Freyheit des Volkes zu erweitern.

*) Dieß und das Folgende sind Anspielungen auf ein gemeines Gerücht, nach welchem Lord Mansfield in seiner Jugend öfters, und zwar mit gebeugtem Knie, auf die Gesundheit des Prätendenten getrunken haben sollte. Aber bereits im Jahre 1753 hatte der Königliche Staatsrath und das Haus der Pairs dieses Gerücht für eine schändliche Verleumdung erklärt. — Sein Bruder Murray war im Gefolge des Prätendenten.



Alle Ihre Gedanken, Worte und Handlungen sind gleichförmig auf diesen Zweck gerichtet. Aus Verachtung oder aus Unkenntniß des Brittischen Land=Rechts, suchen Sie in dem Gerichtshof, dem Sie vorsitzen, Grundsätze einzuführen, von welchen Englische Rechtsgelehrte nichts wußten. Der Römische Codex, das Völker=Recht, die Gutachten fremder Juristen, sind Ihr beständiger Text; nie fällt es Ihnen ein, die Magna=Charta, oder die Bill der Rechte, mit Beyfall oder Ehrfurcht zu nennen. Durch dergleichen treulose Künste wurde von jeher die edle Einfalt, und der freye Geist unsrer Sächsischen Gesetze verunreiniget. Die Normännische Eroberung war nicht eher vollendet, als bis Normännische Rechtsgelehrte ihre Gesetze eingeführt, und die Sklaverey in ein System gebracht hatten — — — *).

In öffentlichen Geschäften, Mylord, ist Schlauigkeit, wie fein sie auch gesponnen seyn mag, nie ein sicherer und ehrenvoller Führer. Gleich schlechter Münze erhält sie sich eine Zeitlang im Curs, und wird bald verschrieen. Mit einer liberalen Denkungsart ist sie unvereinbar, obgleich oft mit großen Fähigkeiten verbunden. Ich gehe gewiß ehrlich zu Werke, indem ich Ihre Geschicklichkeit anerkenne. Es thut mir leid für die menschliche Natur, wenn ich einen Mann von so ausgezeichneten Gaben zu so niedrigen Kunstgriffen herabsteigen sehe. Lassen Sie Sich aber durch Ihre Eitelkeit nicht gar zu leicht trösten! Glauben Sie mir, Mylord, Sie werden lange nicht so sehr bewundert als verabscheut. Bloß die Partenlichkeit Ihrer Freunde hebt die Fehler Ihres Herzens gegen die Eigenschaften Ihres Verstandes auf. — — —

Hier lassen Sie uns für heute schließen. Nicht meinetwegen wünsche ich, daß Sie über Ihre jetzige Lage ernstlich nachdenken mögen. Sehen Sie Sich vor, ehe Sie den ersten Eingebungen Ihrer Rachsucht folgen. Diese Schrift ist der Welt überliefert, und kann nicht mehr zurückgenommen werden. Die Verfolgung eines unschuldigen Buchdruckers kann weder Thatsachen verändern, noch Beweisgründe widerlegen. Liefern Sie mir nicht neue Materialien gegen Sie Selbst! Ein ehrlicher Mann, gleich der wah=

*) Nach diesem Eingange folgt eine lange und boshafte Kritik sowohl der richterlichen als der ministeriellen Handlungen Lord Mansfield's. Der schwerste Vorwurf, den er ihm macht, ist der, daß er in den Parlaments=Debatten über die Ausschließung von Wilkes fortwährend eine hartnäckige Neutralität beobachtet, und doch in den geheimen Berathschlagungen des Cabinets für die heftigsten Maßregeln gestimmt habe. Alle diese Declamationen gründeten sich auf eitle Vermuthungen; denn Lord Mansfield sprach seine wahre Meinung über jene Streitfrage, weder im Parlament, noch im Cabinet aus, sondern nahm sie, wie er einst feyerlich angekündigt hatte, mit sich ins Grab.

ren Religion, appellirt an die Ueberzeugung, oder vertraut mit Bescheidenheit auf die innre Stimme des Gewissens. Der Betrüger setzt Gewalt an die Stelle der Argumente, gebietet Stillschweigen, wo er nicht Glauben erwecken kann, und verbreitet seine Lehre mit dem Schwert.

Junius.

IV. Junius und Horne Tooke.

Horne Tooke, einer der unruhigsten Demagogen seiner Zeit, und der auch in einer spätern Epoche viel von sich hören ließ, war im Jahre 1771 mit Wilkes und dessen Freunden über die Sheriffs-Wahl in London zerfallen. Junius erlaubte sich in einem seiner Läster-Briefe an den Herzog von Grafton, einige bittre Bemerkungen über Horne's Verfahren in diesem Streite, und behauptete kurz und klar, Horne habe sich an das Ministerium verkauft. Diese Beschuldigung veranlaßte eine öffentliche Correspondenz zwischen Horne und Junius, worin einer den andern in wilden und frevelhaften Protestationen eines angeblich patriotischen Eifers so lange überbot, bis endlich Horne, der es seinem Gegner nicht gleich thun konnte, sich mit dem schweren Vorwurf, sogar die Person des Monarchen in Schutz genommen zu haben, zurückziehen mußte. Einige Auszüge aus dieser in ihrer Art gewiß einzigen Correspondenz, werden die beyden Athleten in ihrer ganzen Stärke zeigen.

Junius schreibt an Horne, — nach einem persönlichen Ausfall gegen den König, den wir nicht den Muth haben zu übersetzen: »Ob ich gleich weit entfernt bin, von Ihren Fähigkeiten eine geringe Meinung zu haben, so beweiset mir doch die Form Ihres Angriffes gegen Wilkes, daß Sie entweder wenig Urtheilskraft besitzen, oder von Leidenschaft verblendet sind. Sie hätten vorhersehen müssen, daß die Vorwürfe, welche sie ihm machen, ihm nicht einmal schaden konnten; denn glauben Sie mir, Mr. Horne, das Publikum wird ihm seinen Claret, und seine Bedienten, und selbst den Ehrgeiz, seinem Bruder das Kämmerer-Amt von London zu verschaffen *), gern verzeihen, so lange er gegen ein Ministerium und ein Parlament kämpft, welche alles versuchen, um das Land in Sklaverey zu stürzen, und so lange er dem Könige ein Dorn im Auge seyn wird. Sie werden mir nicht zutrauen, daß ich Wilkes für ei-

*) Der Patriot Horne hatte nämlich dem Patrioten Wilkes öffentlich vorgeworfen, daß er noch im Gefängniß der Kings-Bench täglich Claret getrunken, sechs Bediente, und darunter drey französische, gehalten, und seinen Bruder zum Stadt-Kämmerer befördert habe!

nen untadelhaften Mann halte. Die Frage ist bloß, wo finden wir einen, der mit bessern Grundsätzen eben so weit gehen, und eben so viel wagen wollte, als Er? Die Umstände fordern einen solchen Mann, und er muß unterstützt werden. Wie würde jener verhaßte Heuchler mit seinen Favoriten triumphirt haben, wenn Wilkes den Kürzern gezogen hätte? Und es war nicht Ihre Schuld, daß Er diesen Triumph nicht genoß u. s. w.«

Hierauf antwortete Horne in einem langen Briefe, worin er die Reinigkeit seiner eignen Grundsätze vertheidigt, und gegen die von Junius geäußerten lebhaft zu Felde zieht. Von sich selbst sagt er: »Das göttliche Recht, und das geheiligte Ansehen der Monarchen, sind Worte ohne Sinne für mich. Es galt zu den Zeiten Carls des I. für eine verwegne Aeußerung von Cromwell, daß, wenn er sich in einer Schlacht dem Könige gegenüber finde, er sein Gewehr eben so getrost gegen ihn, als gegen jeden andern Mann abfeuern würde. Ich gehe weiter. Hätte ich in jenen Tagen gelebt, so würde ich nicht erst auf eine Gelegenheit gewartet haben, meine Pflicht zu thun. Ich würde ihn aufgesucht, und ohne alle persönliche Feindschaft, mein Gewehr lieber gegen ihn, als gegen jeden andern Mann abgefeuert haben.« Doch selbst mit diesen Gesinnungen will er das System von Junius nicht dulden. »Wenn Junius Recht hat, so besteht die Sache der Nation nur darin, daß man den König schikanire; und jeder Schurke muß in jedem Bubenstück unterstützt werden, wenn er nur nicht aufhört, ein Dorn im Auge des Königs zu seyn. Dieß ist das letzte Extrem des Factions-Geistes, und der Gipfel politischer Verruchtheit. — Was auch der Ausgang der jetzigen traurigen Crisis seyn mag, mit den Grundsätzen, die Junius predigt, kann keine Regierungsform bestehen. Verfolgung der Personen aus reiner Bosheit ist ein Motiv, das sich bloß für den Teufel schickt. Wer, oder was auch immer an der Spitze der Regierung stehen möge, muß Ehrfurcht und Beystand vom Volke fordern können.« u. s. f.

Gegen diese harte Lection läßt nun Junius in seiner Replik alle seine Batterien spielen. »Mr. Horne unterhält uns, in hohem Tone, von den Heldenthaten, die er verrichtet haben würde, wenn er im vorigen Jahrhundert gelebt hätte. Der unglückliche Carl würde ihm schwerlich entgangen seyn. Aber lebende Monarchen haben Anspruch auf seine Ergebenheit und Achtung. Auf solche Bedingungen kann man freylich ohne Gefahr ein Patriot seyn. Wenn es ihm mit dieser pomphaften Rhapsodie Ernst war, so wollen wir seinen Argumenten etwas näher treten. Ich glaube, er ist noch nicht Hofmann genug, um zu läugnen, daß die Constitution unter der gegenwärtigen Regierung aufs gröblichste ver-

letzt worden ist. Er wird nicht läugnen wollen, daß die Gesetze ohne Scheu übertreten, die Rechte der Unterthanen gekränkt, ihre wiederholten Beschwerden verachtet wurden. Vergehungen wie diese, waren der Grund der Rebellion im vorigen Jahrhundert, und würden damals, wenn ich Mr. Horne recht verstehe, ihn berechtiget haben, seinen Souverain mit kaltem Blute zu erschießen. Ich will nicht untersuchen, mit welcher Constitution diese Lehre vereinbar ist. In jedem Falle aber liegt ihm ob, zu beweisen, daß der jetzige König für die Fehler seiner Regierung bessre Entschuldigungs-Gründe hat, als Carl I. Er muß beweisen, daß die Constitution vor hundert Jahren besser verstanden, daß die Rechte der Unterthanen und die Grenzen der königlichen Gewalt besser bestimmt waren, als heute. Wenn er nicht im Stande ist, diese Sätze darzuthun, so begreife ich nicht, wie er es vor seinem Gewissen verantworten will, daß er nicht unmittelbar mit derselben Freyheit handelt, mit welcher er spricht. Ich habe vor dem Character Carl des I. eben so wenig Achtung als Mr. Horne; und doch mag ich mich an seinem Andenken nicht durch eine Vergleichung versündigen, die ihn beschimpfen würde.«

Mit der Schluß-Stelle dieses nämlichen Briefes, einer Stelle, welche von Freunden und Feinden des Verfassers häufig citirt worden ist, wollen wir auch diese Auszüge beschließen: »Die Priester sind oft beschuldiget worden, die Schrift falsch ausgelegt zu haben. Mr. Horne scheint seinem Beruf Ehre machen zu wollen. Er verdreht seinen Text, und legt seinem Autor seine eignen Irrthümer bey. Dergleichen Künste können die Nation nicht lange täuschen; und ohne eine unanständige Parallele zu beabsichten, wage ich es, zu prophezeyen, daß die Bibel und Junius noch werden gelesen werden, wenn die Commentarien der Jesuiten längst vergessen sind.«

Es bleibt uns nun noch übrig, einen Blick auf die in mehr als einer Rücksicht merkwürdige Geschichte der immer erneuerten, und bisher immer vergeblichen Muthmaßungen über den Ursprung der Junius-Briefe zu werfen.

Die Entdeckung des Verfassers ist besonders dadurch erschwert worden, daß er selbst sein Geheimniß mit der äußersten Sorgfalt zu bewahren gesucht hat. Seitdem ein Theil seiner Privat-Correspondenz mit Woodfall bekannt gemacht worden ist, hat man sich überzeugen können, daß bey dieser strengen Beobachtung der Anonymität nicht bloß Seltsamkeit oder Ziererey, oder politischer Calcul, sondern auch wirkliche, oft sehr lebhaft ausgedrückte Furcht zum Grunde lag. Im Anfange schrieb er über diesen Punkt mit

ziemlicher Zuversicht an Woodfall. So am 5. October 1769: »Verlassen Sie Sich darauf, daß es absolut unmoglich ist, daß einer dieser Leute (die Familie Cavendish) oder Sie, oder irgend Jemand mich je entdeckte, so lange ich mich nicht selbst zu erkennen geben will; alle Künste, alle Nachforschungen, alle Bestechungen würden vergeblich seyn.« — In einem spätern Zeitpunkt hingegen, während der letzten Monate des Jahres 1771 muß er ernsthafte Besorgnisse gehabt haben. Damals schrieb er an Woodfall: »Gestehen Sie mir aufrichtig, ob Sie wissen oder vermuthen, wer ich bin.« Und bald darauf in viel stärkern Worten: »Ich muß mehr als je auf meiner Hut seyn. Ich bin überzeugt, wenn man mich entdeckte, ich lebte nicht drey Tage mehr; und entginge ich der Gefahr, so würden sie mich mit Parlaments-Decreten verfolgen. — Aendern Sie die Adresse auf Sommerset-Caffehhaus. Lassen Sie aber keine Seele darum wissen. Ich bin von Ihrer Rechtschaffenheit zu überzeugt, um zu glauben, daß sie auf irgend eine Art zu meinem Verderben beytragen könnten. Handeln Sie ehrlich gegen mich! Zur gehörigen Zeit sollen Sie erfahren, wer ich bin.«! — Das Parlament schien er besonders zu fürchten. So warnte er Woodfall: »Vermeiden Sie, so viel als möglich, Händel mit den Gerichtshöfen; vor allen Dingen aber, hüten Sie Sich vor dem Parlament; denn gegen dieses ist nicht aufzukommen.«

Das drohende Schreiben an Garrick, welches in dem vorhergehenden Artikel erwähnt ist, wurde ebenfalls durch die Besorgniß einer Entdeckung veranlaßt. Garrick hatte sich seit einiger Zeit unendliche Mühe gegeben, den Verfasser auszuforschen; und da Junius wußte, daß Garrick bey Hofe sehr wohl gesehen war, ihn sogar im Verdacht hatte, daß er dem Könige Nachrichten zutrüge, so glaubte er ihn durch einen Hauptschlag schrecken zu müssen.

Bey dieser Lage der Sache, und dem ungeheuern Eindruck, den die Briefe von Junius auf das Publikum gemacht hatten, ist es nicht zu verwundern, daß die Neugier der Menschen, und der Wunsch das Geheimniß zu enthüllen, aufs höchste stieg, daß eine Vermuthung die andre jagte, und daß selbst die unwahrscheinlichsten und abgeschmacktesten ihre Anhänger fanden. Es ist nicht zu viel gesagt, daß in dem Zeitpunkte, wo die Briefe erschienen, und noch verschiedne Jahre nachher, kaum ein öffentlicher Mann von Bedeutung und Talent in England war, dem nicht einer oder der andre sie zugeschrieben hätte. Lord Chatham, Lord Shelburne, (der Vater des heutigen Marquis von Landsdowne), der Herzog von Portland, Lord George Sackville, Lord Ashburton, Burke, Wilkes, Horne Toocke

u. s. f. — Wer nur irgend, in welchem Sinne es seyn mogte, durch Witz oder Beredsamkeit geglänzt hatte, sogar Personen, die auf keins von beyden Anspruch machen konnten, wurden aus einem oder dem andern phantastischen Grunde, weil dieses oder jenes Interesse, dieser oder jener zufällige Umstand, ein Wort, ein Wink, eine Anekdote sie zu bezeichnen schien, als Junius aufgeführt. Die Erfinder solcher Muthmaßungen verliebten sich oft so sehr in ihre Hirngespinste, daß sie sie anhaltend und hartnäckig, und wenn gleich ohne gesunde Kritik, doch nicht immer ohne Erfolg, wenigstens bey einem Theil ihrer Leser, zu behaupten suchten. In der Verzweiflung griff man mitunter zu ganz abenteuerlichen und ausschweifenden Conjecturen; und in einem der zahlreichen Bücher, welche dieß literärische Problem erzeugt hat, wird erzählt, ein Herr vom ersten Range habe an der Tafel einer bekannten Dame mehr als einmal versichert, Niemand anders als der König könnte die Briefe geschrieben haben, und diese Meinung sey in der königlichen Familie vollkommen accreditirt *).

Außer den berühmten Staatsmännern und Demagogen der Zeit, wurden viele andre, weniger bekannte Personen, die entweder Beweise von ihren Fähigkeiten gegeben hatten, oder denen ihre Freunde die Geschicklichkeit zutrauten, etwas außerordentliches zu leisten, für den Verfasser ausgegeben. Auf diese Weise sind Charles Lloyd, und John Roberts, beyde Secretairs der Schatzkammer; Samuel Dyer, ein Gelehrter von einem gewissen Range, Freund von Johnson und Burke; Dr. Buttler, Bischof von Hereford (auf den Wilkes gemuthmaßt hatte); der Feldprediger Rosenhagen (der sich gern bey Lord North als Junius producirt hätte, um ihm eine Pension abzudringen); Henry Flood, ein bekannter Irländischer Parlaments-Redner, und andre, mit nicht gültigern Ansprüchen, als Candidaten in diesem seltsamen Wettstreit ans Licht getreten. Aber keiner hat der ihm zugedachten Ehre lange Stich halten können; und wenn über einen oder den andern noch Zweifel geblieben wären, so hat sie Woodfall in seiner neuen Ausgabe, durch Argumente von unwiderstehlichem Gewicht, sammt und sonders beseitiget. Es wäre der Mühe nicht werth, bey allen diesen jetzt vergeßnen Hypothesen zu verweilen; wir schränken uns daher hier auf eine kurze Musterung derjenigen ein, für welche sich entweder zu gewissen Zeiten die Meinung besonders ausgesprochen, oder auf welche man die Aufmerksamkeit des Brittischen Publikums durch

*) S. An Inquiry concerning the author of the letters of *Junius* by *John Roche. London* 1813.

scheinbare Gründe oder Combinationen von Gründen vorzüglich zu richten versucht hat. In diese Classe gehören: Edmund Burke, W. G. Hamilton, General Lee, Lord Ashburton, Macaulay-Boyd, Delolme, Glover, und Francis.

Auf Burke fiel der erste und allgemeinste Verdacht der Autorschaft dieser Briefe; ein Verdacht, dessen Entstehung, zu einer Zeit, wo das Genie dieses großen Mannes sich erst durch einzelne Blitze angekündigt hatte, und sein Charakter noch wenig bekannt war, sich allenfalls erklären läßt, dessen Fortdauer aber, selbst bis auf unsre Tage herab, zu den seltsamsten Verirrungen menschlicher Urtheilskraft gehört *). Wer die Eigenthümlichkeiten eines Schriftstellers auch nur in ihren schärfsten Zügen zu fassen vermag, der kann zwischen Burke und Junius keine andre Verwandtschaft finden, als die der Gegenstände, welche sie behandelten, und der Gewalt über die Sprache, welche sie besaßen. Aus jedem charakteristischen Gesichtspunkte betrachtet, sind sie mehr von einander verschieden, als Rousseau und Voltaire. Die Vollkommenheit von Burke ist der unerschöpfliche Reichthum der Natur; die von Junius das vollendete Resultat der Kunst. Burke's Styl ist lebendig und voll bis zur Ueppigkeit, ein Strom, der alles mit sich fortreißt, zuweilen über seine Ufer tritt, aber selbst, wenn er Verwüstung droht, fruchtbar und gesegnet. In Junius ist alles studirt, geregelt, abgewogen, trocken, verzehrend und verzehrt. Jenen begleitet eine begeisterte Einbildungskraft bis in die tiefsinnigsten Speculationen; bey diesem regiert der berechnende Verstand, auch da, wo er am lebhaftesten bewegt und hingerissen scheint. Burke ist, wie Junius, bitter in seinem Spott, und oft heftig ohne Maß in seinem Zorn; aber selbst in seinen Sarcasmen waltet nie ein feindseliges Gemüth; und seine Leidenschaft dringt aus dem Herzen; sie ist wahr, sie ist menschlich, sie ist mittheilend, während Junius nur brennt, ohne zu erwärmen, und, wo er erschüttern will, Entsetzen und Abscheu erregt.

Man hat viel Gewicht auf den Umstand gelegt, daß die erste

---

*) Ein gewisser John Roche gab im Jahr 1813 eine Schrift von 300 Octav-Seiten heraus, betitelt: An Inquiry concerning the letters of *Junius*, in which it is proved *by internal as well as by direct and satisfactory evidence*, that they were written by the late R. H. *Edmund Burke*. — Nicht etwa aus Feindseligkeit, sondern aus ganz besonderm Wohlwollen, und um Burke's Unsterblichkeit noch mehr zu sichern, übernahm der Verfasser dieß erbärmliche und undankbare Geschäft; und zwar, was das merkwürdigste ist, nachdem bereits die neue Woodfall'sche Ausgabe, allen seinen vermeinten Argumenten zum voraus den Hals gebrochen hatte.

Schrift, durch die sich Burke bekannt machte, eine der gelungensten Parodien des Ideenganges und der Schreibart von Lord Bolingbroke war. Wer so ein Kunststück zu liefern vermogte, meinte man, konnte auch wohl, mit Verläugnung aller eignen Manier und alles eignen Charakters, die Rolle von Junius spielen. Aber die Parodie war ein vorübergehender, jugendlicher Versuch, und Bolingbroke nachahmen, für ein Talent wie Burke's, kein Wunderwerk. Um aber als Junius zu schreiben, und zu gleicher Zeit als Burke zu sprechen, hätte er in einer und derselben Person zwey der außerordentlichsten Originalitäten vereinigen, zugleich Burke und Nicht-Burke seyn müssen.

Wenn aber auch die innern Gründe der Ungereimtheit dieser Hypothese nicht so mächtig gewesen wären, so hätte wenigstens der handgreifliche Widerspruch, in welcher sie mit allen äußern Verhältnissen stand, sie ohne Rettung verbannen sollen.

Burke war in enger, vertrauter Verbindung, mit einer sehr geachteten politischen Partey; er hatte in der Administration von Lord Rockingham eine Stelle bekleidet; er war ein treuer, eifriger Anhänger, und bey jeder Gelegenheit ein lebhafter Lobredner dieser Administration, von der Junius höchstens mit Mitleid, oder mit gemäßigter Verachtung sprach. George Grenville, der einzige Staatsmann, den Junius mit Wohlwollen zu behandeln schien, war als Urheber des Amerikanischen Taxations-Systems in Burke's Augen der Stifter unsäglichen Unheils, und konnte von ihm allenfalls (wie es wirklich geschah) als ein achtungswürdiger, rechtlicher, und edler, aber nie (wie Junius that) als ein musterhafter und wohlthätiger Minister gepriesen werden. Wie Junius über Amerika dachte, wissen wir; und gerade in dem Zeitraum, in welchem seine Briefe geschrieben wurden, war Burke unablässig beschäftigt, die Rechte der Colonien zu vertheidigen, Versöhnung und Frieden für sie auszuwirken, und ihre Sache in und außer dem Parlament mit jener erhabnen Beredsamkeit zu führen, die, auch ohne seine spätern und größern Verdienste, seinen Namen unsterblich gemacht haben würde.

Was hätte einen Mann, wie Burke, verleiten können, seine Grundsätze, seine Freunde, seine Partey, seine ganze politische Existenz, Jahre lang in einem regelmäßigen geheimen Kriege zu verleugnen und zu untergraben? Und wo hätte er in einem öffentlichen, höchst thätigen Leben, wovon jeder Tag dem Publikum gewidmet war, auch nur die physische Zeit zu diesem fruchtlosen Gaukelspiel gefunden?

William Gerard Hamilton, bekannt unter dem Namen *Single-Speech-Hamilton*, weil er, obgleich dreyßig Jahre

Mitglied des Englischen Parlaments, nur eine einzige und allgemein bewunderte Rede gehalten hatte *), wurde, vielleicht eben wegen dieses sonderbaren Umstandes, der mit seinen bekannten Fähigkeiten und Kenntnissen unvereinbar schien, von Anekdoten-Krämern seiner Zeit für den Verfasser der Junius-Briefe ausgegeben Was dieser Sage eine Zeitlang Credit verschaffte, war der sonderbare Vorfall, daß Hamilton eines Tages auf einem Spaziergange dem Herzog von Richmond erzählt hatte, es sey ein neuer Brief von Junius erschienen, von dem er sogar den Inhalt wußte, und daß dieser Brief, zum Erstaunen des Herzoges, an demselben Tage nicht, zwey Tage später aber wirklich erschien. Woodfall hat die Anekdote vollständig aufgeklärt; er selbst hatte Hamilton am Morgen des Tages, wo das Gespräch vorfiel, die Nachricht von diesem Briefe gegeben, der nachher durch zufällige Hindernisse verspätet wurde. — Hamilton fand sich übrigens durch die Meinung derer, die Junius in ihm zu erkennen glaubten, nichts weniger als geehrt, und protestirte bey jeder Gelegenheit, ja selbst noch auf seinem Todtenbette, so nachdrücklich gegen den Verdacht (der auch nicht die geringste Wahrscheinlichkeit für sich hatte), daß Niemand mehr den Muth behielt, dabey zu beharren.

Im Jahr 1803 erschien in London ein zuerst in Amerika gedruckter Zeitungs-Artikel, nach welchem der General Lee, einem gewissen Rodney (den Niemand kannte) im Jahr 1773, bey einem ersten Besuch anvertraut haben sollte, er sey der Autor der Junius-Briefe. Auf diese unverbürgte Confidenz wurde in England nicht sonderlich geachtet, bis im Jahr 1807 ein Dr. Girdlestone in Yarmouth aufstand, und in einem eignen Pamphlet die Richtigkeit der Sache darzuthun suchte. Nachdem in der Woodfall'schen Ausgabe von 1812 dieser Versuch mit verdienter Geringschätzung behandelt worden war, wagte Dr. Girdlestone im Jahr 1813 einen zweyten, der, wie sich von selbst versteht, nicht glücklicher ausfiel **). — Ob Lee sich in einer Anwandlung von Eitelkeit für den Verfasser der Briefe ausgegeben, oder ob Rodney seine Aussage erdichtet hatte, ist nie ins Reine gebracht worden. Lee war übrigens ein Mann von

---

*) Im Irländischen Parlament sprach er jedoch, während der zwey Jahre seines Staats-Secretariats in Irland, mehr als einmal, und jedesmal vortrefflich. In einer nach seinem Tode von Malone veranstalteten Ausgabe der sinnreichen und launigten Schrift, die Hamilton unter dem Titel: *Parliamentary Logic* verfaßt hatte, sind zwey dieser Reden abgedruckt!

**) Die zweyte Schrift hieß: Facts tending to prove, that General *Lee* was the author of *Junius*. *London*. 1813.

Geist und Talent, aber ein leidenschaftlicher Republikaner, der aus Enthusiasmus für die Sache der Insurgenten Dienste bey ihnen nahm, und von der Rechtmäßigkeit ihrer Ansprüche so durchdrungen war, daß er bereits vor dem Ausbruch des Krieges an einen seiner Correspondenten schrieb: »Die Amerikaner sind allerdings das beste Volk unter der Sonne, und nichts beweiset es mehr, als daß Sie, und Grenville, und Bedford, und Newcastle, und alle Advokaten der Stempel-Taxe nicht längst gehängt worden sind.« Es gehörte eine sonderbare Verblendung dazu, um in diesem Manne Junius aufzusuchen. Ueberdieß hat Woodfall faktisch dargethan, daß General Lee während der Jahre, in welchen die Briefe geschrieben waren, fast ohne Unterlaß auf dem Continent herum reisete, und sich größtentheils in Polen aufhielt, wo er mit dem letztverstorbnen Könige in genauer Verbindung stand.

Mr. Dunning, nachmaliger Lord Ashburton, ist einer der Candidaten, welche die meisten Stimmen für sich vereinigten; und Woodfall selbst gesteht, daß es nicht ganz an Gründen dazu fehlte *). Er war lange Zeit ein strenger Oppositionist, und hatte in seinem Geiste, in seiner Beredsamkeit, in seiner Heftigkeit, in seinem ganzen Wesen etwas, das an Junius erinnern konnte. Die, welche Junius aus ihm machen wollten, schienen aber nicht in Anschlag gebracht zu haben, daß er von 1767 bis 1770 das Amt eines General-Advokaten der Krone (sollicitor general) bekleidete, mithin, auch bey dem höchsten Grade von Pflicht-Vergessenheit (dessen doch Niemand ihn beschuldigen mogte) es nie hätte wagen können, eine solche Rolle zu übernehmen.

Hugh Macaulay Boyd, ein Irländer, der zwischen 1776 und 1780 periodische Flugschriften von sehr demokratischer Tendenz unter den Titeln Freeholder, Whig u. s. f. herausgegeben, nachher aber sich in Ostindien niedergelassen, und dort den Indian Observer, und andere Pamphlete geschrieben hatte, sollte nach seinem Tode mit Gewalt zum Junius erhoben werden. Drey bekannte Literatoren, der Buchhändler Almon, Campbell und George Chalmers **) arbeiteten an diesem

*) Ein früherer Herausgeber der Junius-Briefe, Robert Heron, endigt seine Einleitung mit den Worten: »I am, in my own mind fully satisfied that the letters of *Junius* were certainly written by *John Dunning*, Lord *Ashburton* — *Letters of Junius* with Notes etc. By *Robert Heron*. *London* 1804.

**) Almon führte ihn in seinem Biographical Anecdotes (1797) mit schwachen Gründen als Junius auf. — Campbell gab im Jahre 1799 Boyd's Leben und Schriften mit einer Vorrede, die zu ihrer Zeit einen gewissen Eindruck machte, und worin er diese

Unternehmen, an welchem ihre vereinten Bemühungen gescheitert sind. Boyd war stets ein warmer Bewunderer von Junius gewesen, und hatte seine Schreibart mit sichtbarem Bestreben nachzuahmen gesucht. Seine Produkte blieben aber so weit hinter seinem Meister zurück, daß der Abstand zwischen Junius und ihm keinem urtheilsfähigen und unbefangenen Leser entgehen kann. — Almon, der erste Erfinder dieser Conjectur, hatte in einem Manuscript, welches Woodfall einst in seiner Gegenwart vorlas, eine auffallende Aehnlichkeit mit Boyd's Handschrift zu erkennen geglaubt, und diesem seine Bemerkung mitgetheilt; worauf Boyd die Farbe verändert, und mit sichtbarer Verlegenheit geantwortet haben soll: die Aehnlichkeit der Handschrift ist kein Beweis. — Woodfall (der Vater), der Boyd genau kannte, und keine große Meinung von ihm hatte, sprach dieser Anekdote alle Beweiskraft ab, und erklärte Boyd's Erröthen für eine Aufwallung geschmeichelter Eitelkeit bey dem Gedanken, daß man ihn für Junius halten konnte. Woodfall wußte besser als irgend Jemand, wie die Handschrift des wahren Junius, und wie die des eingebildeten aussah. Er wußte ferner, daß Boyd in dem Zeitpunkte, wo Junius schrieb, sich in den drückendsten Geld-Verlegenheiten befand, und weit entfernt, »ein Exemplar mit vergoldetem Schnitt,« als einziges Honorar von seinem Verleger zu begehren. Und ob er gleich den wahren Junius nicht kannte, auch nie ihn zu kennen vorgab, so besaß er doch Data genug, um aufs bestimmteste zu versichern, daß Boyd es nicht war und nicht seyn konnte. In dieser Frage ist seine Autorität als entscheidend zu betrachten.

Im Jahre 1814 gab ein Ungenannter mit geheimnißvollen Andeutungen, unter dem Titel: »Denkschriften eines berühmten Literators und Staatsmannes,« ein nachläßig geschriebnes, an sich nicht uninteressantes historisch-politisches Bruchstück über die Partey-Verhältnisse und Ministerial-Veränderungen zwischen den Jahren 1742 und 1757 heraus. Bald darauf erfuhr man, daß dieses Bruchstück von Glover, dem Verfasser des Leonidas herrührte, und daß, nach der Meinung des Herausgebers, eben derselbe Glover — ein eben so mittelmäßiger Dichter als Prosaist — die Junius-Briefe geschrieben haben sollte. Die letzte Behauptung wurde in einer besondern Schrift umständlicher aus-

---

Meinung mit großer Zuversicht vertheidigte, heraus. — Chalmers that dasselbe mit Leidenschaft in einer Schrift, betitelt: Supplemental Apology being the documents for the opinion, that *Hugh Boyd* wrote *Junius* letters. London 1800.

geführt *). Die dafür angeführten Gründe aber sind so seicht, das Manuscript ist ein so unvollkommnes Werk, und der Abstand zwischen Glover und Junius so groß, daß es unnütz wäre, bey dieser Hypothese zu verweilen.

Eben so schwach, und noch lächerlicher war der Versuch eines gewissen Dr. Busby (desselben, der vor einigen Jahren durch einen abgeschmackten Prolog, womit er Lord Byron überbieten wollte, einen Tumult im Opernhause veranlaßte), dem bekannten Delolme die Junius-Briefe anzuhängen **). Delolme's verständiges, aber oberflächliches Buch über die Brittische Staats-Verfassung hatte zu seiner Zeit einen gewissen Namen erworben, und es ist merkwürdig, daß Junius, der sich nicht leicht entschloß, von andern Gutes zu sagen, durch ein diesem Buche ertheiltes Lob den ersten Grund zur Reputation desselben gelegt hat. Der Verfasser, von Geburt ein Genfer, war der Englischen Sprache so mächtig geworden, daß er selbst den ursprünglich französischen Text in reines und gutes Englisch zu übersetzen vermogte. Dieß machte ihm alle Ehre. Aber von da bis zu den Junius-Briefen war der Weg noch weit. Dr. Busby hat zur Rechtfertigung seines verzweifelten Systems ein verzweifeltes Mittel gewählt. Um zu beweisen, daß ein Fremder schreiben konnte, wie Junius, behauptete er, Junius habe an sehr viel Stellen seiner Briefe wie ein Fremder geschrieben, und suchte diese verwegne Behauptung durch einen großen Aufwand pedantischer Wortkritik und elender Sylbenstecherey zu erhärten. Allem Vermuthen nach hat sein hinfälliges Spinngewebe nie einen andern Proselyten gefangen, als ihn selbst.

Endlich hat man im vergangenen Jahre in zwey anonymen Schriften ***) einen noch lebenden, in England sehr geachteten, auch im Auslande nicht unbekannten Mann, als Verfasser dieser Briefe bezeichnet. Sir Philipp Francis (seit 1806 Ritter des Bath-Ordens) zur Zeit des Gouverneurs Hastings Beysitzer des hohen Raths von Ostindien zu Calcutta, nachher ein sehr thätiges Mitglied des Parlaments, ein ausgezeichneter Redner und Geschäftsmann, und obgleich meistentheils in Ver-

*) An Inquiry concerning the Author of the letters of Junius, with reference to the *Memoirs by a celebrated literary and political Character*. London 1814.

**) Arguments and Facts, demonstrating, that the letters of Junius were written by John Lewis *De Lolme*, by *Thomas Busby*, Mus. Doctor. London 1816.

***) The Identity of *Junius* with a distinguished living character established, — und: A Supplement to Junius identified, 1817.

bindung mit der Opposition, doch von dem Ministerium jederzeit geschätzt, und oft zu Rathe gezogen, soll, der neusten Angabe zufolge, der wahre Junius seyn. Die scharfsinnigen Herausgeber des Edinburgh Review haben sich für diese Vermuthung zwar nicht entschieden, doch so günstig erklärt, daß sie in jedem Fall Aufmerksamkeit verdient.

Die äußern Umstände treffen allerdings auffallend, und ungleich besser, als bey irgend einer frühern Hypothese, zusammen. Mr. Francis war sehr jung in einem untergeordneten Posten bey dem Büreau der auswärtigen Geschäfte angestellt, ging im Jahre 1760 als Legations=Sekretair nach Lissabon, und gelangte im Jahre 1763 zu einer Stelle im Kriegs=Sekretariat, von welcher ihn Lord Barrington, der Chef desselben, im Jahre 1772 in Ungnade entließ. Nach sechs= bis achtmonatlicher Abwesenheit von England erhielt er plötzlich, und ohne irgend eine bekannte Veranlassung oder Empfehlung, im Jahre 1773, den wichtigen Posten in Ostindien, den er in einem unruhigen und schwierigen Zeitpunkte, auf eine für seinen Verstand und Charakter gleich ehrenvolle Weise bekleidete. — Verschiedne Hauptzüge in der Geschichte von Junius, — seine genaue Kenntniß der innern Verhältnisse des Kriegs=Departements, und sein lebhaftes Interesse an allem was darin vorging, — sein ganz besondrer Haß gegen Lord Barrington — sein plötzliches Verstummen im Jahre 1772 kurz nach der Entlassung des Mr Francis aus dem Kriegs=Sekretariat, — sein kurzes Wiederaufleben im Jahre 1773, und gleich nachher sein definitives Verschwinden vom Welt=Schauplatz, — dieß alles, so wie seine ausgebreitete Bekanntschaft mit Dingen, die sich am Hofe, im Cabinet, in den Ministerial=Büreaus, und in den höhern Zirkeln zutrugen, läßt sich aus der neusten Muthmaßung bequem und befriedigend genug erklären. Man begreift auch vollkommen, wie Lord North, wenn ihm allein (und wie es scheint, von dem Verfasser der Briefe selbst) das Geheimniß entdeckt worden war, sich zu einer sehr vortheilhaften Capitulation herbey lassen konnte, um einen Mann von so großen und so gefährlichen Talenten aus England zu entfernen, und doch für den Staatsdienst zu erhalten. Selbst der Umstand, daß Sir Philipps Vater (als Uebersetzer des Horaz und Demosthenes in England bekannt) Lord Hollands Caplan gewesen war, scheint über die der Familie des letztern bewiesne sonderbare Schonung, ein unerwartetes Licht zu verbreiten.

So weit hat die neue Hypothese eine ganz anziehende Gestalt. Was aber die innern Wahrscheinlichkeits=Gründe betrifft, so können wir unmöglich dasselbe davon sagen. Da es von Mr. Francis kein ausgebreitetes Werk gibt, so läßt sich sein Styl,

seine Manier, sein schriftstellerischer Charakter nur aus einigen Flugschriften, und gedruckten Parlaments=Reden beurtheilen. In diesen erscheint er allerdings als ein Mann von nicht gemeinen Fähigkeiten und Kenntnissen. Aber selbst eine so große kritische Autorität als die des Edinburgh Review überzeugt uns nicht, daß auch nur ein ferner Nachklang von den mächtigen und furchtbaren Accorden, womit Junius seine Zeitgenossen erschütterte, darin zu vernehmen wäre.

Wenn man übrigens bedenkt, daß der, welcher das Genie und den Ruhm dieses Schriftstellers auf sich nehmen soll, zugleich alles das tragen muß, was ihn vor Welt und Nachwelt entehrt hat, so erstaunt man, wie unter den Augen eines noch lebenden Mannes die Frage: ob er Junius war? — mit eben der Ruhe und Kaltblütigkeit behandelt werden konnte, mit welcher man allenfalls untersucht haben mag, ob Macpherson den Ossian geschrieben hatte? Sir Philipp Francis kann nicht viel weniger als achtzig Jahre alt seyn. Ob er von den Sorgen und Meinungen der Welt noch Kenntniß nimmt, wissen wir nicht. Aber anständiger wäre es wohl gewesen, diese Verhandlung bis auf seinen Tod zu verschieben, wo ohnehin, wenn die gegenwärtige Vermuthung gegründet seyn sollte, das funfzigjährige Geheimniß sich enthüllen muß.

---

② Anzeige=Blatt
für
Wissenschaft und Kunst.

Nro. I.

Literarische Notizen.

Neuere Italienische Literatur.

(Aus der Biblioteca italiana gezogen.)

Storia di Cajo Cilnio Mecenate, Cavaliere Romano, dell' avvocato Sante Viola. Roma 1816.

Der Verfasser, welcher die frühere Bearbeitung seines Gegenstandes durch Richer und Souchay sorgfältig und beynahe ausschließend benützt hat, schildert das öffentliche Leben des Mäcenas, und die Wirksamkeit desselben für Beförderung der Künste und Wissenschaften seiner Zeit. Diesem Werke, welches, wenn gleich nicht reich an neuen Bemerkungen, selbst nicht über die so anziehende Periode der römischen Geschichte, wo die Republik zur Monarchie überging, doch durch eine edle Darstellung das Interesse des Lesers bis ans Ende festhält, sind noch drey Abhandlungen angehängt, die eine über die Gärten des Mäcenas auf dem esquilinschen Berge, die zweyte über seine Villa in Tivoli, und die dritte über eine Stelle des Plinius, in welcher derselbe behauptet, Mäcenas habe in den drey letzten Jahren seines Lebens an fortwährendem Fieber und stäter Schlaflosigkeit gelitten.

Nuovo esame delle sorgenti della privata e pubblica richezza, del Dottore Carlo Bosellini

Die Untersuchungen über die Quellen des National- und Privat-Reichthums, welche in England, Frankreich, Deutschland und Italien auf dem sicheren Wege geläuterter Erfahrung seit mehr als einem halben Jahrhunderte die Staatswirthschaftslehre zu einem so hohen Grade von Vollkommenheit gebracht haben, stellet der Verfasser gegenwärtigen Werkes aus einem ganz verschiedenen Gesichtspunkte an. Unbekümmert um Thatsachen und Erfahrungen in dieser nur durch Erfahrung begründeten Lehre, setzet er a priori Grundsätze über die Quellen des öffentlichen und Privat-Reichthums, und darauf gebaute Maximen der Staatsverwaltung fest, welche den Namen politischer Raisonnements nur in dem unfruchtbaren Sinne des Wortes verdienen.

Corso di letteratura drammatica del Sig. A. W. Schlegel, traduzione italiana con note di Giovanni Gherardini. 3 Vol. in 12. *Milano.*

Herr A. W. Schlegel hat an Herrn Gherardini einen trefflichen Uebersetzer gefunden. Die Noten aber, welche er der Uebersetzung beyfügte, sind der Anlaß zu einem lebhaften wissenschaftlichen Streite ge-

worden. Gherardini, voll Achtung, ja selbst Bewunderung für Schlegels Talente, vermag nicht, seine Empfindlichkeit über dessen Urtheil in Betreff der dramatischen Poesie der Italiener zu unterdrücken, und glaubt dieses Gefühl um so mehr gerechtfertigt, als der deutsche Verfasser selbst den moralischen Sinn der gesammten Nation, welche durch die Werke eines Metastasio gerührt zu werden vermag, in Zweifel zu ziehen wagt. Die Bibliothèque universelle, eine Fortsetzung der Bibliothèque britannique, nahm im Juliusheft 1817 den deutschen Verfasser mit einer Lebhaftigkeit in Schutz, wodurch selbst Herrn Gherardini zu nahe getreten wurde, und die Biblioteca italiana entgegen vertheidiget nun wieder den italienischen Uebersetzer. Daß die Ansichten der neueren deutschen Kritiker über dramatische Poesie überhaupt, und insbesondere über den romantischen Theil derselben in Italien noch nicht Eingang gefunden, ist eine Erscheinung, welche, den Charakter der Nation und den Gang ihrer Bildung betrachtet, nicht schwer zu erklären seyn dürfte. Ja, man darf mit Recht annehmen, die feste, fremder Leitung wenig zugängliche Beharrlichkeit einer Nation bey der Richtung, die ihre wissenschaftliche Ausbildung durch Gründe, die in dem Charakter und den Schicksalen des Volkes liegen, genommen, sey vielmehr eine erfreuliche Erscheinung. Immer wird es aber für die italienische Literatur ein Gewinn seyn, durch eine, wenn gleich nur der französischen nachgebildete, doch treffliche Uebersetzung mit den neueren deutschen Ansichten über dramatische Poesie bekannt geworden zu seyn.

Peintures antiques des vases grecs, de Sir John Coghill Bart, publiées par James Millingen de la Société des antiquaires de Londres et de l'académie archéologique de Rome. Rome 1817.

Die Sammlung griechischer oder, wie man sie gewöhnlich nennt, hetruscischer Vasen, aus welcher die gegenwärtigen Abbildungen genommen sind, war ein Eigenthum eines ausgezeichneten römischen Gelehrten, des Herrn De Rossi, von dem Herr Coghill sie kaufte, und der diese Abbildungen selbst mit seinen Erklärungen herauszugeben gedachte. Wirklich hat auch der gegenwärtige Herausgeber drey lange Briefe des De Rossi, welche vorzüglich die Art und Weise, wie diese Vasen verfertiget wurden, erklären, ins Französische übersetzt, mit abdrucken lassen

Nach seiner Meinung wurden diese Vasen auf der Drehbank verfertigt. Wenn sie vollkommen getrocknet waren, zeichnete der Künstler mit einer Nadelspitze den ersten Entwurf, dessen Umrisse er dann mit dünnen schwarzen Strichen genauer ausführte. Die Umrisse wurden dann mit einem gröberen Pinsel erweitert, damit sie bey der Auftragung des schwarzen Grundes nicht mehr verändert werden könnten. Hierauf kam das Gefäß in den Ofen, und dann erst wieder in die Hände eines minder geschickten Künstlers, welcher den Grund einförmig übermalte. Ein zweyter Brand brachte die schöne schwarze Glasur hervor. Die Verzierungen, Arabesquen, Laubwerk u. d. gl., glaubt De Rossi, seyen auf ähnliche Art, wie das Patroniren bey Zimmermalereyen, angebracht worden. Die weiße Farbe, welche an Falten, Bäumen, Geräthschaften zu bemerken ist, hält der Verfasser für Bley-Oxyd, und glaubt, daß sie nach dem Brande aufgesetzt worden sey. Winkelmann stimmt der Ansicht des Herrn De Rossi darin bey, daß die Glasur erst nach dem ersten Brande der Vasen gegeben wurde, glaubt aber, daß die Grundanlegung und Figuren-Zeichnung zur selben Zeit geschah. Nach des Verfassers Meinung waren es

nicht Künstler vom ersten Range, aber auch nicht ganz gewöhnliche, welche die Abbildungen auf den griechischen Vasen verfertigten. Wahrscheinlich sind dieselben bloße Kopien. Im dritten Briefe ist von den uneigentlich so genannten sizilianischen Vasen die Rede, welche auf eine andere Art bemalt sind. Die Figuren nämlich sind schwarz, der Grund hat die gelbliche Farbe des Thones, Draperie und Glieder sind mit der Spitze einer Nadel gezeichnet. Viele Alterthumsforscher halten diese Vasen für weit früheren Ursprungs, als die griechischen; der Verfasser aber glaubt, sie seyen aus demselben Zeitalter. In der That herrscht in den Formen der Gefäße, und in den Verzierungen, Arabesken, Blumen u. d. g., ganz derselbe Geschmack, wie in den griechischen, die sonderbaren Mißverhältnisse und Mißgestalten in den Figuren scheinen aber absichtliche Karikaturen und Nachbildungen des alten ungebildeten Styles im Zeichnen zu seyn. Auf einigen Gefäßen dieser Sammlung sind durch griechische Buchstaben die vorgestellten Gegenstände bezeichnet, auf einigen findet sich das Wörtchen Καλος Καλη mit oder ohne Beysatz eines eigenen Namens, wahrscheinlich eine Artigkeit gegen die Person, welcher die Vase zum Geschenke bestimmt war. Die Erklärung der Figuren in dieser Sammlung ist von Herrn Millingen, auf eine seiner bewährten Kenntnisse in diesem Fache würdige Art unternommen worden. Es ist zu bedauern, daß nicht wenigstens von den vorzüglichsten Vasen der Sammlung die Größe angezeigt worden, weil darin ein Theil ihres Werthes besteht.

Dizionario militare italiano di Giuseppe Grassi dell' Accademia Reale delle Scienze di Torino. Torino 1817.

Die langen Kriege, in welche Italien im 14ten, 15ten und 16ten Jahrhunderte verwickelt war, mußten bey einer Nation von so regem Sinne für Künste und Wissenschaften auch die Kriegskunst zu einem hohen Grade von Vollkommenheit bringen. Daher in jenem Zeitalter so manche berühmte italienische Feldherren, und Schriftsteller über die Kriegskunst, von ersteren Strozzi, Alexander Farnese, Joh. Jak. Trivulzio, und Emanuel Philibert von Savoyen, von letzteren Aegidius Colonna, Bono Giamboni, und Nikolaus Machiavelli. Die Befestigungskunst wurde daher in jener Zeit, wo man im übrigen Europa noch nicht angefangen hatte, die Kriegskunst wissenschaftlich zu behandeln, durch Italiener mit vielen Erfindungen bereichert, welche italienische Benennung erhielten. Andere Nationen, vorzüglich Franzosen, welche dieselben in der Folge vervollkommten, als Italien den Stürmen dreyer Jahrhunderte erlag, und seine Festen und Thürme in fremde Macht fielen, gaben denselben auch neue Benennungen. Der Verfasser des gegenwärtigen Wörterbuches glaubt daher seinem Vaterlande einen Dienst dadurch zu erweisen, daß er aus den italienischen Schriftstellern der vergangenen Jahrhunderte die militarisch technischen Ausdrücke hervorsucht, und sie seinen Landsleuten gegen die heut zu Tage üblichen anbietet. Wiewohl Vollendung bey einem Wörterbuche überhaupt nicht leicht gefordert werden kann, so hat der Verfasser doch selbst italienische Puristen so sehr befriedigt, daß sogar der berühmte Botta, der Verfasser der Storia dell' independenza dell' America und anderer Werke, ein in jeder Hinsicht kompetenter Richter, nur siebzehn Worte darin findet, deren er sich nicht bedienet haben würde.

Sulle principali malattie degli ulivi della provincia veronese e degli insetti che li dannegiano. Dissertazione del Sig. Ciro Pollini.

Als Ursachen der Krankheiten der Oelbäume gibt der Verfasser theils nicht angemessenes Klima, theils Insectenstich, theils endlich fehlerhafte Behandlung des Baumes an, besonders das Beschneiden zur Zeit der ausbrechenden Blüthe. Er zählt folgende Krankheiten auf: die Räude, welche in kleinen Auswüchsen an den Zweigen und dem Stamme besteht, und von vielen Oekonomen für mittheilbar gehalten wird, wenn man nämlich mit demselben Messer, mit welchem man die Auswüchse wegschnitt, gesunde Stämme beschneidet: das Geifern oder der Rotz, das Ausdorren, eine Folge der Kälte, besonders wenn sie bald nach einem Regen eintritt, das Faulen des Holzes, ebenfalls eine Wirkung der Kälte, endlich eine am Lago di Garda vorkommende Krankheit, welche dort pioccio genannt wird, und in ein paar kleinen Beulen an den Zweigen und vorzüglich unter den Rippen der Blätter besteht. Nimmt man sie weg, so bleibt eine Vertiefung, die bis ins Holz reicht, zusammengedrückt fließt aus ihnen eine citrongelbe schleimige Feuchtigkeit aus. Bey jeder dieser Krankheiten gibt der Verfasser mit Sachkenntniß Ursache, Verwahrungsmittel, und Heilart an. Die Insecten, von welchen der Verfasser handelt, sind: die Oelcochenille, Cocus oleae; die Oelbaumfliege, Musca oleae; der Hilesinus oleiperda, und noch ein viertes Insect, welches sich zwischen den Blättern des Oelbaums gleich einem Seidenwurme einspinnt, aber noch nicht genau bestimmt werden konnte.

Catalogo ragionato di una raccolta di rocce, disposta con ordine geografico per servire alla geognosia dell' Italia di G. Brocchi, membro dell' Istituto. Milano. 1817.

Nach der Beschreibung der einzelnen Stücke und der Angabe des Ortes, wo sie hergenommen sind, gibt der Verfasser über die Gebirgsschichten, ihre Verhältnisse und Ursachen kritische und von gründlichen Kenntnissen im Fache der Mineralogie zeugende Untersuchungen. Er, welcher die ganze Sammlung selbst gemacht hat, wählte dazu den großen Strich Landes, welcher zwischen dem adriatischen und mittelländischen Meere liegt. Die Lombardie und das Venetianische hat er künftigen mineralogischen Untersuchungen aufbehalten. Das vulkanische Gebiet Unteritaliens, Kampaniens mit den nahen Inseln, und des Kirchenstaates sind von ihm mit besonderer Sorgfalt und zur nicht geringen Bereicherung der Geognosie Italiens durchsuchet worden. Der Verfasser verspricht auch die bisher von ihm noch nicht mineralogisch durchsuchten Theile Italiens zu bereisen.

Sulle alghe viventi nelle terme Euganee. con un indice delle piante rinvenute sui colli Euganei, e un appendice sopra alcune alghe della provincia Veronese. Lettera del Sig. Ciro Pollini al Sig. Conte Francesco Rizzo Potarolo.

Herr Pollini, ein durch mehrere fruchtbare Untersuchungen im Fache der Naturkunde rühmlich bekannter Arzt in Verona, stellte von Abano aus, dem Orte, wo sich die wirksamsten Bäder des Gebietes von Verona befinden, die Nachforschungen an, deren Resultate er hier dem



Grafen Potarola, einem großen Freunde und Kenner der Botanik, mittheilt. Unter den Pflanzen, welche er in den heißen Bädern fand, zeichnet er aus Monilia viridis, und verschiedene Arten Conferva. Eine derselben, welche er conferva intexta nennt, hält er für neu, wenn sie nicht etwa eine sehr seltene Varietät der conf. fontinalis ist; eine andere nennt er nach dem Orte, wo sie entsteht, conferva aponina, glaubt aber, daß sie wegen ihrer ganz besondern Structur eine eigene Art bilde, für welche er den Namen Merizomirica (in infinitum divisa) vorschlägt. Seine Untersuchungen über die conferva duplisecta, welche wegen der hin und herschwankenden und vorschreitenden Bewegungen unter die oscillaria gehört, verdienen besondere Aufmerksamkeit. Der Verfasser findet diese Bewegungen, die er unter verschiedenen Umständen zum Gegenstande der sorgfältigsten wissenschaftlichen Beobachtungen machte, weder aus physischen, noch chemischen Gründen, noch als bloße Wirkung eines hohen Grades von Reizbarkeit erklärbar, sondern hält sie für eigenmächtig hervorgebracht, und setzt diese Oscillaria unter die Classe der Infusionsthiere. Eine andere Art von conferva (oscillaria) nennt Herr Pollini von dem berühmten Corti, der zuerst in Italien die besonderen Erscheinungen der Oscillarien bekannt machte, conferva Cortii. Das Verzeichniß der Pflanzen, welche der Verfasser auf den Hügeln in der Nähe dieser heißen Bäder fand, enthält 132 Arten.

Del marasso o vipera chersea, rinvenuta nel territorio veronese. Memoria del Sig. Bernardino Angelini.

Herr Angelini, ein gelehrter Naturforscher, der im Begriffe steht, durch eine Entomologie des Gebiets von Verona der Lombardie das erste Werk in diesem Fache zu liefern, hat hier die Beschreibung der unter dem Namen vipera chersea den Naturforschern, dem gemeinen Manne aber an den Grenzen des veronesischen und mantuanischen Gebietes unter jenem des marasso bekannten Natter mit vieler Gelehrsamkeit unternommen. Man glaubte bisher, daß sie sich nur in nördlichen oder Alpengegenden finden, wie dann einige in Polen, Preußen und Dänemark, eine von Rasumowski in der Schweiz angetroffen, und eine von Alexander Brongniart in den Pyrenäen getödtet wurde, von welcher der berühmte Entomolog Latreille eine vortreffliche Beschreibung herausgab. Nun fand sie sich aber auch in dem Landstriche zwischen dem Po und den kleinen Flüßen Tion, Tartaro und Molinella. Diese Natter gehört unter die giftigsten, und nach der Behauptung der Encyclopädie gäbe es kein Mittel gegen ihr Gift. Inzwischen hat Acrelle in Frankreich dagegen Blasenpflaster aus Kanthariden, Theriak, Opium im Weine aufgelöst, auch einige Tropfen Salmiak auf die Wunde aufgelegt, innerlich aber ebenfalls Opium und Salmiak, und die aristolochia tribolata, wobey die angelaufenen Theile mit kamphorisirtem Leinöl geschmieret wurden, mit Erfolg angewendet.

Descrizione ed uso d'una nuova scala da applicarsi al barometro per conoscere le altezze dei luoghi senza calcolo, del Sig. Jacopo Bertoncelli, assistente alle classi di fisica e chimica nel R. Liceo di Verona. Verona 1817.

Der Gedanke, eine logarithmische Scala am Barometer anzubringen, ist nicht neu, sondern früher schon bey einem aerostatischen Versuche

in Italien angewendet worden. Allein bisher konnte man durch Hülfe dieser Scala die Höhe eines Ortes nur annäherungsweise kennen lernen; nun hat aber Herr Bertoncelli einen Mechanismus erfunden, wodurch die Veränderungen, die aus der verschiedenen Temperatur der Luft und des Quecksilbers entspringen, und die Bruchtheile in den Zwischenräumen der Untertheilungen auf der logarithmischen Scala gemessen werden können. Es ist dieß nicht ein für sich allein wirkender Mechanismus, sondern eine Methode, durch Linien und Schraubendrehungen die Additionen und die Multiplicationen zu machen, zu denen man sonst Ziffern nöthig hat. Ohne Zweifel wird daher diese Erfindung jedem Messer einer Höhe, dessen Aufmerksamkeit im Augenblicke der Messung ohnehin von vielen Gegenständen in Anspruch genommen wird, so daß er damals schwierige Rechnungen gerne vermeidet, eine willkommene Erscheinung seyn.

Esperimenti comparativi sull' azione dell' acqua coobata di lauro-ceraso e del tartaro emetico in diverse specie di animali e nell' uomo sano, del Dottore Giuseppe Bergonzi.

Um die zwischen den berühmtesten neueren, und den älteren Aerzten streitige Frage, ob das Kirschlorbeerwasser und der Brechweinstein gleiche, oder entgegengesetzte Wirkungen auf Thiere und Menschen hervorbringen, einer wissenschaftlichen Entscheidung zuzuführen, stellte schon ein rühmlich bekannter Arzt in Neapel, Dr. Vinzenz Stellati, Versuche an, über welche der berühmte Professor Rubini im medizinischen Journale von Parma 5. Jahrgang Nr. 35 mit gelehrter Beurtheilung Rechenschaft gab. Allein, mit der Art und Weise, wie diese Versuche angestellt wurden, nicht ganz zufrieden, ermunterte Rubini selbst den Verfasser der gegenwärtigen Schrift zu neuen Versuchen über diesen anziehenden Gegenstand der Pharmakologie. Herr Bergonzi macht demnach im Octoberhefte der Biblioteca italiana acht Versuche, die er mit aller Vorsicht anstellte, bekannt, und wird in den folgenden Heften von ferneren Rechenschaft geben. Bey dem ersten Versuche tödteten 30 Tropfen Kirschlorbeerwasser ein ganz gesundes Kaninchen sehr schnell. Alle Symptomen bis zum erfolgten Tode, so wie das, was die Section offenbarte, sind bey diesem, so wie bey den folgenden Versuchen, nach der genauesten Beobachtung getreu berichtet. Im zweyten Versuche tödteten 38 Grane Brechweinstein (tartarus stibiatus) welchen Herr Bergonzi selbst sorgfältigst mit Spießglanz sich bereitet hatte, in drey allmähligen Dosen gegeben, ein gesundes Kaninchen innerhalb 25 Minuten, ohne den mindesten Reiz zum Erbrechen in demselben hervorzubringen. Im dritten Versuche brachten 36 Tropfen Kirschlorbeerwasser ein Kaninchen dem Tode ganz nahe, auf ein halbes Drachma Brechweinstein, welches darauf gegeben wurde, erholte es sich aber wieder, und starb erst zwey Tage darauf an einem Abortus. Im vierten wurden 44 Tropfen Kirschlorbeerwasser einem Kaninchen innerhalb 3 Minuten gegeben, und als alle Zeichen eines nahen Todes schon eingetreten waren, ein halbes Drachma Brechweinstein. Das Thier wurde ganz hergestellt. Im fünften wurden demselben Thiere 3 Tage nach dem vorigen Versuche wieder 14 Tropfen Kirschlorbeerwasser gegeben, man gab darauf bloß zwey Löffel reines, frisches Wasser, und das Thier starb. Im sechsten verschlang ein Kaninchen zwey und einen halben Scrupel Brechweinstein, und als es dadurch in einiger Zeit dem Tode nahe kam, 41 Tropfen Kirschlorbeerwasser, und ward wieder hergestellt. Im siebenten wurde dasselbe Kaninchen mit zwey und einem halben Scrupel Brechweinstein getödtet. Bey dem achten Ver=

suche, da Herr Bergonzi einem Kaninchen zwey und einen halben Scrupel Brechweinstein und 36 Tropfen Kirschlorbeerwasser, zwey Substanzen, deren jede für sich nach den vorhergegangenen Versuchen das Thier wahrscheinlich getödtet haben würden, zusammengemischt gab, wurde dasselbe zwar krank, erholte sich aber bald wieder, und lebte ohne weitere nachtheilige Folgen fort.

Storia Giudaica dal principio del mondo sino alla distruzione di Gerusalemme e al totale disfacimento della nazione, avvenuto sotto Adriano, con riflessione al suo stato presente. Opera divisa in tre libri, il primo e l'ultimo de quali contengono il vecchio e nuovo testamento, compendiata dal Professore Giuseppe Ravani. Milano 1817.

Dieses Werk, welches eigentlich zum Unterrichte der Jugend bestimmt ist, kann in manchen Theilen auch das gelehrte Publikum interessiren. Es behandelt in einer einfachen, kräftigen, ohne Affectation zierlichen Schreibart die Geschichte dieses in so vielen Hinsichten wichtigen Volkes. Vorzügliche Sorgfalt hat der Verfasser der von früheren Kompendienschreibern gewöhnlich vernachläßigten, gegen zweyhundert Jahre umfassenden Periode von Johannes Hirkanus an, den Neffen der tapfern Makkabäer, bis zur Zerstörung Jerusalems gewidmet, und die offenbaren und geheimen Ursachen jener großen Ereignisse entwickelt, denen endlich dieses durch Aberglaube und Laster aller Art verderbte Volk erliegen mußte. Auch den gegenwärtigen Zustand desselben würdiget der Verfasser mit philosophischem Blicke, und erörtert gründlich die Ursachen seiner Spaltungen und seines sichtbaren Verfalls.

Alcuni cenni critici del Dottore Gian Dionisio Avramiotti sul viaggio in Grecia che compose la prima parte dell' itinerario da Parigi a Gerusalemme del Sig. F. A. de Chateaubriand con varie osservazioni sulle antichità grecche. Padova 1816.

Herr von Chateaubriand bewies in seiner Beschreibung Griechenlands eine solche Unbekanntschaft mit dem griechischen Boden und griechischen Alterthume, daß der Verfasser der gegenwärtigen Schrift sich berufen fühlt, die große Zahl von Irrthümern, deren Chateaubriand sich schuldig macht, einzeln nachzuweisen. Wenn Herr Avramiotti bey dieser Arbeit auch zum Theile durch Bitterkeit ein beleidigtes Selbstgefühl verräth (denn er, der Herrn von Chateaubriand bey sich in Argos gastfreundlich und mit aller Auszeichnung aufgenommen hatte, wird von ihm als ein aus seinem Vaterlande verbannter Italiener, wofür er ihn hielt, sehr unfreundlich behandelt), so ist es doch für die Lesewelt ein dankenswerthes Unternehmen, Oberflächlichkeit, Unwahrheit und Unkenntniß in einer Reisebeschreibung aufzudecken, welche weit mehr die wörtliche Abschrift früherer Werke, vorzüglich Chandlers, als das Resultat eigener von Wissenschaft und Kunstkenntniß geleiteter Beobachtung ist.

Le odi di Anacreonte, recate nuovamente dal greco in verso italiano. Venezia 1817.

Ein Mann von mehr als siebenzig Jahren, der sich mit Eifer und Erfolg auf das Studium der Mathematik verlegt, Kriegsdienste geleistet,

und ansehnliche Aemter bekleidet hatte, benützte die Muße, welche eine ehrenvolle Zurückgezogenheit von Geschäften ihm gewährte, zum Studium der griechischen Sprache, und wählte die Oden Anakreons zu einer Uebung im Uebersetzen. Nur unter der Bedingung, seinen Namen zu verschweigen, willigte er in den Wunsch seines Sohnes, diese Uebersetzung bekannt zu machen. Inzwischen verrieth vorzüglich das von den Herausgebern vorgesetzte schöne Portrait des Uebersetzers den Cavaliere Ricci, als solchen. Der Uebersetzung fügte ein anderer berühmter Neapolitaner, der auch seine Muße den schönen Wissenschaften widmet, auf beynahe 70 Seiten belehrende Noten bey, und der berühmte Mustoxidi von Corcyra bereicherte sie mit einer Lebensbeschreibung Anakreons, welche, aus einer Zergliederung der Werke des Dichters selbst gezogen, die Gelehrsamkeit und den gebildeten Styl des Verfassers neuerdings bewähret.

Descrizione dei dipinti a buon fresco, eseguiti in una galleria del palazzo del Sig. Duca di Bracciano in Roma, dal Sig. Pelagio Palagi, accademico di S. Luca. Roma 1816.

Die hier beschriebenen Gemälde befinden sich in der dritten Gallerie des ehemaligen Pallastes Bolognetti, und stellen die merkwürdigsten Thaten des Theseus dar. Nach der Schilderung des Herrn Tambroni darf sich Italien durch Herrn Palagi einigen Ersatz für den Verlust Appianis, des ersten italienischen Malers unserer Zeit, versprechen, dessen letzte Fresco-Gemälde immer eine der schönsten Zierden Mailands bleiben werden.

Observations sur la ressemblance frappante entre la langue des Russes et celle des Romains. Milan 1817.

Das Studium der Etymologien, so anziehend und oft auch philosophisch es seyn mag, ist dadurch, daß Manche es allzuweit getrieben, in Mißkredit gekommen. Doch würde man auch wieder in der Zweifelsucht zu weit gehen, wollte man den Uebergang von Wörtern einer Sprache in eine andere von ihr verschiedene abläugnen. So hat der Verfasser der gegenwärtigen Schrift mehrere russische Wörter gesammelt, welche mit dem lateinischen Ausdrucke desselben Gegenstandes eine zu auffallende Aehnlichkeit haben, als daß sich der Uebergang des lateinischen Ausdruckes in die russische Sprache bezweifeln ließe. So sind Vino und vinum, hlieba und gleba, sal und sol, more und mare, notsch und nox u. d. gl. Zu viel aber würde man daraus folgern, wenn man diese ähnlichen Wörter, deren Zahl sich auf ungefähr zweyhundert beläuft, als einen Beweis eines gemeinschaftlichen Ursprunges beyder Sprachen annehmen wollte. Gründlichere Beweise für die Abstammung einer Sprache von einer andern, als Etymologien einzelner Wörter, müssen in dem Baue und der Organisation der beyden Sprachen gesucht werden. Hierin aber zeigen sich die russische und lateinische Sprache nicht so nahe miteinander verwandt. Denn bemerkt der Verfasser gleich mit Wahrheit, daß die russische Sprache so wie die lateinische, den Artikel nicht kennt, so haben dieses doch mehrere Sprachen mit der lateinischen gemein, und als eine sehr wesentliche Verschiedenheit erscheinet gleich dagegen, daß die russische Sprache Hülfszeitwörter hat, welche die lateinische nicht kennt. Der Verfasser zeigt nebst der etymologischen Verwandtschaft der russischen und lateinischen Sprache auch noch die Abstammung mehrerer russischen Worte aus dem Türkischen, Tatarischen

und Chinesischen; den Volksnamen Russus aber leitet er nicht, wie viele, von dem lateinischen Worte Russus., sondern von Ross, dem Namen eines Flußes, oder von dem deutschen Worte Roß ab, weil jene Völker sich einst nur der Reuterey im Kriege bedienet haben sollen.

Descrizione anatomica degli organi della circolazione delle larve delle salamandre acquatiche, fatta dal Dott. Mauro Rusconi, e comunicata per via di lettera al Sig. Brocchi, membro dell' Istituto. Pavia 1817.

Die Larven, welche der Verfasser zum Gegenstande seiner Untersuchungen wählte, gehören zu einer Art von Wasser=Salamander, welche nach desselben Beschreibung die Lacerta lacustris des Linnee zu seyn scheinet. Sie ist nach Linnee eine Varietät der Lacerta aquatica, und Daudin gibt eine besondere Art derselben mit dem Namen Salamandra cristata an. Die Untersuchungen des Doct. Rusconi über dieselben in der so wichtigen Beziehung auf die Organe ihres Blutumlaufes sind durch Genauigkeit, Vollständigkeit, Neuheit der gemachten Entdeckungen, und lichtvolle Darstellung für den Freund der Zoologie höchst anziehend, und doch sind sie nur eine Zugabe zu einem anderen Werke, und sollen bloß zur Vergleichung mit der Anatomie des Proteus anguinus dienen, eines Thieres, welches der berühmte Professor Configliacchi, zu Pavia mit sich aus Deutschland brachte, und welches der Verfasser mit nicht geringerer Genauigkeit untersucht hat.

Considerazioni sulla Rachitide. Memoria di Francesco Carvela Zacintio, Dottore in medicina Padova 1817.

So kurz diese Abhandlung ist (sie enthält nur 48 Oktavseiten), so umfassend ist sie in Hinsicht ihres Inhalts, und der denkende Arzt wird, wenn auch seine Ansichten von denen des Verfassers hie und da abweichen sollten, der tiefen Gelehrsamkeit desselben, seiner Beobachtungsgabe, und seiner schönen Schreibart Beyfall und Achtung gewiß nicht versagen. Nach des Verfassers Meinung war diese Krankheit schon dem Hippokrates bekannt, wiewohl die wissenschaftlichen Untersuchungen darüber nicht über zwey Jahrhunderte hinausreichen. Die weit einfachere und kräftigere Lebensweise unserer Vorfahren, und ihre Unbekanntschaft mit dem syphilitischen Uebel mag wohl die vorzüglichste Ursache seyn, warum sie in früheren Zeiten seltner erscheint. Gegenwärtig ist sie leider allgemein verbreitet, und keinem Lebensalter ganz fremd. Die Gesellschaft der Curiosi della natura, und Klein erzählen Fälle von rachitischem Foetus, und der berühmte Professor Paletta besitzt noch ein Skelet eines viermonatlichen Foetus, der unläugbar rachitisch ist. Den Gang der Krankheit bis zur Genesung oder zum Tode, und die Resultate der Leichenöffnungen der an der Rachitis Gestorbenen beschreibt Herr Zacintio umständlich und getreu nach eigenen und fremden Beobachtungen.

Als Gelegenheitsursachen der Krankheit gibt er in Beziehung auf örtliche Beschaffenheit feuchte, kalte, sumpfige Luft an, weßwegen sie in Holland und England so häufig sey, in Beziehung auf Nahrungsmittel, ein mit vielen Erdsalzen geschwängertes Wasser, und Genuß von schlechten, wenig Nahrungsstoff enthaltenden Speisen, in Hinsicht auf die Aeltern der Kranken, Heiraten im unreifen oder zu vorgerücktem Alter, Ausschweifungen im Genusse der Liebe, hohen Grad von Elend und Ar=

muth, oder auch von Ueppigkeit, Skorbut, Skrophelkrankheit, Lustseuche oder selbst Rachitis der Aeltern oder Säugammen, endlich in Bezug auf die Kinder selbst schwachen Körperbau, beschwerliches Zahnen, frühen Gebrauch unverdaulicher Speisen, Wechselfieber, Diarrhöen, Ruhr, Unreinlichkeit in Wohnung und Kleidung.

In Angabe der nächsten Ursache dieser Krankheit weichet der Verfasser von seinen Vorgängern, deren Meinungen er prüft, ab, und findet sie in der zu geringen und nicht normalen Thätigkeit der Lymphgefäße im allgemeinen, und der sogenannten Milchgefäße insbesondere, wodurch dann Menge, Verhältniß und Verbindung in den Grundstoffen der Lymphe und des Blutes verändert werde. In Behandlung der Rachitis, welche der Verfasser anfänglich, ehe noch Verletzungen von Organen eingetreten sind, für heilbar hält, räth er bittere Dekokte, Eisen, China, alten Wein, trockene Reibungen, durch eine erregende Mischung verstärkt, aromatische Räucherungen, kalte Bäder rc., dabey das Liegen des Kranken auf hartem Bette, auf Matratzen, die mit aromatischen Kräutern gefüllt sind, reine Kleidung und Wäsche, gesunde Nahrung, Kompressen, um den Gelenken wieder die gerade Richtung zu geben u. d. m. Schlüßlich erzählt der Verfasser eine Behandlungsart dieser Krankheit, welche in seinem Vaterlande Zante von Weibern angewandt wird, und von ihm auch als vollkommen bewährt gefunden wurde.

Dello influsso dei boschi sullo stato fisico de' paesi e sulla prosperità delle nazioni. Memoria di Giuseppe Gautieri, C. R. Ispettore generale dei boschi. e membro di più accademie e società letterarie nazionali ed estere. Milano 1817.

Ist gleich dasjenige, was der Verfasser über den Einfluß der Waldungen auf Temperatur, Witterung, Bewässerung und Fruchtbarkeit eines Landes überhaupt sagt, für den deutschen Leser nicht neu, so hat er doch seine Bemerkungen mit so viel Sachkenntniß auf Italien, und insbesondere die Lombardie angewendet, daß nebst dem Statistiker auch jeder einsichtsvolle Forstbesitzer, und wer immer auf die Gesetzgebung im Forstwesen Einfluß hat, das Werk mit vielem Nutzen lesen wird. Unter diese interessanten praktischen Bemerkungen gehören vorzüglich jene über die Mittel, dem Ticino mehr Wasser zu verschaffen, die wegen der verschiedenen Ansichten der Regierungen, durch deren Gebiet er fließt, schwerlich je werden in Anwendung gebracht werden. Sehr wahr ist das Resultat, welches Herr Gautieri aus seinen Betrachtungen zieht, daß Anpflanzung und Abstockung der Wälder nicht der Privatwillkür überlassen, sondern durch die Regierungen bestimmt werden sollte.

Osservazioni intorno al morbo petecchiale, del Dottore Giuseppe Cerri, milanese. Milano 1817.

Der Verfasser zählt das Petechialfieber unter die Krankheiten, welche gegen das Ende des fünfzehnten und den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts zuerst bekannt wurden. Die Petechien betrachtet er nicht als ein Symptom des Nervenfiebers, sondern als eine eigene Art Ausschlag, wie die Pocken. Er weicht von Hildenbrand und anderen Aerzten vor und nach diesem darin ab, daß er nicht zugibt, der Stoff dieser Krankheit erzeuge sich durch Gelegenheitsursachen, als z. B. schnellen Wechsel der Atmosphäre, schlechte Nahrung und Getränke u. d. gl. Vielmehr setzt er



den Grund derselben in ein ursprüngliches Miasma, welches sich weiter verbreite, und in eine ungeachtet aller bisherigen Untersuchungen noch unbekannte Beschaffenheit der Luft. In der Behandlung des Petechialfiebers räth der Verfasser anfänglich leichte Ausleerungsmittel, als z. B. Tamarinde, Manna, die Mittelsalze, den Brechweinstein und andere, Bäder und Begießung mit kaltem Wasser. Als ein beynahe spezifisches Mittel gegen die ausgebrochene, so wie als ein Verwahrungsmittel gegen die befürchtete Petechialkrankheit betrachtet er ein Bad mit einer Mischung von 3 bis 4 Unzen geschwefelter Pottasche (ganz gegen die Grundsätze, nach welchen Smith, Guyton=Morveau, Odier, Palloni, Brugnatelli diese Krankheit beurtheilten). In der zweyten Periode der Krankheit, wo sich schon Abnahme der Lebenskraft zeigt, räth er reizende Mittel, vorzüglich Wein, China, Kampher, Hoffmannischen Geist, versüßten Salpetergeist, Blasenpflaster, Kaffee, einfache Bäder und solche mit geschwefelter Pottasche u. d. g. Unter den Verwahrungsmitteln fand der Verfasser auch bey dieser Epidemie Oeleinreibungen als bewährt. Auch Blasenpflaster, wo sie anderer Krankheiten wegen angewendet wurden, bewahrten gegen die Petechialansteckung.

Memoria su la petecchia, del Dott. Luigi Perla, medico ordinario dell' ospital maggiore di Lodi. Lodi 1817.

In dieser Schrift verdienen bloß die Thatsachen, wodurch der Verfasser gegen die Meinung vieler Aerzte in der lezten Petechial=Epidemie das kalte Waschen während des Ausbruches der Petechien als sehr nützlich erprobte, die Aufmerksamkeit praktischer Aerzte. Im Uebrigen enthält sie weder neue noch solche Ansichten, womit die mit den besseren Schriften über diese Krankheit bekannten Aerzte einverstanden seyn können.

Notizia della vita letteraria e degli scritti numismatici di Giorgio Viani; con la risposta alle censure fatte dal Sig. Dott. Lodovico Costa all' operetta del medesimo sulla Zecca e le monete di Pistoja, ed altre importanti numismatiche illustrazioni. Firenze 1817.

Der berühmte Professor Ciampi in Pisa nimmt in dieser Schrift seinen Freund Viani, welcher gegen Ende des Jahres 1816 starb, und sich durch Nachforschungen über das Münzwesen Italiens im Mittelalter einen großen Ruf erworben hatte, gegen die Einwendungen in Schutz, die Herr Costa in Turin, vorzüglich gegen die von Viani behauptete Existenz einer Münzstätte zu Pistoja im Mittelalter erhoben hatte. Herr Ciampi vertheidigt die Behauptung Viani's durch mehrere geschichtliche und urkundliche Beweise. Am Ende der Schrift findet sich ein Verzeichniß der ungedruckten Schriften des Viani über die Münzen verschiedener Städte Italiens, welche gegenwärtig in den Händen des Herrn Zucchelli in Pisa sind.

Istruzioni ai medici delle comuni, ove si è sviluppato il tifo petecchiale, del medico consultore e membro del consiglio sanitario, cav. Palloni, Livorno 1817.

Diese Belehrungen enthalten ganz die von Hildenbrand und andern der bewährtesten Schriftsteller über diese Krankheit vorgeschlagene

Heilart, welche der Verfasser mit einem im Durchschnitte sehr glücklichen Erfolge bey der letzten Typhus-Epidemie in Livorno anwandte. Von 533 Petechienkranken, welche vom 11. April an bis 16. May in das provisorische St. Jakobsspital gebracht wurden, waren bis zu dem letztern Tage bereits 162 ganz hergestellt, fast eben so viel in Reconvalescenz, nur 30 waren der Krankheit unterlegen. Ueberhaupt starben in jener Zeit in Livorno nur sechs von hundert, in der That eine geringe Sterblichkeit für jene Periode.

Del tempio volgarmente detto di Vesta, già d'Ercole vincitore, nel foro Boario. Riflessioni di Stefano Piale. Roma 1817.

Die kleine Kirche des heil. Stephan, an der Tiber und der griechischen Schule, ist nach der Meinung vieler Alterthumsforscher auf eine Stelle gebaut, auf der vormals ein Vestatempel stand. Schon Nardini bezweifelte die Richtigkeit dieser Angabe, und der Verfasser der gegenwärtigen kurzen Abhandlungen beweiset durch überzeugende Gründe, daß der Tempel, der hier stand, nicht der Vesta, sondern dem Herkules gewidmet war. Der Verfasser hat durch diese mit vieler Gelehrsamkeit geschriebene Abhandlung einen schätzbaren Beytrag zur Alterthumskunde Roms, welche heut zu Tage mit so vielem Eifer betrieben wird, geliefert.

Abhandlungen und Aufsätze.

Ueber die Ureinwohner Oesterreichs, insbesondere die Markomannen.

Jenen, aus einer falschen Vorstellung von der Entwickelungsfähigkeit des Menschen entsprungenen Wahn, den eine oberflächliche Ansicht der Beschreibung des Tacitus unterhielt, als wäre das deutsche Volk ursprünglich ein rohes, den Wilden der neuen Welt vergleichbares gewesen, und habe sich nur von Stufe zu Stufe zu höherer Geistigkeit emporgeschwungen, lösen genauere Erforschungen der Vorzeit immer mehr auf, und zerstreuen ihn in sein Nichts. Die Vergleichung der alten Sagen und Lieder des Nordens, die Ergründung der Minen der in vielen Adern verbreiteten germanischen Sprache, so wie der Rückblick auf die Schöpfungen, welche durch die germanischen Völkerschaften in ganz Europa hervorgerufen und gestaltet worden sind, haben uns hauptsächlich aufmerksam gemacht, daß dem Tacitus zwar manches zum innersten Verständniß entgangen seyn kann, daß aber dennoch seine Darstellung — eine Darstellung, wie sie keinem fremden Volke von einem Römer sonst zu Theil geworden ist — in ihren Grundzügen auf sorgfältigen Forschungen ruht. Und so entdecken wir in ihr die Keime der Freyheitgemäßen Verfassung, des ritterlichen Sinnes, der Hingebung, der tiefen Empfänglichkeit für etwas Höheres, welche sich im Verlauf der Jahrhunderte so herrlich entfaltet haben, und, wie auch immer im Wachsthum gehemmt, frisch und kräftig emporgesprossen sind. Dieß gibt für den Deutschen der Urgeschichte seines Volkes einen besondern Werth: in sie eindringend erkennt er nicht etwa nur die Schicksale der ganzen Nation, sondern die Lebenswurzeln aller einzelnen Völkerschaften, und gewinnt ein unbefangenes Urtheil über ihr inneres Wesen. Denn dieß ist eine, wie noch heute, so durch alle seine Lebensalter wesentliche Eigenschaft des deutschen Volkes, welche es in dem Maße nur mit dem ihm verwand-

ten hellenischen theilt, daß seine mannigfaltigen Völkerschaften, wie Zweige eines gemeinsamen Stammes, in ihren scharfgesonderten Eigenthümlichkeiten doch den Character des Ganzen tragen und ausbilden.

Von diesem Standpunkte aus erfolgt hier ein Versuch über das Entstehen einer Völkerschaft, welche in Sitte und Mundart so viel Bezeichnendes hat, der österreichischen. Ist sie aus dem Gemisch mehrerer zusammengeflossen? Oder ist der Grundstamm eine Ansiedlung der Baiern? Oder, wie zuletzt ein sinnreicher Gelehrter behauptet hat, ist sie zum Theil gothischer Abkunft? Sollten diese der Untersuchung würdige Fragen hier auch nicht genügend aufgelöset werden, so gibt dieß doch vielleicht Veranlassung zu einer mehr erschöpfenden Beantwortung.

Den größten Theil des südlichen Deutschlands unterhalb der Donau bis in die Alpen nahmen in den nächsten Jahrhunderten vor Christi Geburt nach allen Angaben die Celten, jenes so ausgedehnte Urvolk Europa's, ein, ja selbst am Main deuten celtische Benennungen von Ortschaften nach Ptolemäus auf ihre dortige Verbreitung. Von einem dauernden Wohnsitze eines großen deutschen Volkes in den südlichen Gegenden, selbst nach dem Einfalle der Cimbern und Teutonen, finden sich in jenen Zeiten keine Spuren; denn die Nachricht des Livius, welcher bey dem Zuge des Hannibal über die Alpen halbgermanischer Gebirgsbewohner ohne weitere Bestimmung erwähnt, kann nicht als Gegenbeweis aufgestellt werden. Als unbezweifelte Celten werden angegeben die Helvetier, als Bewohner der Schweiz, die Taurisker in Kärnten und Steyermark [1]), die Bojer durch Baiern, Oesterreich und einen Theil des westlichen Ungerns. Von diesen traten die Taurisker seit dem Einfalle der Cimbern in gegenseitigen Handelsverkehr mit den Römern [2]) und wurden von diesen nach den Bewohnern der Stadt Noreja, welche durch den Sieg der Cimbern für sie eine traurige Merkwürdigkeit erhalten hatte, überhaupt Norici genannt. Nach der den celtischen Völkerschaften gemeinsamen Verfassung, daß an der Spitze des herrschenden Adels ein König stand, wird auch hier ein regnum noricum genannt, das wegen der nachbarlichen Verbindungen einer größern Sittigung genossen zu haben scheint [3]). Der deutsche Heerführer Ariovist erhält von einem Könige in Noricum dessen Tochter zur Gemahlin [4]); später Cäsar im bürgerlichen Kriege dreyhundert Reiter als Hülfstruppen [5]). Dieß letzte zeigt auf eine Abhängig-

1) Welches von ihnen seinen Namen noch jetzt trägt, von dem celtischen tarw, taurus, Stier.

2) Strab. IV, p. 207. ed. Casaub. Sie lieferten den Römern Gold und Eisen.

3) Dieß ist in einer gelehrten Schrift: Beyträge zur ältern Geschichte und Topographie des Herzogthums Kärnten, von J. Andreas Eichhorn, Klagenfurt 1817, zu weit auf eine regelmäßige Staatsverfassung dieses Königreichs ausgedehnt: von dieser würden sich bey den römischen Schriftstellern bestimmtere Angaben finden. Eben so sollen sie den Mithrasdienst, von welchem sich in Kärnten Denkmäler erhalten haben, unmittelbar von ihren Stammverwandten, den Galatern in Kleinasien erhalten haben, aber in der Geschichte ist keine einzige Spur von einer Verbindung zwischen beyden aufzuweisen. Theils waren es nicht gleiche Völkerschaften, theils hatten sie ihren National-Character abgelegt. Die Mithrasdenkmäler, deren in den Alpen, am Rhein, Frankreich mehrere aufgefunden sind, schreiben sich in Oesterreich wahrscheinlich aus den Zeiten des Commodus her, welcher diesem Dienste sehr anhing, und im markomannischen Kriege in diesen Gegenden verweilte.

4) Caes. de bell. G. I. 53.

5) Caes. de bell. civ, I. 18.

keit von den Römern, welche, nachdem Augustus in den illyrischen Kriegen sich alle Völker von den julischen Alpen (Birnbaumerwald) bis zur Mündung der Save unterworfen hatte, Tiberius auf jenes Befehl zur Unterthänigkeit vollendete, nicht mit den Schwierigkeiten, welche ihm die Rhätier, Vindelicier und Pannonier entgegensetzten. Wie nun die Römer zwischen dem Aenus (Inn) der Save und dem Mons Cetius (Kahlenberg) eine neue Provinz, Noricum schufen, so hatten während dessen die Donaugegenden die fürchterlichsten Verheerungen erlitten. Das mächtige Volk der Bojer, das einst mit den Römern in Gallien, später in Helvetien ruhmvoll gekämpft hatte, wurde einige Jahre vor Chr. Geb. von den Daciern (Geten) welche durch Ungern vordrangen, angegriffen, und bis zur Vernichtung geschlagen, so daß nur ein Theil seine Selbstständigkeit in dem Lande am herzynischen (Böhmer) Walde rettete. Entweder aus vernunftloser Grausamkeit, oder wie die Sueven, sich klug zu schützen, verkehrten die Dacier das eroberte Land in eine Einöde, und so wird alles Land längs der Donau von der Grenze Baierns bis über Wien nach Ungern hinein von Strabo und Plinius die Wüste der Bojer genannt [1]). In dem östlichen Ende derselben aber ließen sich bald Völker des suevischen Bundes, welche unter Ariovist gegen Cäsar gestritten hatten, die Markomannen und Quaden, nieder, vielleicht, weil ihre Vorfahren am jenseitigen Ufer Wohnsitze gehabt hatten [2]). Bey dem Andrang der Römer von Pannonien aus blieb ihnen nur die Wahl zwischen Unterwerfung oder Räumung des Landes. Da faßte ein adelicher Jüngling ihres Stamms, Marbod, der in Rom selbst Roms Macht, ihre Grundpfeiler und die Mittel, ihr zu wehren kennen gelernt hatte, den großen Gedanken, freye Völkerschaften [3]) unter gemeinsame königliche Herrschaft zu vereinigen, und den Römern durch ähnliche Zucht und Einrichtung im Süden den mächtigsten Damm entgegen zu setzen. Deshalb zog er die Markomannen und Quaden aus der Römer Nähe in das Bojerland (Bojohemum), verdrängte diese, und aus dem Mittelpunkte seines Reiches (dem südlichen Böhmen, Oesterreich am nördlichen Ufer der Donau und Mähren) machte er die meisten seiner Nachbarn abhängig. Aber seine Herrschergewalt, welche er durch ein geordnetes Heer und römische Verfassung stützte, war gegen den Geist seiner Zeit und seiner Völker, er unterlag dem volksgemäßern Herrmann, und dann dem von römischer List fein gepflegten Neide seiner Großen, und war genöthigt, bey demselben Tiberius, dem er ein furchtbarerer Feind als Pyrrhus und Antiochus [4]) gewesen, Schutz zu suchen. Nicht aus Großmuth, sondern aus Staatsklugheit, um den Zwiespalt unter den Deutschen zu nähren, ward ihm dieser zu Ravenna ertheilt, wo er sich und seinen Ruhm überlebte. Die Hauptstadt seines Reiches, vom Tacitus durch regia castellumque juxta situm bestimmt, von Ptolemäus Marobodum genannt [5]) kann den Römern bey den vielfältigen Handelsverbindungen nicht anders

---

1) Strab. VII, p. 292. Plin. III, 20.

2) Sext. Ruf. Breviar. c. 10.

3) „Denn nur bey den Gothonen (Gothen) ist königliche Herrschaft mit strafferem Zügel, als bey den übrigen germanischen Völkerschaften, doch nicht über die Grenzen der Freyheit hinaus." Tac. G. c. 43.

4) Wie dieser selbst vor dem Senate sprach. Suet. Tib 37. Tac. a. 64. und Vellej. Paterc. II. 109. 110.

5) Bey Strabo l. VII. p. 290. lehrt der Zusammenhang, daß von dem Königreiche die Rede ist, welches Βουίαιμον heißt.

als sehr bekannt gewesen seyn, und Ptolemäus, der aus einer Menge Reisebeschreibungen, Schiffernachrichten und Beobachtungen sein Werk über die Geographie im zweyten Jahrhunderte n. Ch. G. mit eisernem Fleiße zusammentrug, konnte hier genaue Angaben vor sich haben. Die Donau setzt er zwar südlicher und gibt ihre Entfernung vom adriat. Meerufer geringer an, aber in der Richtung ihres Laufes, ihrer Krümmungen und den Entfernungen der an ihr gelegenen Städte ist er ziemlich genau, wenn man seine Längengrade, da er den wahren Umfang der Erde nicht kannte, um 1/5 reducirt. Den Inn, den Kamp, die March mit ihren Mündungen bezeichnet er in richtigen Verhältnissen. Marobudum nun setzt er zwey Breitengrade oberhalb der Donau in der mittlern Richtung zwischen dem Inn und dem Kamp in gleicher Breite mit Meliodunum (Olmütz.) Mannert [1]) setzt es in die Nähe von Budweis nach frühern Vorgängern, doch dieß liegt der Donau zu nahe, da zwey Breitengrade bey Ptolemäus (jeder zu 500 Stadien) gegen 25 Meilen betragen. Sehr merkwürdig ist es aber, daß diese Entfernung, wenn man die Umwege der Straße in Rechnung bringt, so wie die übrigen Bestimmungen genau auf den Zusammenfluß der Wattawa und Moldau im Prachiner Kreise treffen, wo auf einem Felsenabhang das Schloß Klingenberg halb in Trümmern liegt, aus denen ein starker Thurm von alterthümlicher Bauart mit auf den Steinen der Mauern eingehauenen, unbekannten Zeichen sich erhebt. Einzelne Zeichen haben mit den ältesten europäischen Alphabeten Aehnlichkeit, ihre Anzahl aber ist für ein solches zu groß: die meiste Uebereinstimmung findet sich mit den von Hickesius (thesaur. ling. septentr.) unter dem Namen Runen schlechthin, zusammengestellten Schriftzeichen [2]). Dieses wichtige Denkmal muntert zur Aufsuchung ähnlicher auf, welche vielleicht mehr Licht über den Gegenstand verbreiten.

Das große Reich des Marbod war dergestalt zwar aufgelöst, aber Könige aus seinem Geschlechte regierten fortwährend, wenigstens zu den Zeiten des Tacitus [3]) über die Markomannen und über einen Theil der Quaden, und mehr als drey Jahrhunderte steht ihr Name allen großen und furchtbaren Unternehmungen der südlichen Deutschen gegen die Römer vor. Zwar wollen einige unter der allgemeinen Benennung Markomannen (Grenzmänner) viele Völkerschaften zusammengefaßt wissen: gegen diese Annahme aber streitet das Zeugniß aller römischen Schriftsteller seit Cäsar, welche dieses Volk vor den übrigen so bestimmt bezeichnen, ja die mit ihnen verbundenen Quaden besonders nennen. Mit den Römern standen jene Könige lange in friedlichen Verhältnissen, ja den Römern lag daran, sie durch Geld, und durch sie die Ruhe der Völker zu gewinnen; allein seitdem Domitian sie achtungslos behandelt hatte, waren sie thätiger als irgend ein deutsches Volk, sich gegen sie feindselig zu beweisen. Ein größerer Schreck, als bey der Cimbrer Anfall, überfiel Rom — denn es war entnervter als da-

---

1) S. Mannert Germania (p. 569), das gründlichste Werk über den frühern Zustand Deutschlands. Besonders viel hat er zur Erläuterung des Ptolemäus gethan.

2) Eine vorläufige Beschreibung ist unter dem Titel: Der wahrscheinlich markomannische Thurm, von Dr. F. R. Grossing (aus der Wiener Zeitschr. für K. L. P. abgedruckt) im Comtoir des österr. Beob. herausgekommen. Der Feldmarschall Fürst Carl zu Schwarzenberg, auf dessen Herrschaft Klingenberg liegt, wird diesen Sommer eine genaue Aufnahme des Thurmes veranstalten.

3) Tac. G. c. 42.

mals — als sie das Zeichen zu dem großen markomannischen Kriege durch ihren Uebergang über die Donau gaben, und bis Aquileja vordrangen. Der Streitmittel beraubt, verkaufte der Kaiser Marcus Aurelius seine eigene Kostbarkeiten, und machte das Heer, den Krieger entehrend, durch Sclaven und Fechter vollzählig. Zwar preisen die Geschichtschreiber von ihm, daß er die Feinde in ihrem eigenen Lande schlug, und nach wiederholten Einfällen Besatzungen in ihre Marken legte, so daß sie der völligen Unterwerfung nahe waren; aber nach seinem Tode zu Sirmium — an der Nordseite der Save beym heutigen Flecken Mitrowitz — nach andern bekanntlich zu Vindobona (Wien), erkaufte sein Nachfolger Commodus doch lieber Frieden und Miethssoldaten von ihnen, als daß er den Krieg auswurzelte. Im dritten Jahrhunderte erneuerten sie ihre Einbrüche mit Heftigkeit, nicht achtend der Festen, welche die Römer zu Lauriacum (Lorch bey der Stadt Ens), zu Ovilabis (nach einigen Lambach, nach andern Wels) neuerdings gegen sie errichtet hatten, und machten sich so gefährlich, daß die Reisenden die nähere Straße längs der Donau von Carnuntum nach Vindelicien vermieden, und den Umweg durch das innere Land vorzogen. So hatten die Kaiser Valerianus (252), Aurelianus (270), Diocletianus (284) [1]) mit ihnen zu kämpfen. Wie aber die innere Lebenskraft des römischen Reiches immer mehr stockte, und es sich nur noch in Zuckungen gegen die von allen Seiten andringenden Verderber regte, was konnte den Markomannen, den Anwohnern des nördlichen Ufers natürlicher erscheinen, als auch das südliche für ihr Eigenthum anzusehen, und sich in den fruchtbaren Auen und an den reizenden Berghalden anzubauen. So waren sie Italien näher, denn theils machen sie im Jahre 364 Streifzüge gegen Aquileja [2]) theils kommt, durch den Ruf des heiligen Mannes Ambrosius bewogen, eine Königin derselben, Namens Fritigil, nach Mailand, wo sie den christlichen Glauben annimmt, und das Versprechen gibt, ihren Gemahl von fernern Feindseligkeiten gegen die Römer aufzuhalten. Unter des Honorius Leibwache erscheinen Markomannen. Allein bey den nun erfolgenden Umwälzungen und dem Einströmen neuer Völkermassen retten sie nicht ihre Selbstständigkeit, und ihr Name wird so, wie der der Quaden zum letztenmale unter dem Völkergewühle genannt, von dem sich Attila (gegen 444) [3]) Herr nannte. Dagegen ist nirgends von einer allgemeinen Auswanderung dieses Volkes die Rede, eine solche würde ihren Namen in der Geschichte für längere Zeit aufbewahrt haben; denn der Annahme Adelungs in seiner ältesten Geschichte der Deutschen, daß sie unter dem allgemeinen Namen Sueven mit den Westgothen nach Spanien gewandert sind, fehlt eben so die innere Wahrscheinlichkeit, als der äußere Beleg. Was konnte sie aber auch zur Auswanderung bewegen aus einen glücklichen Lande, an welches sie der Aufenthalt von Jahrhunderten und das Angedenken ihrer Großthaten fesselte. Jene Hauptvölker der Völkerwanderung, die Gothen, Longobarden, Heruler, trieb entweder ein karger Boden und die wachsende Bevölkerung, oder der Andrang der asiatischen Haufen aus ihren Wohnsitzen, und als sie einmal die Wanderungslust und die Sehnsucht nach dem glücklichen Süden und den Schätzen Roms ergriffen hatte, wälzten sie sich immer weiter fort. So sehen wir daher auch weder die Gothen, noch die Longobarden in unsern

1) Zosim. lib. II.

2) Ammian. Marcell. c. 29.

3) Jordan. hist. misc. c. 15.

Donauländern stäte Wohnsitze aufschlagen. Zuerst ging (400) Alarich, der Balthe mit den Westgothen von Pannonien aus über die Alpen, um zu zeigen, daß Rom einnehmbar sey; dann brachen Attila's Scharen im Durchzuge ein; als diese Geißel Gottes im eigenen Blute erstickt war, und die gebändigten Völker sich wieder frey machten, ließen sich die Ostgothen mit Erlaubniß der morgenländischen Kaiser in Pannonien bis gegen Wien und die Save nieder. — Der gothische Schriftsteller Jordanes [1]) schreibt von ihren Kämpfen mit den Sueven, welche verbunden mit den Alemannen in das heutige Oesterreich einfielen. An dem nördlichen Donauufer wohnten die Rugier, welche aus dem Norden gekommen waren, der Ens gegenüber bis zum Marchfelde. Mehrere derselben setzten über die Donau in Gesellschaft eines andern Volkes, der Turcilingern. Der König der letztern, Odoacer, überwand die Rugier [2]), und da er wahrscheinlich neben den mächtigern Ostgothen kein Feld für große Thaten fand, ging er mit einem Haufen seiner Völker und der Besatzungen der römischen Festen, welche bis dahin hier Wache gehalten, nach Italien, wo er den Ruhm einärntete, den wankenden Thron der römischen Kaiser, den eben Romulus Augustulus verunzierte, völlig umzustürzen (476). Ein einfaches lebhaftes Gemälde des Zustandes der Donauländer bietet uns das Leben des heil. Severinus, der gerade um diese Zeit in Noricum geistlichen Geschäften oblag, von Eugippius beschrieben [3]) dar, und zugleich einen Leitfaden für die weiteren Bestimmungen. Denn nachdem die Ostgothen unter Theodorich (493), und hierauf die Longobarden, ein Volk des mittlern Deutschlands, nachdem sie einige Jahre im Lande der Rügen am nördlichen Ufer der Donau, und 42 Jahre im westlichen Ungern verweilt hatten, am ersten April des Jahres 568 nach Italien ausgewandert waren, suchte kein neues Volk in Oesterreich Wohnsitze. Allein dessen ungeachtet erscheint von nun an ein neuer Volksname in der Geschichte. Die Bajobari nennt Jordanes (de reb. Get.) als östliche Nachbarn der Suevi, und dasselbe Volk hat nach der Grenzbestimmung bey Paulus Diaconus (l. 3, c. 31) von ihm Bajoarii genannt, die Länder zwischen Suevia von Westen, Pannonia von Osten, Italien von Süden und dem Donauflusse von Norden inne; ein bayrischer Graf hatte, während die Longobarden bis Trident und Forum Julii (wahrscheinlich Friaul) herrschten, seinen Sitz in Bauzanum (Botzen) [4]): die fränkischen Schriftsteller nennen sie Bawari. Ueber ihre Entstehung und Verwandtschaft sind besonders von den einheimischen Schriftstellern dieser Völkerschaft glänzende Vermuthungen aufgestellt, indem sie sich voll vaterländischen Eifers bemühten, ihren Ursprung an die alten und mächtigen Bojer zu knüpfen. Selbst Adelung nimmt eine Vermischung der Ueberbleibsel jener Bojer in den norischen Bergen mit den Longobarden an? Wie konnten diese wenigen, durch so viel Stürme abgesondert, sich gerettet haben! Zumal da bey der ihnen eignen Geschmeidigkeit die Celten bald in die Völker, unter denen sie lebten, übergingen, denn nur so läßt es sich erklären, wie dieses noch um Christi Geburt weit verbreitete Volk in kurzer Zeit, nur wenige Spuren seines Bestehens zurücklassend, verschwand. So wurden die un=

1) Jordan. de reb. Get. c. 55,

2) Paul. Diac. de gest. Longob. I, 19.

3) Eugippii vita S. Severini in Velseri oper.

4) Paul Diacon. V, 36.

ter den Deutschen wohnenden Celten am Rhein, und die im Innern bey dem Tacitus (Germ. c. 43.) den Namen Gothini führen, unvermerkt Deutsche, so nicht minder die von den Römern bezwungenen Noriker gleich ihren Brüdern durch Gallien und Ober=Italien, Römer. Mannert, dieß wohl erkennend, hat daher glaublicher bewiesen, daß unter dem Namen Bojoarier (Bayern) die alten Markomannen als Bewohner des Bojer=Landes wieder aufgetreten sind [1]): doch auch dagegen streitet vieles, beyde durchaus für dasselbe Volk gelten zu lassen. Warum veränderten sie ihren Namen, da sie doch Markmänner selbst in der Bedeutung als Bewohner der Marken blieben, und nun wieder selbstständig herrschten? Ferner schweigen gleichzeitige Schriftsteller über diesen Zusammenhang gänzlich. In dem Leben des heil. Severinus [2]) werden die aus den Norden eingewanderten Deutschen, die Rugier, als Bewohner der Donau, und barbarische Räuber, welche das verheerte Noricum durchstreifen, unter dem Namen Scamari, nicht aber jenes neue Volk angeführt; daher ist die Stelle bey Jordanes (de reb. Get. c. 55.) welche sie nennt, als die Ostgothen noch in Pannonien waren, als eine für seine Zeit geschriebene Grenzbestimmung anzusehen. Auch unter der Herrschaft des Gothenkönigs Theodorich, der ruhmvoll von Sicilien bis Noricum die Völker unter mildem Scepter vereinigte, wird ihrer nicht gedacht [3]). Erst nach der Einwanderung der Longobarden im Anfange des sechsten Jahrhunderts scheinen sie sich gebildet zu haben. Ihre Häupter, Könige genannt, führen Longobardische Namen, Garibald, Agilolf [4]). Hierzu kommt, daß von keiner Auswanderung der Rugier und Turcilinger überhaupt aus den Donaugegenden die Rede ist; daß als Odoacer in Rom durch Theodorich gestürzt und umgekommen war, sein Bruder Onoulf [5]), nach der Donau zurück flüchtet. Was ist wahrscheinlicher als daß wie die Longobarden aus dem Rugiland sich tiefer nach Pannonien wandten, jene Völkerschaften unter einem Longobardischen Oberhaupte sich sammelten, und Noricum als Wohnplatz erkohren. So erklärt sich das friedliche Verhältniß derselben mit den Longobarden, und daß als die Longobarden von den zwanzig Feldherren des Frankenkönigs Childebert im Jahre 591 geschlagen waren, Tassilo, der König der Bayern, einige Jahre darauf Vasall der Franken wird. Der Volksname Bayern — wer weiß welchen Ursprungs? — ist dann von lateinisch Schreibenden in Boioarii umgebildet worden. Wer möchte freylich absprechen, daß sich nicht markomannische Ueberbleibsel dem frisch beginnenden und bald mächtigen Volke zugesellt haben. An eine völlige Ausrottung der Ureinwohner ist nicht zu glauben, da sich die deutschen Wandervölker mit der Unterwerfung der Besiegten, und dem Nießbrauch des Eroberten begnügten, und nicht in sinnloser Barbarey, wie Avaren und Türken, oder in fanatischer Wuth, wie sie die Religionskriege erzeugten, den Baum mit den Früchten ausrotteten. Ja wir sind berechtigt zu vermuthen, daß ein bedeutender Theil der Markomannen, vielleicht auch der Quaden in den ererbten Grundsitzen am nördlichen Ufer der Donau sich erhalten habe. Denn die Bayern, deren Grenzen gegen Westen und Osten

---

1) Mannerts Germania p. 452.

2) Eugippii vita S. Sever. c. 4. e, 10.

3) Cassiodori varia III, 50.

4) Paul Diac. III, 31. Jordan. de reb. Get. c. 39.

5) Isidor. Chron. p. 721. in Hug. Grot. hist. Goth.

den Lech und die Ens unter der Hoheit der Franken bestimmten, errichteten zwar auf dem nördlichen Ufer der Donau in der Ober=Pfalz einen Nordgau, aber in diesen Gegenden faßten sie keinen festen Fuß. Von der andern Seite rückten die slavischen Völker in die öden Länder des nördlichen Böhmens und östlichen Mährens, während des sechsten Jahrhunderts, nur allmälig ein und weiter vor, nicht mit einem gewaltigen Einbruch, der auch die südlichen Gegenden erschüttert hätte. So hatten die Ueberreste Zeit, sich um den Mannhartsberg einerseits gegen den Böhmerwald, andererseits gegen die Taya zu sammeln: und der Name dieses Berges, dessen Ableitung sich ungezwungen darbietet (von Hart Bergwald) so wie Spuren von Alterthümlichkeit, hauptsächlich in der Mundart, scheinen für ihre Fortdauer zu sprechen, während im Lande ob der Ens die Aehnlichkeit seiner Bewohner deutlich hervortritt. Selbst bey großen Veränderungen und theilweisen Vermischungen kann sich der Hauptcharakter einer Völkerschaft Jahrtausende erhalten. Immer ist die Bestimmung der Markomannen in der Mark Oesterreich, als einer festen Schutzwehr gegen die Feinde Deutschlands schöner wieder aufgelebt und erfolgreicher erfüllt.

Dr. F. R. Grossing.

Ueber die römischen Alterthümer zu Salzburg.
Von J. W. Ridler.

Quaqunque enim ingredimur, in aliquam historiam vestigium ponimus.
Cic. de finib. lib. 5.

Daß römische Heere über die norischen Alpen gedrungen, und an der Salza und dem Inn Pflanzstädte erbauet, beurkunden alte Schriftsteller, Wegweiser und sprechende Steine. Eine Inschrift, die einst in der alten Domkirche zu Salzburg gestanden, aber nicht nach ihrem Werthe beachtet, nur durch den Chronisten Vinandus Pighius der Nachwelt erhalten ward, läßt uns vermuthen, daß unter Kaiser Hadrian in der Gegend zwischen der Saale und Salza eine neue Stadt gegründet, oder eine schon vorhandene erweitert, befestiget und zu einer römischen Colonie erhoben worden sey. Ob sie jedoch vor diesem Zeitpunkte bey den Tauriskern Gavanodurum geheißen, ist eben so schwer zu erörtern, als mit irgend einer Stelle eines alten Schriftstellers die Meinung erwiesen werden kann: »Daß schon Julius Cäsar, als er durch Illyrien herauf drang, die julischen Alpen bahnte, und seine Heeresmacht gegen Gallien wendete, bis an das Salzach=Gebiet gekommen, die Wichtigkeit der Flußstadt erkannt und sie besetzt habe.« 1)

---

1) Der geheime Rath von Kleinmayrn lächelte bereits über diesen geschichtlichen Wagesatz, welcher von salzburgischen Chronisten zur Ehre Juvavia's aufgestellt, und vom Herrn Ritter Koch von Sternfeld in seiner Abhandlung: „Salzburg unter den Römern, nachgebetet wurde. Zwar beruft sich dieser auf Appian de bellis illyricis, ohne jedoch eine bestimmte Stelle näher zu bezeichnen. Wir konnten aus diesem Buche Appians eine so kühne Behauptung nicht folgern. — Eben so wenig läßt sich erweisen, daß Juvavia, wie Cluver meint, früher Gavanodurum geheißen; denn für diese Behauptung bleibt es noch kein Beweis, daß Ptolemäus nicht die erste, sondern nur die zweyte Stadt kennet, welche einige Erdbeschreiber in die Gegend von Salzburg versetzen; eine Angabe, deren Beweis uns auch noch fehlt. — „Dem Ptolemäus muß man es immer zu Gute halten,“ sagt Kleinmayrn,

Wo indeß die alte Römerstadt gestanden, ob am rechten Ufer der Salza, oder längs der Felsenwand, über welche die wilden Horden des Herulers Vidomar die Brüder des frommen Maximus herabgestürzt; oder auf der Ebene, die sich vom Fuße des Unterbergs zwischen der Salza und Saale gegen Norden erstrecket; darüber wurde von Alterthumsforschern oft und vielfältig gestritten; einige schlossen von den Vortheilen, welche die Gegend in strategischer Hinsicht darbietet, auf die Lage der alten Juvavia, und glaubten es nur zwischen der Salza und dem Mönchberg suchen zu dürfen: Denn der Römer, welcher bey Gründurg seiner Pflanzstädte stets den Zweck im Auge gehabt, sich den Uebergang über die Flüße zu sichern, Straßen zu schützen, und ein weites Gebiet im Gehorsam zu erhalten, habe die örtlichen Vortheile, welche die Lage rings um das heutige Salzburg ihm darboten, unmöglich übersehen können; der Felsen, auf dem sich jetzt die Festung Hohensalzburg erhebt, diene zur trefflichen Warte, um die weite Ebene zu überblicken; der Mönchberg bilde mit der Riethenburg von Natur eine so feste Mauer und Schanze, wie sie durch Kunst nie hergestellet werden kann; kein anderer Punkt in dieser Gegend sey auch mehr geeignet, um die vier Gebirgsschluchten, durch welche die Lammer und Salza, die Albe und Saale sich drängen, zu bewachen, als das heutige Salzburg, da zur Beherrschung einer Straße nicht nothwendig sey, daß die Stadt bis zu ihr selbst sich erstrecke; — und römische Denkmäler, die man in den nächsten Umgebungen von Salzburg ausgegraben, sprechen für diese scharfsinnige Meinung [1]).

Um das Dunkel, in welches die älteste Geschichte dieses in so vielfältiger Hinsicht merkwürdigen Landes eingehüllt ist, näher aufzuklären, erließ der Großherzog Ferdinand den 20. December 1803 eine Verordnung, durch die er sowohl für die Erhaltung der schon vorhandenen Alterthümer eine hohe Sorgfalt empfahl, als auch die Entdeckung noch unbekannter zu befördern suchte. Jedes Pfleggericht sandte nun ein Verzeichniß aller in seinem Bezirke vorhandenen alten Denkmäler mit der Angabe ein, wann, wo, und durch welche Veranlassung jedes derselben aufgefunden worden sey. Kraft einer zweyten Verordnung im nächsten Jahre sollten alle römischen Denksteine nach Salzburg gebracht werden, um sie im Säulengange des Universitätsgebäudes aufzustellen, und diesen zu einer Art von Lesche für die Jugend zu erheben; aber auch dieser zur Aufklärung der Landesgeschichte entworfene Plan, würdig eines Fürsten, der in dem italischen Athen geboren, mitten unter den herrlichsten Denkmälern des Alterthums seine Bildung erhalten, wurde durch Kriege und Wechsel der Herrscher gestört; die damaligen Zeitverhältnisse munterten wenig auf, nach Alterthümern zu forschen; die im Jahre 1805 durch Zufall entdeckten wurden kein Eigenthum der Universität; von den im Lande schon

---

„wenn Juvavia von ihm unbemerkt geblieben; er gedachte nicht einmal des Laureacum, obschon dieß im Noricum ripense die ansehnlichste Pflanzstadt der Römer war, wo sie einen Hafen für ihre Schiffe und Fabriken zur Schmiedung der Waffen hatten.“ (S. Kleinmayrns, Nachrichten vom Zustand der Gegend und Stadt Juvavia. S. 31.

1) Der Umblick, mit dem die Alten die Gegenden zur Gründung ihrer Städte gewählt, erregte in den meisten Fällen die Bewunderung späterer Zeiten, und wo irgend ein Volk diese Vortheile übersah, erkannte der Nachbar den Fehler sehr schnell. Der Perser Megabyzus, der Eroberer Thraciens und der Küstenländer am Hellespont, nannte die Chalcedonier blind, als er hörte, sie hätten ihre Stadt um siebzehn Jahre früher, als die Byzantiner die ihrige, erbauet.

früher gefundenen wurden nicht alle nach Salzburg geliefert, und selbst diesen wenigen Zeugen der alten Landesgeschichte schenkten die Aufseher nicht einmal diejenige Sorgfalt, durch die ihre Erhaltung allein verbürgt werden kann [1]).

Wenn auch diese gesammelten Denkmäler mehr über den Zug der römischen Straßen, als über die Lage der alten Juvavia Aufschlüsse gewährten; so führten doch schon frühere Entdeckungen auf die Lösung der Streitfrage hin. Eine Steinschrift in der Ulrichkirche auf dem Nonnberge (dem südwestlichen Theile des Mönchberges) belehrte die Nachwelt, daß ein Tempel des Merkurs; eine zweyte in derselben Kirche, daß eine Bildsäule des Herkules in dieser Gegend gestanden seyn musse. Die Unwissenheit des Zechprobstes (quaestor ecclesiae) Gabriel Weiß verdrängte die erste »als ein heidnisches abgöttisches Monumentum« aus der Kirche, und überließ sie dem Urkundenbewahrer Steinhauser, sobald dieser sich verpflichtete, den Altar und das Bildniß des heil. Ulrichs ausbessern zu lassen. Steinhauser stellte sie nun in seiner Wohnung am Pürgelstein auf, ohne sie durch diese Vorsicht für die Nachwelt retten zu können; denn, mit ihrem Werthe unbekannt, ließen die spätern Besitzer dieses Hauses sie verloren gehen. Auch die zweyte Steinschrift wurde ein Raub der Zeit und Unwissenheit, und die Abschriften, die sich von beyden erhalten, verdanket man der Sorgfalt Steinhausers und des Chronisten vom Jahre 1560, der noch beyde in der Ulrichkirche gesehen [2]).

Die geschichtlichen Behauptungen, die man aus diesen Steinschriften folgerte, wurden durch andere Alterthümer bekräftigt. Auf dem Rainberge (in der Riethenburg) [3]) entdeckte Schlachtner [4]) die Trümmer von einer Pforte, welche einem Triumphbogen glich, auch Genien mit Lorberkränzen und ähnliche Figuren; noch führet ein Thurm auf dem Mönchberge den Namen Constantin's, und im Jahre 1805 grub man am Fuße des Nonnberges, im Hause des Baumeisters La-

---

1) Steine mit Inschriften, die nicht eingemauert, sondern nur durch wenige eiserne Hefte befestiget, oder gar an die Wand hingelehnt sind, bleiben stets der Gefahr ausgesetzt, im Kurzen zertrümmert, oder entwendet zu werden. — Auch muß es das Gefühl eines jeden gebildeten Mannes beleidigen, gleich neben diesen ehrwürdigen Alterthümern gespaltenes Holz aufgeschichtet zu sehen. Wie eine solche Landespökile aussehen sollte, hat der gelehrte Marchese Scipione Maffei im Vorhofe des Gebäudes der philharmonischen Gesellschaft zu Verona gezeigt.

2) Das Werk dieses Chronisten, welches im erzbischöflichen Archive zu Salzburg als Handschrift sich vorfand, hat folgende Aufschrift: „Kronika des hochlöblichen Erzstiftes Salzburgs, erstlich von der Gelegenheit, (Lage) Ort, Gestalt und Fruchtbarkeit des bemeldeten Erzstiftes, von den fürnehmsten Wasserflüssen, Seen und Stetten, wie die Stadt Petting, Juvavia, Helfenburg, auch Hadriana, an jetzt Salzburg genannt .... bis auf den jetzigen Erzbischof Johann Jakob Khuen, als den zwey und sechzigsten Erzbischof des Landes Salzburg." — Diese Chronik ist wahrscheinlich nur das Chronicon Salzburgeus Christophori Jordani archiepiscopalis tabularii usque 1560, das auch deutsch als Handschrift in der kaiserl. Hofbibliothek zu Wien sich befindet. Auch Steinhauser schrieb eine Chronik von Salzburg 1601 in drey Theilen, die als Handschrift im erzbischöflichen Archive aufbewahrt wurde, das jetzt dem kaiserl. Staats- und Hausarchiv einverleibt ist.

3) Seit mehr als 150 Jahren auch der Ofenlochberg genannt.

4) Joseph Benignus Schlachtner, Notar und Gerichtsprokurator in Salzburg, schrieb eine Geschichte unter dem Titel: Das aus der Asche des alten Helfenburg entstandene, und anheut noch lebende Salzburg 1730. Handschrift.

schenzky, wo einst die alte Nikolaikirche gestanden, römische Ziegel von auffallender Schwere und Dicke aus, wie man sie auch zu Baden in Oesterreich gefunden; ferner ein Stück von einer Granitsäule, drey Schuh sechs Zoll lang, und drey Schuh Ein Zoll im Durchmesser; ein Fußgesimse sammt dem Säulenstuhl, ein Hauptgesimse mit Sparrenköpfen, ein anderes mit sogenannten Ochsenaugen und noch einige minder bedeutende Trümmer römischer Gebäude [1]).

Alle diese, am linken Ufer der Salza entdeckten Alterthümer sind indeß nur die wenigen Reste von den vielen römischen Denkmälern, welche nach dem Zeugnisse der Chronisten einst an so vielen Gebäuden und öffentlichen Plätzen in Salzburg entdeckt, seit 500 bis 600 Jahren jedoch aus Unkunde und Sorglosigkeit verbraucht, entwendet oder zertrümmert worden sind, ohne daß sich, außer der allgemeinen Angabe von ihrem ehemaligen Daseyn, eine nähere Bezeichnung derselben erhalten hätte [2]). Viele indeß mögen unter dem Schutte des Mönchberges unter Häusern und Gärten verborgen seyn, und vielleicht erst in kommenden Jahrhunderten ausgegraben werden.

Eine der wichtigsten Entdeckungen geschah jedoch im Jahre 1801. Der Besitzer des Gartens auf dem Pürgelstein stieß hier auf einen großen Aschenhaufen, und grub am Fuße des Hügels mehrere Urnen aus, die man mit Asche, halbverbrannten Knochen und Thränengläsern angefüllt fand. Neun von diesen Urnen waren aus grobkörnigem Sandstein bloß roh gearbeitet; nur Eine aus Alabaster, mit einem Deckel von Serpentin, war ungleich feiner gemeiselt. Dieß glückliche Hermäon überzeugte den Forscher, daß dieser Ort eine Begräbnißstätte der Römer (ustrina) gewesen. Dieses Volk, das auch die Grabstätte zu einer Art von Bildungsschule für die Jugend zu erheben verstand, hätte nicht leicht einen zweckmäßigern Ort wählen können, um diesen schönen Zweck zu erreichen, als den Pürgelstein. Den Silberspiegel der Salza und die hohe Felsenwarte vor sich, weiterhin die reizende Ebene, von den Riesen des Landes in einem Halbkreise umfaßt, konnte das jugendliche Gemüth selbst neben den Bildern der Verwesung den Glauben an eine künftige Welt nicht verlieren, und beym Anblick dieser von der Abendsonne beleuchteten Landschaft mußte ihm freundlicher als sonst das Bild des holden Genius erscheinen, der neben einer mit Blumenkränzen umwundenen Urne ohne Grauen die Fackel senkt, und mit heiterem Ernst auf den glänzenden Schmetterling sieht, der zu seinen Füßen aus der zerborstenen Hülse geschlüpft, die leichten Flügel zu schwingen versucht — und als das Bild des schönen neuen Morgens nach einem schon verträumten Leben der Tröster aller Duldenden wird.

Da das Gesetz der zwölf Tafeln den Römern verbot, die Leichen innerhalb der Stadtmauern zu verbrennen, oder zur Erde zu bestatten, so wird die Meinung derjenigen, welche die alte Juvavia auf das linke

---

1) Viele, und unter diesen auch der Ritter Koch von Sternfeld. (S. dessen historisch-staatsökonomische Notizen über Straßen- und Wasserbau. und Bodenkultur im Herzogthume Salzburg und Fürstenthume Berchtesgaden. S. 6. Anmerkung b.) halten das unterirdische mit Quadern gepflasterte Rundgebäude mit sichtbaren Gräben, in welchen krystallhelles Quellwasser fließt, im Hofe des Johannesspitals in der Vorstadt Mühlen für ein römisches Bad; wir glauben den Bau desselben in einen weit spätern als den römischen Zeitraum versetzen zu müssen.

2) „Sy (die Denkmäler) sein zerbrochen, oder man hats eingemauert und die geschrift einwarts khert, daß mans nimmer lesen khan."
Worte des Chronisten.

Ufer der Salza gesetzt, durch diese neue Entdeckung beynahe bis zur Gewißheit erhoben; obgleich einige Gebäude am rechten Ufer des Flusses gestanden seyn mögen, da es nicht wahrscheinlich ist, daß der kriegskundige Römer die Vortheile übersehen haben sollte, welche der Imberg [1]) zur Behauptung der Straße längs dem Gebirge am rechten Ufer der Salza darbot. Vielleicht daß auf diesem Berge das Castrum inferius gestanden, da alte Urkunden die Feste auf dem heutigen Schloßberg das Castrum superius nennen [2]). Auf diese Weise hätte der Römer am nördlichen Fuße der norischen Alpen das Bild seiner Siebenhügelstadt im verjüngten Maßstabe wieder gefunden; in der Salza konnte er die Tiber, im Schloßberge das hohe Capitol erblicken; es bleibt freylich zweifelhaft, ob er in einem Theil des Mönchbergs den aventinischen, in der Riethenburg den esquilinischen Hügel sich gedacht; aber bey weiterer Vergleichung mußte er den Imberg als das Janiculum wieder erkennen, und so wie einst der gefürchtete Gallier das Capitol zu erstürmen versucht; so bedrohte der kräftige Germane auch die feste Juvavia; und vor dem wilden Muthe der benachbarten rohen Horden mochte die römische Besatzung wohl oft gezittert haben; aber daß einst die halbnackten Barbaren selbst auf den gallischen Gräbern in Rom Gesetze mit dem Schwerte vorschreiben würden, das hatte die größere Schar der stolzen Weltbeherrscher doch nicht geahnet.

Trotz den überzeugenden Beweisen, welche für die Lage von Juvavia zwischen der Salza und dem Mönchberg sprechen, gab es nichts destoweniger noch in unsern Tagen Gelehrte [3]), welche behaupteten: »Diese alte Römerstadt sey auf der weiten Ebene gegen den Untersberg hin zwischen der Salza und Saale gestanden. Die seit Jahrhunderten erhaltene Sage von einer, wegen ihrer Sünden in den dortigen Moorgründen untergegangenen Römerstadt hatte dieser Meinung wahrscheinlich ihr Daseyn gegeben, und mehrere auf der Walser Ebene ausgegrabene Alterthümer sie einigermaßen begründet; denn ungeachtet man sich durch die Mauer, welche auf der Seite der Leopoldskrone vom Mönchberg herablief, und vom Erzbischof Johann Ernst [4]) in einer Inschrift im Jahre 1707 für ein römisches Werk erklärt wurde, nicht lange täuschen ließ; so stützten sich die Vertheidiger jener Meinung um so mehr auf die Entdeckungen, die man im Jahre 1695 in dieser Gegend gemacht. Nach Schlachtners Zeugniß stieß man hier auf ein unterirdisches Gewölbe, das mit Kieselsteinen gepflastert, durch drey oder vier Schwibbögen abgetheilt war, worin sich eine in die Tiefe hinabgewölbte Oeffnung befand,

---

1) Auch Kapuzinerberg genannt, seitdem Wolf Dietrich ein Kapuzinerkloster hier gestiftet.

2) Auf dem Imberg hat man zwar noch nie Steine mit römischen Inschriften gefunden, selbst dann nicht, als man die alte Feste niederriß, welche die Sage als ein römisches Werk erklärte; allein in spätern Zeiten hat man die Reste einer Mauer entdeckt, welche vom Imberg herab dem Pürgelstein zulief, und vom Eigenthümer des Grundes, ohne sie näher untersuchen zu lassen, mit Erde überworfen ward. Herr Vierthaler vermuthet daher: So wie der Pürgelstein zur Begräbnißstätte gedienet, so habe der Imberg einen heiligen Hayn gebildet, und eine Mauer beyde umfaßt.

3) S. Notizen und Vermuthungen über Beschaffenheit, Lage und Untergang der alten Stadt Helfenburg. Salzburg 1815, bey Duyle. Der Verfasser dieser Abhandlung ist der ehemalige Kammerrath und jetzige kaiserl. Regierungsrath Pichler in Linz.

4) Aus dem gräfl. Hause Thun. Dieser verehrungswürdige Fürst wußte zu Salzburg vorzüglich die Neigung zu wecken, nach Alterthümern zu forschen.

aus der man einen Bach rauschen hörte; um dieselbe Zeit entdeckte man Wassertröge von weißem Marmor, Schalen, Münzen und einen sechs Schuh langen, und vierthalb Schuh hohen Stein, auf dem in halberhabener Arbeit die Glücksgöttin mit fliegenden Haaren vorgestellt war; ihr zur Rechten flohen die Furien, und zur Linken schritt ein Held mit zwey Kriegern; das Uebrige der Vorstellung war sehr beschädigt, und ließ sich nicht mehr erkennen. Aehnliche Entdeckungen, wenn auch von minderem Werthe, wurden am Lazareth=Wäldchen gemacht; hier grub man einen Kopf von einer Bildsäule aus, auch marmorne Pferde, so groß wie die auf dem Capitole zu Rom, aber leider auch halb zertrümmert. Beyde Entdeckungen waren jedoch ohne weitere Folgen; dem Pferde und Figuren wurden völlig zerschlagen, und die Gemächer allmählig verlandet. Auch das Gebäude, das man unter dem Erzbischof Andreas Jakob unweit von dem sogenannten Himmelreich entdeckte, ward wieder mit Schutt überworfen, weil es dem Aberglauben grauste, Götzenbilder und unterirdische Dinge, die man hier ausgrub, auch nur zu berühren. Ob dieses Gemach das schon im Jahre 1695 entdeckte, oder ein anderes gewesen, läßt sich jetzt nicht mehr entscheiden. Leichensteine wurden öfters zu Maxglan, Feldkirchen und Saaldorf, und erst im Jahre 1770 Münzen von Septimius Severus, nebst einigen römischen Geräthschaften in einer Schüttgrube an der Reichenhaller Straße gefunden.

Alle diese Entdeckungen beweisen zwar hinreichend, daß römische Landhäuser und Bäder auf dieser Ebene, aber noch keineswegs, daß auch eine volkreiche Stadt hier gestanden; denn die Vertheidiger dieser Meinung nahmen eben so wenig Rücksicht auf die nothwendige strategische Lage der alten Juvavia, als auf die Behauptung der Geognosten, welche die Moorgründe an beyden Ufern des Glanbaches für weit älter als Juvavia selbst erklären. — Auch die neuesten Entdeckungen, die man in den letzten Tagen des Julius im Jahre 1815 einige hundert Schritte vom sogenannten Himmelreich wieder gemacht, zeigen gleichfalls nur Spuren von Landhäusern, aber keine von größern Staatsgebäuden und Tempeln, welche das Daseyn einer Stadt beurkunden würden.

Diese neu entdeckten Alterthümer zogen jedoch durch ihren eigenen Werth die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen auf sich, und diese preisen den Zufall, durch den sie ans Tagelicht und zur Kenntniß der Kunstfreunde gebracht wurden. Einige Bauern, die den letzten Groschen beym Bierkruge leichtsinnig verzecht, sich nun fürchteten, vom strengen Pfleggericht gepfändet zu werden, faßten den Entschluß, durch Schatzgraben aus ihrer Noth sich zu retten. Die Sage von einer in dieser Gegend untergegangenen Stadt, die Geistermärchen, zu welchen der Untersberg den Stoff geliefert, und die Trümmer von Gebäuden, die man von Zeit zu Zeit auf der Walser Ebene ausgegraben, nährten in ihnen die kühne Hoffnung, in einem glücklichen Augenblicke aus Bettlern reiche Prasser zu werden. In der schauerlichen Mitternachtsstunde auf dem Acker des Einen versammelt, murmelten sie die Beschwörungsformeln an die Wächter unterirdischer Schätze, suchten, die Wünschelruthe in der Hand, die geheimnißvolle Stelle, und durchwühlten dann unverdrossen einige Schuh tief einen Fleck Erdreich, ohne — auf glühende Kohlen zu stoßen. Allein altes Gemäuer, das sie entdeckt, erhöhte ihren Muth, und sie beschlossen ihre Arbeit durch so viele Nächte fortzusetzen, bis sie die geheimnißvolle Zahl Sieben erreicht. Glücklicherweise führte der Zufall am Tage einen Spaziergänger vorbey, der nicht wenig überrascht wurde, als er in einem Erdklos mit farbigen Steinchen,

den man ihm zeigte, sogleich eine römische Mosaik erkannte, deren weitere Spur er nach genauer Besichtigung in dem durchgrabenen Boden entdeckte, wo sie von der Oberfläche gegen zwey Schuh entfernt, einer dünnen Erdschichte gleich, in einer geraden Linie fortlief. Gebildet genug, um diese Entdeckung nach ihrem vollen Werthe zu würdigen, eilt er nach der Stadt, um das Kreiskommissariat von dem glücklichen Fund zu benachrichtigen. Höchst preiswürdig bleibt dessen Benehmen in diesem Falle, vorzüglich aber die Thätigkeit des Kreisdirectors von Mieg. Den Bauern ward sogleich das weitere Nachgraben untersagt, eine Wache auf die Wiese beordert, und die königliche Regierung von der gemachten Entdeckung in Kenntniß gesetzt. Diese, eine thätige Beförderin der Künste und Wissenschaften, sandte ungesäumt den Akademiker und Professor Thiersch als Untersuchungscommissär nach Salzburg ab, unter dessen Leitung dann (8. Aug.) das weitere Ausgraben durch zwanzig Arbeiter fortgesetzt, und eine Verdachung über den aufgerissenen Erdboden geschlagen ward. Man deckte nun nicht allein die Grundfeste des alten Gebäudes, welche aus zwey Schuh hohen Ziegelpfeilern bestand, immer mehr auf, sondern man stieß auch auf drey, ganz verschieden gebildete Mosaikböden, welche drey kleinen Gemächern angehoren mochten. Doch die wichtigste Entdeckung wurde den 12ten gegen Abend gemacht; der Aufseher der Arbeiter schob von einer aufgegrabenen Stelle die letzte Erdschichte mit den Händen weg, und zwey gekreuzte unbekleidete Füße von feinerer Zeichnung und Arbeit, als die bisher gefundenen Mosaikböden geliefert, kamen zum Vorschein; ein fröhliches Geschrey der Arbeiter rief den Prof. Thiersch dahin, der in dieser Stelle die Spur von einem größern Gemälde erkannte. Nachahmungswürdig bleibt für ähnliche Fälle die große Vorsicht, mit der er es am folgenden Tage enthüllen ließ, oder auf dem Erdboden knieend es zum Theil selbst enthüllte; sein Beyspiel wirkte auch selbst auf die rohen Gemüther der Arbeiter so wohlthätig, daß sie unaufgefordert ihre Füße entbloßten, um das Bodengemälde nicht zu beschädigen; ein Zartgefühl, das gegen die Gleichgültigkeit sehr absticht, mit der man später auch in schweren mit Nägeln beschlagenen Stiefeln auf den Musivböden herumtrat. »Die trauernde Ariadne erschien zuerst, so wie einst vom fröhlichen Gott der Reben, eben so jetzt von allen überraschten Zuschauern mit einem Freudenrufe begrüßt; bald darauf wurde auch der mit dem Minotaurus kämpfende Theseus sichtbar, dessen linker Fuß, mit dem rechten des zu Boden gedrückten Ungeheuers sich kreuzend, am vorigen Tage das Gemälde verrieth; um zwey Uhr Nachmittags war das ganze Gemälde, 18 Fuß lang und 15 Fuß breit, enthüllt und gereinigt, und jetzt erst ließ sich über dessen Kunstwerth ein richtiges Urtheil fällen. In vier Feldern, jedes zu vier bis fünf Quadratschuhen, enthält es die Hauptvorgänge aus dem Mythus des Theseus und der Ariadne. Den ganzen mittlern Raum des Bodens füllt das Labyrinth von Creta. Neben demselben, dem Beschauer zur Linken, im ersten Felde, empfängt Theseus von Ariadnen, die sich mit dem linken Ellbogen auf einen Pfeiler stützt, den Knäul, dessen Faden ihn aus den Irrgängen zurückführen soll. Im Innern des Labyrinths zeigt das zweyte Feld seinen Kampf mit dem Minotaur. Er schwingt die Keule gegen das Ungeheuer, welches er am rechten Horn gefaßt und auf das linke Knie niedergestoßen hat. Ueber dem Labyrinthe liegt im dritten Felde, gerade über dem zweyten ein Schiff vor Anker. Theseus leitet Ariadne an den Bord desselben empor. Die Segel sind an der Querstange aufgewickelt; aber zwey Ruderer, die an beyden Enden des Schiffes sitzen, und die eingehängten Ruder deuten auf die bevorstehende Abfahrt. Rechts dem

Labyrinthe sitzt im vierten Felde Ariadne allein, den rechten Ellbogen auf das übergeschlagene linke Knie und das Kinn auf die Knöchel der rechten Hand gestützt, während ihre linke neben dem Ellbogen am Knie liegt, blickt sie im höchsten Schmerz empor. Die Kleidung von beyden ist in allen Feldern genau dieselbe. Ariadne trägt einen faltigen Mantel (peplum) von grüner Farbe mit dunkler Einfassung, der ihr die linke Schulter und den untern Theil des Körpers verhüllt. Sie ist mit dem Epheukranze und im vierten Felde an jedem Arme mit zwey Armbändern von rothen Steinen geschmückt. Theseus ist, wie die Heroen gewöhnlich, allein mit der Chlamys bekleidet, die auf der rechten Schulter von einer Spange zusammengehalten wird. Sie ist hochroth mit weißer Einfassung. Seine Keule hat die Gestalt eines Hirtenstabes, wie er von den Faunen geführt wird. Die Ruderer tragen einen grünen Leibrock mit Aermeln bis zur Hand. (tunica manicata). Die beschriebenen Gegenstände finden sich, wie bekannt, öfters in den Werken der alten Kunst behandelt, aber kein anderes zeigt sie in dieser vollständigen Folge..... Der Boden hat nur an zwey Stellen durch den Einsturz der Mauern bedeutend gelitten. Das Bildwerk ist fast ganz unverletzt, außer im zweyten Felde, wo von der Brust des Theseus nach dem Unterleibe des Minotaurus sich eine Lücke erstreckt. Auch der Sockel, auf dem das Werk sich ausbreitet, die Bänder und Einfassungen, die das Ganze und seine Theile umgeben, sind ausgezeichnet schön, und vereinigen das Vorzüglichste, was ein gebildeter Geschmack Gefälliges der Art erfinden kann. Die Bruchstücke von Freskomalerey, die beym Aufgraben der Schichten von Erde und Bautrümmern sorgfältig gesammelt wurden, zeigen, daß auch die Wände des Gemaches mit Sorgfalt auf eine dem Musivboden gemäße Art geschmückt waren.« 1)

Ueber Heinrich Teychner, einen Wiener Spruchdichter des 14ten Jahrhunderts.

Von Julius Max Schottky.

Swen gvter mer verdrivzet,
ich wen, ovch den verdrieze gvter witze.
Tyturel, Str. 2945.

Mit dem Aussterben des Babenbergischen Fürstenhauses, in der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts, beginnt in Oesterreich und Steyermark, wie zugleich auch im übrigen Deutschlande, der hundertjährige Glanz vaterländischer Dichtkunst zu erlöschen. Kein Eschenbach oder Lichtenstein tritt mehr auf, und jedes folgende Jahrzehend verflüchtiget immer sichtbarer den ehemaligen Geist des Kunst=Meistergesanges. Das Land hat seinen Frieden auf lange Jahre verloren, und auch in's Reich der Poesie greift mit zerstörender Hand innerer Zwiespalt und der offene Krieg; daher treffen wir auch in diesem Zeitraume nur wenige Männer,

1) Worte des Hrn. Prof. Thiersch. S. Allgemeine Zeitung 1815. Nr. 230. Diese Musivböden wurden wiederholt abgezeichnet, aber von keinem getreuer, als von Hrn. Schönauer; es ist Schade, daß er durch Verhältnisse gehindert, diese Zeichnungen durch den Stich nicht bekannt gemacht hat; denn die seinigen gewähren eine weit richtigere Vorstellung, als die sechs illuminirten Kupfer, welche Abbildungen der merkwürdigsten dort aufgefundenen Gegenstände enthalten, und im Buchhandel erschienen sind.



die uns, in irgend einer Hinsicht, an eine mehr poetische Vorzeit mahnen. Nur Seyfried Helbling dichtete noch zu Kaiser Albrecht I. Zeit in Wien sein höchst schätzbares Sittengemälde, und mit Oswald von Wolkenstein (st. 1449) scheint der vaterländischen Poesie eine neue Sonne aufgehen zu wollen; aber da der Zeitgeist schon ein ganz prosaischer geworden, so fällt immer auf's neue der Dichter des 14ten und 15ten Jahrhunderts wieder in den klagenden Ton zurück, und nicht mehr will er das Gefühl ansprechen, sondern nur Rath ertheilen, lehren und bessern. Unter diesen Didaktikern ist unstreitig der vorzüglichste Heinrich Teychner, den noch einzelne Strahlen der in's Nachtdunkel sinkenden deutschen Dichtersonne beleuchten. Er lebte mit Peter Suchenwirt zugleich, während der zweyten Hälfte des 14ten Jahrhunderts in Wien, und muß bejahrt gestorben seyn. Ueber seine Lage ist uns bis jetzt wenig oder gar nichts bekannt geworden [1]); was man von seinen Schriften weiß, liefert ausführlich der von den Herren v. d. Hagen und Büsching herausgegebene literarische Grundriß ff (S. 409), daher bleibt nur zu bemerken, daß nachstehende Auszüge aus jenen zwey Handschriften der Teychner'schen Spruchgedichte entnommen worden, die unter den Nummern 2074 und 3013 in der Wiener k. k. Hofbibliothek liegen [2]) und von Denis, Catal. II. 2. p. 1671 — 82 angezeigt sind. Die Excerpte wurden dem verwandten Stoffe nach zusammengestellt; zugleich aber die Zahlen der Mss. am gehörigen Orte bemerkt, um ein beliebiges Nachschlagen der Originale zu erleichtern. Wenn die Anmerkungen nicht übermäßig gehäuft werden sollten, so mußte manches, dem Nichtkenner fremd scheinende Wort unerläutert bleiben; doch wird sich bey näherer Ansicht das Ganze immer verstehen lassen, weil die Sprache dieser Dichtungen nicht fern liegt.

Die beste Auskunft über Teychner's persönliche Verhältnisse findet sich in seinen Werken selbst. Handschrift Nr. 3013, Bl. 40. a klagt er, wie schwer es sey, allen oder nur vielen Leuten nach Wunsche zu leben, und spricht von seiner Lage:

— Mir (ist es) vil swär;
Wo ich in der werlt var 3),
Vnd mein ckunst also enpar 4)
Schon gen 5) aller menschen syn,
(Da ich allein gen sechzigen 6) pin)
So will einer nicht, sam 7) der,
So spricht einer: chumpt her,
Sagt vns von herrn ekken cklingen.
So spricht der ander: er sol singen,
Wir haben an leichter predig genug.
So spricht der dritt: es wer doch klug,
Das er da redet von manigen sachen,
Chundt er es nur swäbisch machen
Nach vnser lantsprach auf vnd ab.
So spricht der vierd: meiner gab
Gan 8) ich nyemant, dann 9) saitten spil.
So spricht der funft: wers achten wil
So ist nichts fur pfeiffen schall.
So spricht der segst: der paukken gall 10)
Preys ich noch vor aller ckunst.
So spricht der sibent: er hiet 11) mein gunst,
Der mir mit der leyrn spilt.
So spricht der acht: nichts susser hilt 12)
Dann der mit der härpfen ckan.
Also redt ein ygleich man
Von natur seinem geding;
Was ich dapei sag vnd sing
So han ich manigen wider strent.
Maniger spricht: das ich noch pent 13),
So spricht ein ander: nu macht auf 14)!
Yeder man nach seinem lauff.
Der wil freud vnd dieser cklag;
Vnd wär ich mit voller wag 15)

---

1) Herr Bouterwek sagt Bd. 9. S. 337. seiner Geschichte der Poesie und Beredsamkeit von ihm viel Wahres mit wenig Worten.

2) Die Handschrift Nr. 3058 hat nur Einiges von Teychner, und auch dieß Wenige findet sich größtentheils in den beyden andern Mss. wieder.

3) Wohin ich mich wende. 4) verwende, benütze. 5) nach. 6) sechzig Jahr alt. 7) als. 8) vergönne. 9) als, nur. 10) Gellen, Tosen. 11) hätte. 12) ertönt, klingt. 13) verweile. 14) spielt auf! 15) in vollem Maaße.

Aristoteles mit weiser kunst,
Ich mocht nach ir aller gunst
Nicht gereden pey dem zil,
Wann eyner nit als der ander wil.

Beweisend ist diese Stelle, daß Teychner auch des Lohnes wegen erzählte und sang; doch that er es wohl weniger in Gasthäusern, als im geschlossenen Zirkel, und er kann nicht zu den herumziehenden »Ohrenmelkern« gezählt werden, von denen er strafend singt: 16)

Manigen singer vindet man,
Der die herren essen chan,
Das er singt ein loblied,
Das von nyemant hat vnderschied.
Er sagt den herren, alten vnd iungen:
„Das lied han ich von euch gesungen;
Ich wais chainen lembtig, 17)
Do so grosse eer an lig
Sam an euch pesunderleich.
Ir wert 18) ein fürst vber all reich
Mit aller tugent, sunder streit.
Ir wist nicht, was an euch leit;
Mein synn ist laider nicht so preit,
Das ich ewr wirdigkeit
Mag gedenkchen vnd pesliessen."
So lat 19) der herr sy nicht verdriessen;
Er pegabt den tugent plossen, —
So kumpt er 20, dann zu seinem 21) genossen,
Dem singt er auch das selb lob:
Er sey allen fursten ob,
Vnd ein held vber all risen —
Also leicht (leugt?) er enn (dem?) vnd disen.

An dergleichem Volke war damals kein Mangel. Bl. 245. b. »Von »manigerlay chunst« heißt es:

Ainer (wil) wort vnd weiß 22)
Darumb geit 23) er seinen soldt;
So ist ainer phaffen hold,
So ist aim 24) mit fideln wol,
Darumb geit er, was er sol;
So zimpt ainem paukken guet,
So ist ain ander wolgemuet,
Wann er pueben vor im hat,
Dy da treiben vbel tat,
Poß geper vnd schelt wort,
Vnd ettwenn sündleich mort;
So ist ainem wol mit torn 25)
Damit lescht er seinen czorn.

und so auch Handschrift Nr. 2074. B. 187. b. »Das man trawren mit freud misch.«

Ainer vragt mich der mär,
Zwew 26) ein herr gaukläR
Vnd narren in seinem haus hiet?

Teychner war nie verheurathet, wiewol ein Beinbruch ihn bald zu diesem Schritte gezwungen hätte. Der Geschichte dieses Unfalles hat unser Dichter eine eigene Erzählung gewidmet, die lustig genug ist, um ganz mitgetheilt zu werden:

Von des Teychnär heyrat 27).

Sich fuegt ainsten mein vngemach,
Das ich ein pain abprach.
Da dingt 1) ich mir ein frawen,
Der ich czu leib vnd guet muest trawen,
Das sy mein da phlegen solt, 5.
Wann ich essen oder trinkchen wolt.
Vnd da ich nu gesunt wart
Sy sprach mir zu mit der vart,
Vnd weret nahen vier wochen:
Ich het ir die ee versprochen — 10.
Ich muest sein ir khon man 2).
Da cham ich mit recht 3) daruan,
Vor den pesten layen vnd pfaffen,
Die czu recht sind geschaffen.
Als das erst recht ward getan, 15.
Da genuegt sey nicht daran 4).
Sy pegund in frefel iehen 5):
Ir wer nicht ein recht geschehen,
Vnd pegünd mich an cze uallen
Vor den pider lewten allen, 20.

16) Nr. 3013. B. 209 b. „Von den puelern; von erst ein gleichnuß."
17) lebend. 18) Ihr wäret. 19) Dieß läßt. 20) der Sänger. 21) zu seinen, des Herren. 22) Erzählung und Weise, d. i Gesang, Melodie 23) gibt. 24) einem. 25) Thoren. 26) zu was, weshalb. 27) S. Codex Nr. 3013. Bl. 216. a.

1) miethete ich. 2) Ehemann. 3) Durch den Ausspruch des Gerichtes. 4) Sie war damit nicht zufrieden. 5) behaupten.

Das ich kaum von ir enprast 6).
 Also het ich vberlast,
Das ich gedacht: siegt si mir an, 7)
 So pin ich ein gar verdorben man.
Seint sy ein stat wil wider treiben, 8) 25.
 Wie mocht ich dann vor ir peleiben?
Vnd ee das recht zwischen vns paiden
 Wart geschepft vnd entschaiden
Vor den pesten inn Wienn stat,
 Da het ich vil manigen rat, 30.
Einen also, den ander sust.
 Yeder redt nach seinem gelust.
Ettleich sprachen in schympfes hait: 9)
 Warumb ich wär also verzait? 10)
Es wer gar offt geschehen vorn 11) 35.
 Das die frawn machent torn.
Das ist war, das mues ich iehen
 Vnd ist in ander weis geschehen —
Leibes halben; so leits am tag,
 Das ich nye mit ir gepflag 40.
Des mit frawn wirt gepflogen;
 Dauon 12) pin ich nicht petrogen,
Nur der schympf tuet mir wee
 Wurd ich ymmer siech sam ee 13),
Ich pedecht mich mer dann zwir 14), 45.
 Ee das ich nem ein frawn zu mir.
Ich wolt knecht mein pflegen lassen;
 Wurd ich gesunt, die lieffen ir strassen,
Das mir kainer sprech an leib,
 Als das unpeschaiden weib. — 50.
Ettleich sprachen: ich solt ir geben,
 Das sy liesz ir wider streben:
Das versuecht ich mer dann zwir,
 Das ich sey gutlich schicht von mir,
Ve mit gab, so wass alles verlorn; 55.
 Sy kham alweg herwider, als vorn.
Ettleich sprachen: ich solts erstechen,
 Vnd mich kampfleich an ir rechen.
Da sprach ich: des pehuet mich got,
 Des wär paide sündt vnd spot 60.
Ob ich sey indert 15) rueret an,
 Ich wil sein got walten lan.
Nu pin ich ir muessig worden 16)
 Mit dem rechten, an 17) alles morden.
Gott der hat mich nie verlan 18), 65.
 Also hat er auch nu getan.
Da mir das pein wart ab geprochen,
 Da versaumpt ich nye ein wochen
Meiner khunst, ich ticht als vor —
 Vnd wart nu so gar ein tor 70.
Von des weibes wider streit,
 Das ich nye getichtar seit. 19)
In der vierden wochen vnd pas. 20)
 Dapey ist wol ze merckchen das:
Das dy wunden swern mer 21), 75.
 Der ainem menschen wundt sein eer,
Denn vil wunden leibs swär.
 Also sprach der teychnär.

Daß Teychner selten in Wirthshäusern zu finden war, folglich auch keineswegs ein gemeiner Aufspieler seyn konnte, sagt er selbst zu wiederholten malen. So z. B. Nr. 2074. Bl. 186. a »von ludreren.«

Maniger hast mich vm dazz 22),
 Daz ich div leithaus paw mit mazz 23),
(Der ist nicht ein weiser mann);
 Nv rat ich all der werlt der van 24),
Solt ich selb dann luders phlegen,
 So wär mein chunst gar ring zu wegen 25)

und dann auch Nr. 3013. Bl. 91. a.

Vil maniger spricht: ich sey
Gar ein wunderleicher man,
 Ich well 26) nicht czu gesellen gan.
Pey gueten gesellen ich gern wär,
 Da man aller püberey enpär 27);
Aber da man rauft vnd sticht
 Vnd eyner den andern abpricht —
Die gesellschaft ist gar en=wicht 28).
 Ich scheuch chein gesellschaft nicht,
Ich fleuch 29) nuer ir vngefug,
 Der man von in siecht genug.
Wann das lewthaus wirt erfuellt,
 Aynner springt, der ander puellt,
Eyner wil slahen vnd diser stechen.
 Wo ich sech 30) in czuchten czechen,
Da verdruß mich nymer, czwar; 31)
 Aber da man vellt zu har,
Do wirt mir ein ringe weil ze swär. —
 Got genad dem teychnär.

Schon der Bau aller Teychner'schen Gedichte beweiset, daß er wenn auch nicht alle, doch die meisten derselben nur gesprochen habe und nicht gesungen. Wahrscheinlich fehlte ihm überdieß eine gute Stimme, denn

---

6) loskam, mich ihr entschlug. 7) behält sie Recht. 8) Wenn sie, die Frau, sich gegen die Richter auflehnen will. 9) spottweise. 10) verzagt. 11) früherhin. 12) deshalb. 13) krank als vorher. 14) mehr als zweymal. 15) irgend wo. 16) von ihr befreit. 17) ohne. 18) verlassen. 19) Gedichte sagte. 20) noch länger. 21) mehr beschweren. 22) haßt mich deswegen. 23) daß ich die Wirthshäuser selten besuche. 24) ich rathe davon ab. 25) gar gering zu schätzen. 26) wollte. 27) wo man sich aller Büberey entschlüge. 28) werthlos. 29) fliehe. 30) sehen würde. 31) fürwahr.

Handschrift Nr. 3013. Bl. 228. b. steht ein langer Spruch von ihm, betitelt: »Waz di nutzist chunst sey.« Hier werden die *gesprochenen* Worte entgegengestellt der *Weise*, dem *Gesange*, und der Dichter sucht zu zeigen, wie »das gedön« etwas sehr Untergeordnetes sey gegen die Kraft der Rede. Wir wollen ihn selbst hören:

Was ich ye gesingen hort 32),
Dez belaib ich nutzez lär,
Wie gar suezz *die weis* halt 33) wär.

Ich hör manigen *maister* nennen,
Den man nie gesingen hort.
Aristoteles sein wort
Nie besang, noch sein genoz.

Wolt man niem zu maister horten 34),
Denn 35) *der wort besleust in weiz*,
Waz war denn der maister preis,
Als ich e gesprochen han?

Auch div nater wirt gepant 36)
Vnd der teuffel, wist ir wol,
Nvr mit worten — singens hol 37).
Spiez vnd swert wirt auch betwungen
Nvr mit worten, vngesvngen,
Daz sew 38) muezzen ir snevden lan 39).
Seint 40) daz wort den twingen chan,
Dez chain weiz nicht chan betwingen,
So ist besser: wort an singen,
Dann div weizz vnworthaft 41).

Weiterhin erwähnt *Teychner*, wie David einst durch sein Saitenspiel die Teufel verscheucht habe, und macht dabey die Bemerkung:

Hieten 42) harphen noch div macht,
Vnd ander dön der saiten,
Daz si den teuffel noher iaiten 43) —
Wer wolt denn ein 44) *teuffel lazzen*
Pey eimmenschen? er must sein strazzen:
Wann der sanch vnd saiten spil
Ward pey zeiten nie so vil.

Doch heißt es später:

Man acht auch wort noch weis nicht mer,
Alz man etzwen 45) *hat getan.*

Gegen den Vorwurf, daß ihm der Gesang gar nichts gegolten, verwahrt sich der Dichter in den Schlußversen folgendermaßen:

Ez sol nieman also verstan,
Daz ich weiz für nicht well han 46);
Sev sind gut in irem ding,
— ∪ — ∪ — ∪ 47)
Für div wort, daz ist mir swär,
Also sprach der Teychnär.

Man sieht bereits aus dem Mitgetheilten, daß auch *Teychner* einen ehrenwerthen Platz verdient unter den früheren vaterländischen Dichtern. Er war vom besten Willen beseelt durch sein Talent zu nützen, und eiferte unermüdet gegen die Gebrechen der Mitwelt, was ihm eher Verfolgung als glänzendes Glück bringen mußte. In seinen Poesieen ist Geisteskraft und männliche Besonnenheit nicht zu verkennen; wenn aber die Sprache sich selten zu erheben vermag, so muß man dieß weniger ihm, als dem unpoetischen Zeitalter beymessen, das den Geist in engen Banden zu halten wußte. *Peter Suchenwirt* hat den Tod seines Freundes mit herzlichen Worten beklagt. Sie sind aus vollem Gemüthe geflossen; eine einfache aber duftende Blume, niedergelegt auf das Grab des biederen Kunstgenossen:

---

32) hörte. 33) auch. 34) Wollte man keinen für einen Meister erkennen. 35) als. 36) gebannt. 37) ohne Gesang. 38) sie. 39) lassen. 40) Eintesmal. 41) als Gesang ohne Worte. 42) hätten. 43) davon jagten. 44) einer. 45) früherhin. 46) für nichts schätzen wolle. 47) Hier fehlt ein Vers, etwa: Doch daz man sie secz vnd bring.

Daz ist die Red von dem Teychner, darnach er gestorben ist [1])

Nu dar, her sinn, seit fleizzig [2]),
Ein chlag ist frewden fleizzig [3]),
Die wonet meinem herzen mit,
Daz edel tugent vnd gute sit
Nicht erchent [4]), daz sei Gott gechlait; 5.
Vnzucht vnd vnbeschaidenhait
Erbent laider gar zu ser;
Zucht, weisheit vnd gute ler
Scholten [5]) erben ewichleich —
So erbet in [6]) daz himmelreich 10.
Zu ymmer werndem lone
Gott in dem höchsten Throne.
Nu dar, her Sinn, seit ir berait
Mit willichleicher arbait,
So sawmbt ew nicht, des ist czeit. 15.
Der tugende schacz begraben leit
Hie in des todes Zimmer,
Den scholten chlagen ymmer
Priesterschafft vnd werde weib.
Er hat mit chewschait seinen leib 20.
Vncz [7]) an sein end behalten,
Göttlicher Weisheit walten
Begund er für der werlde spot.
Im liebet in dem herzen Got
Für alle werltleich Ere. 25.
Sein rat, sein weise lere
Ist in der Werlde garten
Gesät mit worten czarten,
Der werlt zu trost vnd Gott zu lob.
Mit guten sitten swebt er ob 30.
Allen den, die getichtes phlegen.
Spil, lueder, liez er vnderwegen,
Swern, schelten, pose wort
Ward nie chains von im gehort.
Waz den Eren nicht enczam, 35.
Darauf het er vorcht vnd scham.
Got fürchten vnd minnen
Mit herczen vnd mit sinnen,
Von gewonheit er nicht lie.
Des morgens, wann der Tag her gie, 40.
So was czu dinst er berait
Mit ganczes herczen Innerchait
Got vnd aller Engel schar,
Piz alle mesz ein ende gar
In Gottes dienste namen. 45.
Er chund nicht anders ramen [8])
Wann daz Gott vnd der Sele czam [9]).
Göttleich Ehr vnd werltleich scham,
Liebt im in dem herczen,
Für üppig schimphen, scherczen. 50.
An essen und trinken messig,
Untugenden gar gehessig
Waz er zu allen stunden
Sein Mund der ward nie funden
Mit smaikchen [10]), noch mit liegen; 55.
Er chund nicht herren triegen
Durch alte wat [11]), durch swache miet [12]),
Waz im vil maniger lerer riet.
Als vns die Ewangeli sagen,
Daz chund er je in churczen tagen 60
Der Werlde pringen wol czu gut
Mit chunsten vnd mit senfftem mut,
Wann er ein slechter Laye was,
Der nie chain geschrifft gelert noch las,
Vnd het matery czu dewtsch pracht, 65.
Die einem gelerten nicht versmacht,
Hiet er in der Grammatica
Schlechtleich Nein vnd rechtleich Ja.
Wez im Gott het hie beschert,
Daz wart nicht vppichleich verzert. 70.
Spital, Kirchen, nam er war,
Vnd tailt es mit der armen schar
In Gottes lieb mit milter hand. —
Maria, muter, bis gemant
Der lieb, die er czu dir het, 75.
Mit vasten, wachen, mit gepet.
Geruch [13]) sein Seel begnaden,
Daz si dort werd entladen
Vor immer werndem smerczen,
Seind [14]) vnder deinem herczen 80.
Gott selber wohnt durch vnser hail
Den du gepört an alle mail,
Den pit für in, daz er im dort
Geb den ymmer wernden hort,
Da frewd mit frewden ist geziert! 85.
Mit trewen pit ich Suchenwirt
Gott für die Seel andechtichleich.
O Teychner, piderber Hainreich
Dein leben was rain vnd guet,
Des werd die Seele dein behuet 90.
Vor hiz der hellen flammen;
Durch Gott nun sprechet Amen.

Nach diesen Mittheilungen über das Leben unseres Dichters, legen wir nun einige Auszüge aus seinen Schriften vor. Vor der Hand ist nur genommen, was das Wichtigere schien, und sich auf Sittenschilderung des Adels bezieht, den vorzüglich zu beachtenden Stand jener Zeit. Teychner's Aeußerungen gegen die Heerfahrten in das heidnische Preußenland sind sehr merkwürdig, so wie überhaupt Alles, was er über Gewohnheiten und Gebräuche seiner Umgebung sagt. Einzelne Sprüche und Gleichnisse des Dichters beschließen diesen Aufsatz; auch sie werden ihn von einer vortheilhaften Seite zeigen:

---

1) Handschrift Nr. 2201. (2238) der k. k. Hofbibliothek 2) Wohl auf, Herr Sinn, seyd fleißig. 3) Freude raubend. 4) nicht erkannt sind. 5) Sollten. 6) so würde Gott ihnen, den Menschen, das Himmelreich anerben. 7) Bis. 8) Er that nichts anderes, als. 9) ziemte. 10) Schmeicheleyen. 11) Kleider 12) um verächtlichen Lohn. 13) du wollest. 14) Weil.

A. Das Leben der Ritter.

1. Daz die herren nicht frid schaffent 1).

Die werlt, div ist gerichtez hol 2),
Da von nieman wundern sol,
Daz div gewaltigen vnd die grozz
Werdent gahes(gah des ?)lebens plozz,
Daz div arm lenger lebent, 5.
Div nicht in gewalt swebent.
Man vint manigen arm man,
Der zehen fursten denchen chan
In einem lant leicht vnd mer.
Wann si 3) besitzent gut vnd er, 10.
So wänenz nicht anders treiben,
Denn gut vertun mit tumen weiben.—
Also ist es nicht gestalt 4);
Got der fuegt in er 5) vnd gewalt,
Daz sev recht richter seyn 15.
Vnd di arm läut vrein 6)]
Vor der vngerechten haz.
Wo si dar an sind zu laz 7),
So wirt gericht in ir leben,
Daz 8) in wär hin für gegeben 20.
Noch zu leben manig iar.
Der ritter solt der arm schar
Phlegen recht in aller zeit,
Sam ein phaff der heilichait,
Der daz nicht versitzen 9) mag 25.
Zu mitter nacht, zu mittem tag,
Wann im chompt ein siechpot 10),
So muez er hin; also hat got
Div ritterschaft dar zu gesatzt:
Wann ein arm man beschatzt, 30.
Chvmpt gelauffen, wer der sey,
Den sol der ritter machen vrey.
Sein wappen sol zu aller zeit
Pey im ligen, wann er 11) schreit,
Daz er sey berait dar zue, 35.
Vnd daz vnrecht wider tue.
Dar vmb hat man ritterschaft
Auf gesetzt vnd gezaft 12);
Nicht durich stechen vnd turniren,
Daz ist nvr der werlt hoffiren, 40.
Div geit iren lon dar vmb,
Als div rechen 13) habent genumb 14),
Von den man noch singt vnd sait,
Waz sev iamers habent beiait,
Div sind in der hell sweben; 45.
Samleich lon 15) wirt im gegeben
Dort, noch (der?) wuest 16) leib vnd gut
In hochfart vnd in übermut,
Vnd wirt den arm nymmer holt,
Den er raten vnd helffen solt. 50.
Als nv von der präuzzen raiz,
Dez vräwt sich vil selten ein waiz 17);
Ez sol dvrich vnser vrawen sein 18) —
Er laet 19) arm läut in peyn,
Witiben vnd waisen in seim lant, 55.
Div vechten mit ir selbs hant;
Als ain pawr dem andern tuet,
Dez vint er nymmer recht noch guet,
So gedencht er spat vnd frue,
Wie ers selb wider tue 20), 60.
Mit valschait, mit vngeslecht.
Daz solt ein ritter – daz wär recht —
Wider tuen vnd wider stan;
So hiet er als vil löz 21) da van,
Sam mit der preuzzen vert. 65.
Daz er dahaim div arm nert,
Ropphauser 22) vnd ander schaden
Daz div läut hat über laden,
Vnd sew von dem iren schaiden;
Er ist nymmer genueg ein haiden, 70.
Vnd (Der ?) den arm übel tuet
Vnd (Vmb?) ir leib vnd ir guet —
Di solt man dez ersten slahen,
Darnach auf div haiden gahen.
Aber weil er übel waiz 75.
Vnd vngericht 23) in seinem chraiz,
Vnd lat daz vnbericht stan,
Vnd vert da hin – da ist nicht an.
Weil er vechten vmbs himelreich,
So mach erz nvr da haim geleich 24), 80.
Waz da vnrechtez sey,
Er wirt nymmer vechtens vrey.
Daz er in der schrannen sait
Yedem mann div warhait,
Er wurd erslagen in churtzer zeit, 85.
Vnd wurd alz heilig mit dem streit,
Sam 25) mit chainer präussenuart.
Wer da haim laet 26) vnbewart,
Div er hat in seiner gewer 27),
Vnd vert in hochuart über mer, 90.
Daz ist recht zu geleicher phlicht 28),
Sam der den vreitag vast 29) nicht,
Vnd den samstag vasten tuet.
Nv gedench ich an di ritter guet:
Prächtens doch ein guten sit, 95.
Oder ettleich tugent mit,
Ein guet gericht 30) in disem lant,
So taet ez mir doch nicht so ant 31).

---

1) Nr. 2074. Bl. 172. a. 2) Gerichteslos. 3) sie, die Mächtigen. 4) dieß ist aber nicht ihre Bestimmung. 5) verleiht ihnen Ehre. 6) frey machen. 7) träge. 8) welches. 9) verweigern, zurückhalten. 10) ein Krankheits=Bote. 11) er, der Bedrängte. 12) geordnet. 13) Recken. 14) genommen. 15) Gleicher Lohn. 16) vernichtet. 17) ein Weiser 18) Maria zu Ehren. 19) Er läßt zurück. 20) rache. 21) Ablaß von Sünden. 22) Raubhäuser, Raubschlosser. 23) Gesetzlosigkeit. 24) er stifte erst zu Hause Frieden. 25) Als. 26) läßt. 27) Obhut. 28) in gleicher Art. 29) fastet. 30) Rechtspflege. 31) so weh.

Nv siecht sew nieman nicht 32) pring,
Si füren nvr di phenning 100.
Auf dem land in di haiden-
schaft.
Ritter vnd chnecht div sind behaft
Mit armuet in disem lant,
Den tuet nieman ein helff bechant.
Div 33) leib vnd guet nacht vnd tag 105.
Mit in legent auf div wag,
Vnd muez all verdorben seyn,
Sew pringt 34) nicht anders zu dem
pein,
Zu der üppigen arbait,
(Dann) daz man von in ret vnd
sait: 110.
Hey, wie der gevaren hat!
(Er pringt nicht anders umb ein
plat 35)
Wolt er recht gein präuzzen varen,
So solt er sich dahaim bewaren,
Daz sein nieman wär engolden 36), 115.
Sein arm diener, noch sein holden 37);
Er solt peicht vnd puez bestan,
Sam er wolt gein rom gan.
Nv vert 38) er hin mit solchem guet,
Daz im maniger fluechen tuet. 120.
So 39) mag er auch sein E 40) zu-
prechen;
Ich han manigen horen sprechen,
Wann er solt da haim beleiben,
Er chäm nymmer zu andern weiben;
Nu betwingt in nieman dar zue, 125.
Daz er hin varen tue —
Er möcht als mär (?) dahaim bestan,
Vnd wär ein guet Eman.
Wer gein präussen varen tuet,
Der sol haben chäuichen muet, 130.
Sam (er) ein graber munich wär.
Man wigt der vrawen vnmazzen swär,
Ob sew ir E zuprechen tuet
Zu ainer stund 41), daz ist nicht guet —
Vnd tuts der man leicht dreizzig mal, 135.
Wann der raiset auf vnd zu tal:
Daz sol allez nichts sein.
Div vrawen sind nicht stae-
lein,
Si habent auch fleisch vnd
pain!
Er lät div guten vrawen allain, 140.
Vnd vert dahin in fremdiv lant,
Sam er hintz den Juden phant
Vmb di raiz gesetzet hiet.
Wann er sich dahaim beriet,
(Witiben, waisen, weib vnd chind 145.
Seiner sel enpholhen sind)
Ich sag ew, daz pesser wär;
Also sprach der Teychnär.

2. Von leithausern vnd houierern 1) 2).

Ainer pat: ich taet im schein 3),
Welhez pezzer möcht gesein,
Der turniren vnd stechens phligt 4),
Tantzen vnd rain 5) vnd vräud wigt,
Oder der nvr ludern tuet: 5.
„Wa schencht man ein wein guet?
Vraw, leicht vns ein pret 6) her!"
Ich sprach: der hat wirden mer,
Der turniren, stechen treibt,
Denn der 7) wirft vnd schenbt 8). 10.
Ez wirt mit paiden guet verczert,
Doch wirt daz vil paz verchert 9)
Daz man zert pey guetem ding,
Turniren, stechen auff dem ring,
Und mit schön frawen vertan — 15.
Der wirt daz sein doch erleich an,
Der hat schoner vrawen gruez,
Daz man von im gäuden 10) muez
Vntz an den ürtaegleichen tag 11).
Waz man däutscher puech
phlag, 20.
Div stent 12) nvr von ritter tat,
Man vint nyndert an chainer
stat 13.
Von chainem leithauser ge-
schriben;
Was er frumchait hat getriben,
Sein wirt nicht zu guet gedacht; 14) 25.
Er ist hie vnd dort versmacht,
Er lebt in eins wechs (?) maz.
Da pey sult ir merchen daz:
Turniren vnd stechen ist pesser vil 15),
Denn tantzen vnd rain vnd luder spil 30.
Nv ist div werlt so tugent lär:
Ob ainer vnder dem geslaecht wär,
Dem nach eren stet der muet,
Daz in 16) allen chäm zu guet
Ob er für 17) in ritterschaft, 35.
So iehenz all: er sey behaft, 18)
Er well seins guets wern an 19),
So solten sew dem pider man,

---

32) Nichts. 33) diejenigen, welche. 34) bewegt, treibt. 35) Und kann doch kaum ein Blatt vernichten? 36) Daß es niemand entgelten dürfte. 37) Grundholden, Bauern. 38) Jetzt fährt. 39) Dabey. 40) Die Ehe. 41) nur Einmal.

1) Nr. 2074. Bl. 187. a. 2) Von Wirthshaus=Knaben und Prunkgesellen. 3) ich möchte ihm sagen. 4) treibt, übt, 5) im Reigen tanzen 6) Spielbrett. 7) als welcher 8) Kegel schiebt. 9) weit besser verwendet 10) preisend sprechen. 11) bis in die späteste Zeit 12) sagen. 13) Man findet nirgends. 14) seiner Heldenthaten denkt niemand. 15) ist viel besser. 16) ihnen. 17) Wenn er führe, zöge. 18) verrückt. 19) er wolle sein Gut anbringen.

All helfen mit dem iren 20)
Daz er mocht dest pas 21) hoffiren 40.
Vnd gevaren dester paz;
Sych möcht leicht gefuegen daz,
Daz er chäm auf saemleich er,
Daz er im mocht gehelfen mer,
Denn als ir chobern 22) vnd ir tranch. 45.
Ez ist offt ein geslaecht chranch,
Div von ainem choment auf,
Daz ir wirt ein grozzer hauff
Von dez ainen frumchait.
Der zu gueten dingen rait 23) 50.
Dem solten si all helfen derpiten 24)
Wa si ein freunt hyten 25),
Der nach eren trachten wolt,
So wernt 26) sew im nymer holt,
Unz daz im got sein hilf tuet, 55.
Daz er gewint er 27) vnd guet,
So gewint er freunt vil,
Der im raten vnd helfen wil
So ers überwunden hat;
Aber weil er in leiden stat, 60.
So ruechtens, er nyndert wär 28);
Also sprach der Teychnär.

3. Von dem phennig 1).

Ettwann pflag man maniger slaht 2),
Yederman, als im pehagt:
Eyner las, der ander jagt,
Etleich sungen newn sanch;
So het maniger den gedanch,
Wie er ein gueter ritter wär;
So was einer ein tichter
Gueter puech vnd maisterschaft;
So chert ayner synn vnd kraft
Wie er chloster vnd kyrchen mert; —
Das ist alles nw 3) verckert,
Das sein 4) nyemant dar 5) gepflegen.
Wär ein man halt auf den wegen,
Das er gepfläg der alten fueg 6),
So sprech yeder mann: nu lueg 7),
Er ist ein verdorben man,
Er wil nuer solhin ding nachgan,
Er solt lieber trachten vmb guet,
Als die gemein der werlt tuet 2c.

4. Von der hofczucht 1).

— wer guet gepar 2)
Vnd tugent an sich nemen wil,
Der sol gein hoff nicht vragen vil:
Daz waz ee 3) ein schul der tugent,
Daz man chindel in der Jugent
Dahin liezz, in solchem muet 4),
Daz sew zuchtig wurden vnd guet.
Daz ist laider nu dahin;
Da ze hoff hat wenig nieman gewin,
Als der puben leben chan,
Schelten, springen, als ein man
Der da hat div sinn verloren.
Div man weillen 5) het für toren,
Sew sullen nv div pesten sein.
Weillent waren helt 6) guet,
Div waren zuchtig als div vrawn;
Wo man sol durch helm haun,
Da warens girig, als die len 7)
Da waz weder gall noch chren 8).
Da waz zucht vnd manhait,
Her parcifal von dem man sait,
Der was scheinig 9) zu aller zeit,
Und slueg teuffer wunden weit,
Denn nv tunt div hoff gallen
Mit ir üppichleichen schallen.

5. Von der chnappen stechen 1).

Man chert daz hinter recht her für 2). —
An der alten werlt ich spür,
Wa man turniren vnd stechen solt,
Daz dez nieman andrer holt, 3)
Denn div grozzen herren reich; 5.
Die gaben auch aller mänchleich
Zezzen vnd trinchen gar genueg,
Daz nieman speis mit im trug. —
Nu ist selten ein edel man,
Er well in seinem dorff han 10.
Ein stechen vnd ein vareis,
Dapey geit man nieman ein speis,

---

20) mit ihrem Vermögen 21) um so besser. 22) Als all ihr Zusammensitzen. 23) Der auf gute Abentheuer auszieht 24) alle Hülfe erbieten. 25) hätten. 26) werden. 27) Ehre. 28) So war er für sie todt.

1) Nr. 3013 Bl. 87. a 2) früherhin trieb man mancherley. 3) nun, jetzt. 4) dessen. 5) darf. 6) daß er nach altem Fuge thäte. 7) Schaue.

1) Nr. 2074. Bl. 128. a. 2) guten Anstand. 3) in früherer Zeit 4) in der Absicht 5) sonst. 6) Helden. 7) Lowen. 8) Weder Bosheit noch Falschheit. 9) Weithin glänzend.

1) Nr. 2074. Bl. 142. b. 2) Man kehrt das Hintere nach vorn hin. 3) hielt, zu thun pflegte.

Dapey muez iederman sein nar 4),
Selben mit im pringen dar,
Wil er nicht vngezzen 5) sein. 15.
E, da tet man stechen schein,
Daz ein herr versuecht ein man; 6)
Welcher guet waz auf dem pan,
Den wag er auch guet an der not,
Darzu gab er wein vnd prot, 20.
Ros vnd hengst vnd hofgewant.
Nu stechens auf ir selbs pant (hant?)
Si wizzen selben nicht vm wew 7).
Hiet er ein hübel 8) oder drew,
Die hat er verstochen drat. 9) 25.
Yeder man ein höffel hat
Durch sein selbs willen gerüefft. 10)
Vnd üppichait geprüefft.
Wirt im da verlencht 11) sein fuez,
Sew pewt einem andern seinen 12) gruez, 30.
Vnd lät in ligen in dem sant:
Daz ward an eynem wol bechant —
Da gach sein lieb 13): ez würd im gut,
Ob er näm nach irem mut
Ein vareis in ein genantew stat, 35.
Vnd erzaigt ir mit der tat,
Daz er sey maint 14) in hertzen grunt.
Da sprach er: „gult 15) ez sechczig phunt
Vnd den leib, ez muez geschehen.“
Vnd hiez in dem land geben 16): 40.
Wie ers vareis hiet genomen,
Die zu dem wolten chomen.
Do gieng daz vngeluckh über in,
Daz im prast 17) daz pain dahin,
Daz man in furt ab dem wal 18). 45.
Da sein lieb erhort den val,
Da hiez sy pauken vnd pheiffen dar,
Vnd sampt der tumen ein michel schar 19),
Damit rait sy auf vnd nyder,
Vnd liez den chnaben ligen sider, 50.
Sam er wär ein haiden wild,
Andern chnaben zaim pild 20),
Daz sew behaltent leib vnd guet.
Man leib vnd hab vertuet
Mit seim stechen auf vnd nyder. 55.
— ◡ — ◡ — ◡ — 21)
Der nie sper in di hant genam;
Davon seit dem stechen gram,
Daz da sticht von der hab 22),
Daz div herren lazzent ab.
Dem lant vnd läut ist vndertan 60.
Nement sich daz diener an.
Daz sind wunderleichew mär;
Also sprach der Teychnär.

6. Daz di werlt ein gaukel sey [1]).

Daz die werlt ein gaukel 2) sey,
Daz versten ich wol da pey:
Ye waz ainem ist ein ser 3),
Daz ist dem andern preis vnd er;
Welher den andern pringt nider,
Der ist auch der pest sider 4);
Der vnden leit, der hat di schant.
Dapey ist div werlt bechant,
Daz sew ist ein gaukel spil:
Turniren, stechen, dez ist vil,
Vnd mag anders nicht gesein,
Denn wer den andern pringt in pein,
Der haist dann ein piderer man,
Der vnden leit, der ist dervan.

7. Von Valchneren [1]).

Ich wän, man lieg nyndert so vil 2)
Sam da man sait von vederspil
Von geiaid vnd von vaiz 3).
Wa sew in den stuben hais
Sitzent pey den trunchen swär, 5.
So hör ich vil gelogner mär.
Si lazzen nieman hören auzz:
Ayner sait 4) von ayner mauzz 5)
Ainer sait von seiner flüg,
Daz dem spärber nicht getüg 6). 10.
Wär daz nicht verrer guet,
So waiz ainer ein gantzew pruet,
Daz er nieman zaigen well,
Er sey dann ein guet gesell.
So vieng ainer ainen tach 7) 13.
Wachteln einen vollen sach,
Vnd hiet 8) ir dannoch mer gevangen
Wär im der tag nicht abgegangen,
Do traib in div nacht dervan;
So hiet ainer vil getan, 20.

---

4) Zehrung. 5) ohne Speise, hungrig. 6) einen Mann prüfte. 7) um was. 8) Hügel. 9) schnell. 10) zusammenberufen. 11) ausgelenkt, verrenkt. 12) den ihm eigentlich bestimmten Gruß. 13) Seine Geliebe meinte. 14) sie meinte, liebte. 15) kostete. 16) Und hieß im Lande kund machen. 17) brach. 18) von dem Tummelplatze. 19) Sammelte eine große Schaar jungen Volkes. 20) zu einem Beyspiele. 21) fehlt ein Vers. 22) um Gelderwerb.

1) Nr. 2074. Bl. 143. a. 2) nichtiges Wesen. 3) Beschwerniß. 4) nachher.

1) Nr. 2074. Bl. 146. b. 2) es wird nirgends so viel gelogen. 3) Jagdwesen und Falknerey. 4) erzählt. 5) vom Mausern. 6) nicht taugte. 7) Tag. 8) hätte.

Wär der hunt nicht so laz.
So sait er aber einem andern daz:
Het der spärber nicht den chrainen 9),
Er hiet vogel vil der chlainen;
So hat er im leicht ein druch getan 10), 25.
Daz er muez den chrainen han.
Man sait vil, dez nie geschach,
Man hort chainen, der dez iach 11),
Daz ez im ubel wär gegan 12);
Si habent ez allez wol getan, 30.
Ainer vil, der ander mer.
Der leicht nie betait chain er 13),
Der gaüt 14) aller meist dervan.
Als zainmal 15) sprach ein tummer man:
Mag ich der werch nicht beiagen, 35.
So wil ich mich der wort betragen 16).
Maniger ret 17) so vil zu den dingen,
Mocht mans an ein puech pringen,
Ez würd ain grozzer parcifal:
Ich het ein hunt, der hiez schal, 40.
Daz so gutez me 18) nicht wart;
So ist der spärber der art,
Ich ving als daz vedern hit 19),
Ich wän, ich vieng fuchs dermit —
Sind daz nicht gelogenew mär? 45.
Also sprach der Teychnär 20).

8. Von den wappen [1]).

Waz man von dem wappen sait,
Dez ist nicht alz 2) div warhait,
Da ist vil gelogens an.
Da man div warhait ret der van,
Waz ain vider ritter tuet, 5.
Daz wär wol zu hören guet;
Aber daz man ez über leuget:
Daz ein ritter hab erzeuget 3),
Daz allen reichen wär zu groz 4) —
Daz ist gespotez haus genoz. 10.
Ich waiz nicht dar zu sprechen,
Daz ein ritter mag zu prechen,
Meniger sper pey seinen tagen,
Denn der swartzwalt mag getragen.
Zwey vnd est 5), der ist so prait, 15.
Zwainczich meil, als man sait;
Do mit gicht 6) er: menig sper
Hab der helt hin vnd her.
Zeprochen, vnd zu hauffen pracht.
Hurta her, wie er vacht 7) 20.
Als der wint in dem ror,
Dezunt hinten, iezunt vor;
Also traib 8) erz auf vnd ab.
Er schutet läut in daz grab
Hauffen weiz, recht als div piren 9) 25.
Von dem pawm her nider riern 10),
Wann er über zeitig ist.
Er hat gevochten manig vrist,
Daz es in den pergen hal 11),
Alz 12) ein donner flueg zu tal. 30.
Wie mag daz div warhait wesen 13)?
Div warhait wär gut zu lesen!
Dem solt ein ritter gern geben,
Der sein ritterleichez leben
Mit der warhait prächt zu schein 14), 35.
Ez solt manigem zoren sein,
Daz man sait sein ritterschaft.
Warvmb fleist 15) er leib vnd chraft,
Nicht anders, dann dvrich speis beiag 16),
Vnd wil dann, daz man still dag 17)? 40.
Nv 18) wil got selb, daz man in preis
Wen man lobt in rechter weis 19) —
Daz sol nieman wesen swär;
Also sprach der Teychnär.

B. Das Leben der Frauen.

1. Von hochfart der pater noster [1]) [2]).

Ich verdien 3) wol veintschaft,
Wann ich der welt ir warhait kündt,
Sweig ich dann, des hab ich sündt;
Doch wil ich die warhait sagen,
Vnd würd ich halt darumb erslagen.

---

9) eine Halskrankheit. 10) er hat ihn zufällig gedrückt. 11) welcher eingesteht 12) gegangen. 13) der vielleicht nie eine Ehre erjagte. 14) erzählt prahlend. 15) einstmals 16) Handle ich auch nicht, so rede ich doch desto mehr. 17) redet. 18) fernerhin 19) Alles, was Federn hätte. 20) Ueber die Falkneren des Mittelalters sehe man auch die Nachweisen in dem Archiv für Geographie ꝛc 1816. Nr. 135.

1) Nr. 2074. Bl 1·7. a. 2) alles. 3) vollführt habe. 4) nicht zu thuen möglich wäre. 5) Zweige und Aeste 6) zugleich meint er. 7) Heda, Herr, wie er focht! 8) trieb. 9) Birnen. 10) herabfallen. 11) widerhallte 12) Als ob. 13) seyn. 14) an den Tag 15) verliert, wagt. 16) allein um Erwerb und Kost. 17) schweige. 18) dagegen. 19) verdienterweise.

1) Nr. 3013. Bl 109. b. 2) Rosenkränze. 3) erwerbe, gewinne.

An der hochuart 4) heb ich nu an:
Die hat chainen winckchel lan,
Si hab sey all durchsloffen,
Chloster vnd kirchen stet ir offen,
Darinn treipt sy irn muet.
Das man nicht als etwann 5) tuet,
Da man gie 6) in andacht
Vnd man got sein opfer pracht,
Das hat die hochuart nu vertriben.
Der pater noster ist nicht peliben,
Als in got selb gemacht hat.
Wann die fraw gen kirchen gat 7)
So mueß der pater noster vor progen 8);
Er ist speleich 9) überzogen
Mit gestein vnd mit andern ding,
Das machent die übrigen 10) pfenning,
Die man armen leuten solt lan 11)

Als 12) sy zu dem Opfer gen 13) wil,
So ist das all ir sinn vnd fleis
Das nuer die pater noster gleis 14)
Fuer die andern verr vnd weyt
Also prangens wider streit 15)
Ir swanczen (swaczen?) ist gar manigerlay
Als einer henn mit ainem ay,
Die vil mee geschray pegat,
Dann ein que 16) mit dem chalb hat.

2. Von der welt verkern [1]).

E 2) da gingen 8) frawn nach glust 4),
Schön gedecket hals vnd prust,
Das sy sich nicht plos zaygten,
Auch ir antlucz schon sich naigten
Als die engel wol gezogen.—
— dy frawn nu plos gant 5)
Aufgerakcht 6) als ee dy man 7)
Das man schaw, was sy han.
Manige hat ein puesen lueg,
Man fuer dar durch mit dem phlueg,
Das man etwas sehen tuet,
Das vil pesser wer pehuet 8) u. s. w.

3. Von der welt gaukel [1]).

Frawn dy sicht man niden 2) han
Gar ze reich vnd oben plos,
Wann der sawm ist gar zu grosz,
Das an halben 3) wär ze uil;
Vnd zehant am mittern spil 4)
Ist der pauch gespenget in 5)
Als ein amayß in dem sin;
Hals vnd achsel gar geplost,
Dann 6) das haupt ist vber gros
Mit einem slayr, czuber prait.

4. Von dez chlosner tancz [1]).

Ez solt den frawn ein churtzweil sein,
Daz si schawnt durich vensterlein,
Daz ainer den andern letzzen tuet 2);
Zu sehen daz ist guet,
Da ein andrer wirt zu plawen 3),
Also ist den schönen frawen,
Den 4) ist wol mit zusehen,
Aber solt ez in 5) geschehen,
Daz ez in vmb di pinteu gie 6)
Als den gueten rittern hie,
So derhört man anderew mär;
Also sprach der Teychnär.

5. Von den falschen chonweiben [1]).

Ainer vragt mich der mär,
Waz der gröst valsch wär
Nach der werlt vnd wider got?
Da sprach ich: der gröst spot
Dez mich duncht in meinem wan,
Daz ist, wan ein trewer man
Hat ein weib an trewn hol 2);
Dis erpeut ims schon vnd wol,
Halsen, trawten 3), suezzew wort:
„Zaertel, syndel, lieber hort,
Chunig vnd chaiser in meinem hertzen;"
Also tut sew mit im schertzen,

---

4) Hoffart. 5) als vordem. 6) ging. 7) geht 8) weithin glänzen. 9) kunstvoll. 10) überflüßigen. 11) lassen. 12) Wann. 13) gehn. 14) glänze 15) wetteifernd. 16) Kuh.

1) Nr. 3013. Bl. 274 a. 2) Ehedem. 3) gingen gekleidet. 4) Lust, Freude. 5) gehen. 6) emporgestreckt. 7) Männer. 8) das eher verhüllt seyn sollte.

1) Nr. 3013. Bl. 276. 2) unten bey den Füßen. 3) an der Hälfte. 4) in der Mitte des Leibes. 5) eingespannt. 7) Alsdann ist.

1) Nr. 2074. Bl 159. b. 2) Beym Turnire verwundet. 3) zerbläut. 4) denen. 5) ihnen. 6) ginge.

1) Eheweibern. 2) treulos. 3) umarmen.

An dem pet oder anderswa,
Vnd gedencht im hertzen da:
„Daz du würtz 4) erstochen schir,
Daz ich wurd erlost von dir."
Weil er ir hie vor augen stat,
So hat sew saemleich parat 5)
Sam si in vor lieb well zechewen 6),
So geswur er: ez wär in trewen;
Wie gar leicht er chert den nachk,
So tutz im ymmer ein nach slach.
Mit der zung, vnd spottet sein,
Vnd leit 7) ander gesellen ein,
Div ir lieber sind dann er,
Vnd treit ezzen vnd trinchen her,
Vnd vergicht 8) den gesten zue:
„Ezzt vnd trincht vnd schaft ew rue,
Vnd sent sicher heut den tag
Vor meinem man, der ist ein zag."

Maniger spricht: ich red zu swär
Vnd zu scharffleich von den vrawen;
Dez ist nicht, daz lazz ich schawen:
Ez get pider vrawn nicht an,
Div sind ausgenomen davan;
Nvr div pösen, div ez treiben,
Vnd sich mit den dingen vnweiben,
Div sind mit der red gestrafft.

6. Von mynnern vnd pulärn [1]).

Pider weib sint noch genueg;
Es wer nicht ein rechter fueg,
Der all frawn schult vmb das,
Das die ein an alle trewe was;
Was mag das ein edel zwey 2),
Stet ein anders poß davey?

7. Von hochuärtigen weiben.

In Bayrn lant czwen ritter guet,
Wolten darumb nicht chrigen 1),
Das ire weyber sich zepiegen 2), —
Vmb ein vorganck das geschach.
Igleiche zu dem iren 3) sprach:
„Liebs mein chind, ich getraw dir wol,
Das du sulche scham icht dol 4)."
Da chamen die ritter an ein stat 5),
Vnd wurden freuntlich des zu rat 6).
Da sprach der ain: es wär nicht gut,
Daz wir vmb diesen vber muet
Vnser frewntschaft nu verhawen,
Habent es die weib geprawen 7),
So sull wir sy auch vechten lan.
Ruef wir ein stechen verr hin dan,
Sam wir selben stechen wellen —
So sullen wir die weib darstellen,
Recht sam wir es selben wärn.
Also chamen zu den märn.
Ritter vnd chnecht all zehant,
Was der waren in dem lant.
Da betwang yeder man sein weib,
Das sy legt an irn leib,
Was ein ritter wol perait 8),
Zu aym turney an im trait 9),
Damit zugens sy auf die wal 10);
Da erhueb sich ein grozzer schal,
Ir wainen was vnmassen groß,
Das dy samung 11) ser verdroß,
Wie 12) die ritter wainten so
— ◡ — ◡ — ◡ — 13)
Das es warn frawn pild.
Die ros wurden schiech 14) vnd wild
Von dem waynnen das ergie,
Vnd wolten zu ein ander nye,
Vncz das man erfur die mär,
Daz ygleichs ein fraw wär.
Da giengen ander frawn zue,
Vnd paten die czwen ritter nue,
Das sy di czwu frawn liezzen
Aller frumen frawn geniessen.
Vnd sew nämen von dem ringen.
Dar zu mocht die ritter nymant
pringen,
Vncz die frawn versunnen 15) das,
Das sy nymer mer chain has
Vmb den vorganck wolten han.
Also scholt ein iglich 16) man
Seinem weib die hochuart weren 2c.

C. Gleichnisse und Denksprüche.

1. Diemutickait wider vbermuet [1]).

Es geschach ainst ein wunder vor,
Das ain aych stund in aim geror 2)
In ainem wuetunden wag 3),
Die auch grosser sterckh pflag;

---

4) würdest. 5) so stellt sie sich an. 6) zerkeuen. 7) läßt. 8) spricht.
1) Nr. 3013. Bl. 220. b. 2) Zweig.
1) in Streit gerathen. 2) daß ihre Weiber sich verfeindet hatten. 3) zum Manne. 4) nicht duldest. 5) an einem Orte zusammen 6) berathschlagten. 7) gebräut. 8) wohlgerüstet 9) trägt. 10) zogen sie dieselben auf den Turnierplatz. 11) Versammlung. 12) das 13) fehlt ein Vers. 14) scheu. 15) versprachen. 16) jeder.
1) Nr. 3013. Bl. 143. a. 2) in einem Busch von Schilfrohr. 3) in reißendem Wasser.

Si was prait, lanfch vnd gros,
Vnd let 4) von wasser manigen stos,
Vnd mocht sich nicht genaigen, so noch
sust 5).
Do chom ein grosser wolkchen prust 6),
Vnd trueg die aych hin cze tal —
Vnd stuend das geror dannoch 7)
vberal
Die aych zu dem geror sprach:
Wie habt ir so gueten gemach,
Das ich so gros vnd lankch pin
Vnd tragent mich die gues 8) hin,
Vnd das euch nit laid geschiecht?
Do sprachen die rör „was du nicht,
Wir kunnen vns auf vnd nider han 9),
Vnd lassen die güß vber vns gan,
Darnach reck wir vns auf sider;
Du woltest dich nicht haben nider,
Dauon hast du vberlast
(Wie grosse sterkch du hast),
Vnd peleiben wir „also chlain, hie!“

2. Von dem grossen pauren, das nyemant der welt geuallen chan.

Ein pawr vber ein markcht rait
Der was gros, lanck vnd prait,
Vnd das rössel klein vnd smal
Dem paurn hingen die fues ze tal.
Paidenthalben auf das mos;
Do sprachen die lewt: „der reit ein
ros,
Es ist kleiner vil dann er,
Er trueg es vil leichter her,
Dann es in mag getragen.“
Da gedacht er ym: das wil ich wagen.
Da er an die herberg kam,
Das rössel er auf die achsel nam,
Vnd trugs hin wider durch die lewt;
Da sprachen sy: „nun wol mir heut,
Wer sach yee so spähen 1) syn,
Eyn pauer trait 2) sein roß dahin —
Ist eßz nicht ein fremder syt 3)?“
Da gedacht er: da pruef ich mit,
Das sich nymant senen schol
Aller welt gevallen wol. —

Yeder man treib sein pesten synn,
Vnd lacz sagen auf vnd nider, her
vnd hin!

3. Von dem main 1) swern.

Staech ygleich aid als ein dorn,
Jr würd so vil nicht gesworn,
Hat der Fräudanch ee gesait —
Vnd ist ein rechtew warhait.
Vinger aufrechen ist gar ring 2),
Aber waz ez schaden pring,
Daz wirt laider wenich gewegen 3);
Er verzeicht sich 4) gotez segen,
Vnd waz ze himel wonvng hat
Dez verlaugent er an der stat,
Vnd geit sich aller teuffel schar.

4.

1) Daz gürteltaubel 2) hat den oren (orden):
Wann ez hat sein genözzel floren,
Ez gezwait sich nymmer mer,
Vnd leit vngemach vnd ser 3)
Chlagent auf einem durren zwey —
— ᴗ — ᴗ — ᴗ —
Ez fleugt nymmer an div weit 4).
Wann dann chvmpt dez winter zeit,
So laet 5) ez als sein schons gevider,
Auf div erden vallen nyder,
Vnd fleugt in den walt dann 6);
Da beleibt ez den winder stan
In einem paum, der ist hol.
Wann der may dann chomen sol,
So hat es gemausset schon
Vnd fleugt aus dez waldes tron. —
Da pey man di witiben cheuset 7),
So sey einen man verleustet 8)
Si sol chains mer geruechen 9)
Vnd sol haimleich stet suechen
Da sey got gedienen chan.

5. 1)

Es ist gar ein hertte czeit
Wo herczen lieb pey liebe leyt,
Vnd habent des morgens nichts ze essen!
— alle freud wer en wicht
Wann die magen freud nicht wer.

---

4) litt. 5) auf keine Seite. 6) Wolkenbruch. 7) demungeachtet. 8) Wassergüsse. 9) haben, beugen.

1) lächerlichen, sonderbaren. 2) trägt. 3) neuer Gebrauch.

1) Meineid. 2) gering, leicht. 3) erwogen. 4) verliert.

1) Nr. 2074. Bl. 122. B. a. 2) S. die Sage von der Turteltaube in den Altdeutsch. Wäldern der Brüder Grimm. Bd. 3. S. 34 — 43. 3) Kummer. 4) in's Weite. 5) läßt. 6) von dannen 7) erkennt, prüft. 8) verliert. 9) begehren.

1) Nr. 3013. Bl. 197. b.

6.

Her salomon das lert,
Das sein weib vnd sein swert
Nyemant czaigen sol ze uil,
Ob er sew nicht fliesen 1) wil

7.

1) Was der mensch in herczen trag,
Es sey freud, es sey von clag,
Das mueß alles sampt hindan,
Wa liebs weib pey lieben man
So gar mynigklichen leit.
Czucht vnd scham auch stätten muet
Schol ein fraw in herczen pruetten 2)
Wann sy wil den schacz pehuetten.

8.

Wo man pey ein ander fund
Zucht vnd eer, guet vnd roten mund —
Da solt yeder man nach stellen.

9.

Wer sein czeit sol vertreiben
Mit alten poszen weiben,
Dem wer weger 1), er wer tot,
Ee er käm in grosze not.

10. 1).

Der ein alten wolf vieng
Vnd an einen galgen hieng,
Vnd darzue ein vbels, poß weib —
So sech nye chains menschen leib
So gar wol perußten (berüsteten) galgen.

11.

Wer sein orden 1) recht pehalt 2)
(Welcher lay er ordens walt),
Der get gen perg in das himelreich;
Vnd wer da lebt vnordenleich
Nach dem leib, der get hin ab.

12.

Ez waz ein sprichwort manig zeit:
wer den morgen frue verleit,
Der hat den gantzen tag versaumet.

13.

Vbrige eer ist halbe schant,
Das hort ich ye dy weisen sagen.

14.

Mynn, sangck vnd ritterschaft,
Wolgeczogen vnd warhaft,
Wer des pfligt 1), der ist ein man.

15.

Lebet ich tausent iar in ern
Vnd vil 1) nuer aynig mal in schant,
Das wurd weyter vil peckant,
Dann die tausent guetten iar.

---

1) verlieren.

1) Nr. 3013. Bl. 41. a. 2) sorgsam pflegen.

1) besser.

1) Nr. 3013. Bl. 195. a.

1) Amt, Geschäft. 2) verrichtet.

1) treibt.

1) fiele.

Vierteljähriger Bericht
über
die im Laufe des Jahrs 1818 in den österreichischen Staaten erschienenen Bücher.

Theologie und Erbauungsschriften.

Katechetische Beyträge zur nähern Anwendung der christkatholischen Glaubens- und Tugendlehre etc., von Georg Klinger. Pesth. 1818. 8. Hartleben.

Der Verfasser, welcher früher siebzehn Jahre Katechet zu Karlsbad war, sorgt in diesem Werkchen für die in Jahren vorgerückteren Töchter gebildeter Familien, denen der religiose Elementar-Unterricht nicht mehr genügt. Er bestrebt sich, die Glaubens- und Sittenlehre der christkatholischen Religion vollständig und zusammenhängend dergestalt zu entwickeln, daß der Religionslehrer bey jedem Paragraphe Stoff finde, den Verstand und das Herz der Zöglinge zu bilden. Das System der christlichen Sittenlehre subsumirte er unter das Gebet des Herrn und den englischen Gruß. Die angeschlossenen Fragen über die Sittenlehre Jesu, wie auch die Bibelsprüche zur Selbstprüfung und Denkübung, wird man zweckmäßig finden.

Geschichte der Religion Jesu Christi, von Fried. Grafen zu Stolberg. Neue Ausgabe. 13ter Theil. Wien. 1818. 8. Gerold. Hamburg, Perthes und Besser.

Fortsetzung dieses für die katholische Literatur merkwürdigen, mit einer seltenen Gelehrsamkeit und Benützung kirchlicher Quellen durchgeführten Werkes. Der Verfasser erzählt von der allgemeinen Kirchenversammlung zu Constantinopel 381, bis zur Theilung des Reichs 395. Um diese Periode gehörig aufzuhellen, schließt er das Leben zweyer Väter der Kirche an, welche auf ihre Ausbildung entschieden einwirkten, des heiligen Hieronymus und Augustinus.

Reden für die heilige Fastenzeit von Peter Paul Leiter. Grätz, 1818. 8. Ferstl.

Die sechs Sünden in den heiligen Geist sind das von dem Verfasser für die Fastenzeit gewählte Thema, welches er mit vielem Aufwande von Declamation, aber weniger Gründlichkeit durchführt.

Die Vorfeyer des Reformations-Jubel- und Dankfestes in Wien, von Moritz Ferdinand Schmaltz. Wien. 8. Gerold.

Die Aufgabe des Verfassers war, ein Vorbereitungsfest und ein Jugendfest zu veranstalten. Ersteres sollte durch die Rede, letzteres durch die Katechisation über den Namen und eigenthümlichen Geist der evangelischen Kirche geschehen; für den Leser aber fügt er statt der Katechisation eine beym Hauptfest gehaltene Trauungsrede bey. Was der Verfasser

über die Reformation und insbesondere über Luther sagt und sagen durfte, beurkundet am besten den in Oesterreich herrschenden Geist der Duldung, welche Eigenheiten und selbst Einseitigkeiten schont, so lange sie nicht offenbar anfeinden.

Rede und Gebet bey der Einweihung des Denkmals auf dem Schlachtfelde zu Kulm, von R. Eylert. Leitmeritz. 1818. 8.

Diese Rede drückt in einer feurigen, würdigen Sprache, religiöse und patriotische Gefühle aus, und schließt mit Segenswünschen für die hohen Sieger. Der Ertrag des Werkchens ist für die Armen bestimmt.

Systema Theologiae pastoralis, concinnavit Thomas Jos. Powondra. Tom. I. 1818. 8. Geistinger.

Der Verfasser, welcher seinen Vorgängern volle Anerkennung ihrer Verdienste wiederfahren läßt, strebt in seinem Werke indeß nach einer noch strengeren systematischen Behandlung, als er bey denselben vorfand. Da die Pastoraltheologie in Böhmen und Mähren in lateinischer Sprache vorgetragen wird, schrieb er in dieser Sprache, und zwar besser und correcter, als es in Compendien und Schulbüchern zu geschehen pflegt.

Handbuch der mosaischen Religion, von Peter Beer. 2ter Kurs. 1ste Abtheil. Prag, 1818. 8.

Der zweyte Kursus dieses Religionsunterrichtes ist für reifere Jünglinge bestimmt, und da er ein für sich unabhängiges Werk bildet, vorzüglich aus dem Grunde dem ersten voraus geschickt worden, damit die Hörer der philosophischen Studien mosaischen Glaubens, die dort keinen besonderen Religionsunterricht erhalten, bereits früher in den höheren Humanitätsklassen diesen Unterricht erhalten können.

Andachtsbuch für gebildete Familien ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses, von Jak. Glatz. 3te Auflage. Wien, 1818. 8. Heubner und Volke.

Diese dritte Auflage erhielt einen Zuwachs religiöser Gesänge.

Erklärung aller in dem vorgeschriebenen Evangelienbuche vorkommenden Evangelien. Zum Gebrauche für Katecheten, Lehrer und Schüler. Von Johann Michael Bernhard, des hohen Erz- und Domstiftes zu St. Stephan Scholaster und infulirtem Prälaten, fürsterzb. Consistorial-Rath und Oberaufseher der deutschen Schulen. Wien, 1818. 8. Schulbücher-Verschleiß.

Dem Texte jedes Evangeliums geht eine kurze Inhaltsanzeige voraus, die Anmerkungen oder Erläuterungen sind zu Ende desselben. Die in den Evangelien enthaltenen Glaubens- und Sittenlehren sind insbesondere herausgehoben, und in kurzen Sätzen anschaulich gemacht. Eine wahrhaft christliche Sittenlehre, gedrängte und doch klare Entwicklung der vorzüglichsten Glaubenswahrheiten zeichnen dieß empfehlenswerthe Werk vor Unternehmungen ähnlicher Art aus.

Lebensgeschichte Jesu, mit lehrreichen Bemerkungen und sittlichen Anwendungen. Zum Gebrauch für Schulen &c. Von Joh. Michael Leonhard. Wien, 1818. 8. Anton Doll.

Dieses Buch umfaßt die Lebensgeschichte Jesu so vollständig, als sie Kinder brauchen, welche die Erlösung als ein Werk der unendlichen Liebe und Weisheit Gottes erkennen und betrachten lernen sollen. Dem Wesen nach erschien die Lebensgeschichte schon in den vortrefflichen Christenlehren des Verfassers; nun aber wurde sie in Paragraphen eingetheilt, und Kinder wie Erwachsenen lehrreich gemacht. Die sittlichen Anwendungen finden sich an dem Ende eines jeden Paragraphes, um den Zusammenhang des historischen nicht zu stören. Katecheten und Lehrer können diesem Werke ihre Aufmerksamkeit um so weniger entziehen, als es mit der ausgezeichneten Geschichte des alten Bundes für die katholische Jugend enge zusammenhängt.

Anhang zu der Religionsschrift: Vertheidigung der Religion überhaupt und der katholischen insbesondere. Verfaßt von Aemilian Janitsch. Wien, 1818. 8. Anton Strauß.

Der Verfasser beschließt sein Religionswerk, indem er die Lehre der römisch-katholischen Kirche von den heil. Sacramenten behandelt, und auf diese Weise die Bedeutenheit und Gemeinnützigkeit seiner Schrift zu erhöhen trachtet.

Rechts- und Staatswissenschaft.

Theoretisch-praktische Anleitung zur Behandlung der Erbschaftssachen &c., von Dominik Kostetzky. 1. und 2. Theil. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. Wien, 1818. 8. Mösle.

Die bereits vergriffene erste Aufgabe dieser fleißigen und mit Gründlichkeit bearbeiteten Schrift bewog den Verfasser, eine zweyte zu veranstalten. Mehrere der wichtigsten Materien, welche vorhin nur berührt, oder bey der ersten Auflage, die gleich nach dem bürgerlichen Gesetzbuch erschien, unrichtig aufgefaßt waren, sind nunmehr umständlich abgehandelt und berichtigt, neuere Vorschriften beygefugt, überhaupt aber das Ganze in nähere Ordnung und Verbindung gebracht.

Das politische Verhältniß der verschiedenen Gattungen von Obrigkeiten zum Bauernstande im Erzherzogthume Oesterreich unter der Enns, von J. D. E. Grafen von Barth-Barthenheim. I. Theil. I. Band. Wien 1818. 8.

Dieser Versuch, wie ihn der bescheidene Verfasser nennt, schließt sich den gelehrten Bemühungen Hauers und Rößlers um das Unterthansfach rühmlichst an. Er muß um so willkommener seyn, als das neue bürgerliche Gesetzbuch mehrere Veränderungen in dem Verhältnisse zwischen Obrigkeit und Unterthan herbeyführte, und die Lehre von den Dominikal-Gütern und Gülten &c., von den berührten Schriftstellern entweder gänz-

lich, oder doch zum Theile übergangen wurde. Uebrigens standen dem Verfasser als österreichischem Geschäftsmanne re che und lautere Quellen offen.

Abhandlung über den Kaufvertrag nach dem österreichischen bürgerlichen Gesetzbuche ꝛc., von Georg Scheidlein. Wien, 1818. Mösle.

Der Verfasser trägt alle den Kaufvertrag betreffenden Bestimmungen, welche sich in den verschiedenen Abtheilungen des österreichischen Gesetzbuches zerstreut befinden, im Zusammenhange vor. Die Vorschriften selbst erläutert er durch lehrreiche Beyspiele; Fragen, welche das Gesetzbuch nicht ausdrücklich entscheidet, beantwortet er aus allgemeinen Rechts-Grundsätzen, so wie aus der Rechts-Analogie, und wo diese mangelt, aus dem Naturrechte, und macht zugleich auf die sichernden Cautelen aufmerksam. Die Rückblicke auf das frühere, in Westgalizien verbindlich gewesene Gesetzbuch, das preußische Landrecht, den französischen Civil-Codex, und das römische bürgerliche Recht, vermehren die Vorzüge dieses Werkes.

Theoretisch-praktischer Commentar über das allgemeine bürgerliche Gesetzbuch, für die gesammten deutschen Erbländer der österreichischen Monarchie. Von Dr. Michael Schuster. 1ter Band. Prag, 1818. 8. Scholl.

Das österreichische allgemeine bürgerliche Gesetzbuch, dieses ehrenvolle Monument der vorherrschenden Intelligenz und Bildung, wird hier von einem Manne commentirt, welcher sich durch Scharfblick, Gelehrsamkeit und Erfahrungen rühmlichst auszeichnet. Daß ohngeachtet des vortrefflichen Commentars des würdigen Hofrath Zeillers, dieser, und nach ihm noch mehrere an den Tag treten können, geht aus der Natur der Sache hervor. Der 1. Band enthält eine gehaltvolle Vorrede, das Kundmachungspatent mit Anmerkungen, und zergliedert sodann 43 Paragraphe des Gesetzbuches

Darstellung des ungarischen Privatrechtes ꝛc., bearbeitet von Johann von Jung. 1—3 Band. Wien, 1818. 8. Bauer.

Der Verfasser benützte die Werke Kelemen's, Georch's, Kövy's, Fleischhacker's, u. a., um den deutschen Bewohnern Ungerns eine vollständige und populäre Uebersicht der ihren privatrechtlichen Zustand bestimmenden Gesetze zu verschaffen; eine Unternehmnng, die den Dank aller Oesterreicher verdient. Das Werk, dessen vierter nnd letzter Band bald erscheinen soll, zerfällt in vier Bücher, von I. Personen, II. Sachen, III. Verträgen, und IV. Gerichten und Prozeßordnung; abweichend von Werböz, Kövy, und Kelemen. Die Sprache könnte reiner und deutlicher seyn.

Eine Akzie der österreichischen National-Bank, von J. L. Hestermann. Wien, 1818. 8. Strauß. Gerold in Kommission.

Der Verfasser entwickelt mit Klarheit und Gründlichkeit die Vortheile, welche die Theilnehmer an der österreichischen Nationalbank von



ihrer Kapital-Einlage zu erwarten berechtigt sind; und hellt den Zweck und die Operationen dieser Anstalt auf. Er erweiset, daß die österr. National-Bank mehr, als jedes andere Institut geeignet sey, ihren Theilnehmern den Genuß beträchtlich hoher jährlicher Zinsen für ihr Einlags-Kapital unter dem Namen einer Dividende zu verschaffen, und wie auch abgesehen von dieser immer größer werdenden Dividende sich der Kapitalswerth einer Akzie mit jedem Jahre erhöhe.

Bemerkungen über einige der wichtigsten Vorsichten, welche bey der Prüfung der Kaufsanschläge ꝛc. zu beobachten sind, von Cajetan Wanggo. Grätz, Kienreich. 1818. 8.

Eine Abhandlung, deren Tendenz ist, Kaufs- oder Pachtlustige zu Berücksichtigungen zu leiten, welche beym Kaufe und Wiederverkaufe unbeweglicher Realitäten allein Betrug und Schaden entfernen können. Der Verfasser benützt zu diesem Zwecke die darüber handelnden Schriften, und ergänzt und bekräftigt sie mit seinen vieljährigen Erfahrungen.

Fortsetzung der von Joseph Kropatschek verfaßten Sammlung der Gesetze. Herausgegeben von Wilh. Gerhard Goutta. 36ster Band. Wien, 1818. 8. Mösle.

Der Band begreift die politischen und Justiz-Gesetze, welcher unter der Regierung Sr. Majestät, Kaisers Franz I., vom 1. Jänner bis letzten Junius 1816 in den sämmtlichen kaiserlichen Erblanden erlassen worden sind, in chronologischer Ordnung.

Sammlung der allerhöchsten Patente und Vorschriften in Stämpelsachen, von J. D. Schwarz. Wien, 1818. 8. Gerold.

Eine fleißige Zusammentragung aller auf den Stämpel sich beziehenden Verordnungen und Patente. Die Verordnungen reichen bis zum Jahre 1818. Herr Schwarz, welcher bey dem Stämpelgefälle bedienstet ist, war dadurch in die Lage gesetzt, seinen Gegenstand möglichst zu erschöpfen.

Arzneywissenschaft.

Dr. Leopold Anton Gölis praktische Abhandlungen über die vorzüglichern Krankheiten des kindlichen Alters. 2ter Band. Wien, 1818. 8. Gerold.

Dieser zweyte Band, dedicirt dem Herrn Staats- und Conferenzrathe Freyherrn von Stifft, handelt vom innern chronischen Wasserkopf und den verschiedenen Arten des äußern Wasserkopfes. Der Verfasser beginnt mit den Leiden des Hauptes. Er sammelte seine Diagnose aus der sorgfältigen Reihung und Ordnung aller Erscheinungen, paßte seine Indication genau dem Ursächlichen des Leidens an, und schöpfte seine Therapie aus der Indication und genauen Würdigung der kindlichen Organisation, indem er den Weg einer rationellen Kritik eigener und fremder Erfah-

rung einschlug. Verzichtend auf die zweifelhaften Ausbeuten der Speculation will er dem praktischen Arzte und der leidenden Menschheit etwas seyn.

Abhandlung von dem auffallenden Nutzen des kalten und lauen Wassers in einigen Fieberkrankheiten und dem Scharlach, von Anton Fröhlich, Leibarzt. Wien, 1818. 8. Gerold.

Der Verfasser setzt in dieser Abhandlung die wohlthätigen Wirkungen des kalten und lauen Wassers durch Baden, oder Begießen beym Typhus und Scharlach auseinander; indem er die von Dr. James Currie gemachten Entdeckungen gehörig beobachtete. Nachträglich erzählt er, wie er binnen sieben Wochen durch die Anwendung des kalten Wassers einen jungen Mann, der an schwerer Hypochondrie litt, vollkommen herstellte.

Philologie.

Ideen über unsere Erasmische Aussprache des Altgriechischen. Wien, bey Schalbacher. 1818. 8.

Der belesene, denkende Verfasser behauptet, daß die verdrängte Reuchlin'sche Aussprache sich wenig von der klassischen entferne, oder doch weniger als die Erasmische; es sey die neugriechische Aussprache der Consonanten, Vocale und Diphthongen, wie auch die Leseweise der Prosa nach Accenten größtentheils attisch oder hellenisch. Er beruft sich auf die Ansichten der Sprachforscher Martinus, Schmid, Muretus, Justus Lipsius, Wetstenius, Primatt u. a., und verfolgt prüfend und vergleichend die Daten der Aussprache aus den neueren Zeiten bis zum Alterthum.

Geschichte.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit, vom Tode Friedrich des Großen, bis zum zweyten Pariser Frieden, von Joseph Freyherrn von Hormayr. Zweyter Band. Wien. Härter. 1818. 8.

Fortsetzung dieser mit besonderer Berücksichtigung Oesterreichs durchgeführten Geschichte, welche sich eben so sehr durch Neuheit der Ansichten, als eine blühende, kräftige Schreibart auszeichnet.

Philosophische Geschichte der Menschen und Völker, von Fr. Mich. Vierthaler, k. k. Rathe. 6ter Band. 1818. Gerold. 8.

Lang erwartete Fortsetzung des mit allgemeinem Beyfall im In- und Auslande aufgenommenen Werkes. Es wird dieser Theil auch unter dem Titel: Geschichte der Griechen, 1ter Band, ausgegeben. Er verbreitet sich über die ältere Geschichte dieses Volks, bis zur Zeit des Messeniers Aristomenes. Klarheit der Darstellung, und eine durch keine der Hypothesen neuester Zeit bestochene Ansicht des Alterthums empfehlen diese gründliche Arbeit.

Staatengeschichte des Kaiserthums Oesterreich, von der Geburt Christi bis zum Sturze Napoleon Bonaparte's, von Julius Franz Schneller, 3ter Theil. Grätz, 1818. Miller. 8.

Der Verfasser, welcher in den frühern zwey Bänden die Geschichte Ungerns und Böhmens vor ihrer Vereinigung zu jenem großen Staatskörper, welcher jetzt Oesterreich bildet, entwickelte, gibt hier in derselben Art die bis zum Jahre 1526 reichende Geschichte der Steyermark. Bey vielen glücklichen Ansichten und treffenden Bemerkungen ist dieses Werk doch durch manche Irrthümer im Detail, durch parteyische Verkleinerung fremden Verdienstes, durch gehäufte Aufstellung schiefer, oft ganz falscher Maximen, und eine nach Schmuck und Glanz des Ausdrucks mehr als billig haschende Schreibart entstellt.

Europens Umwälzungskriege durch Frankreich rc., dargestellt von Czösch. 1818. Strauß.

Die zweyte Periode dieses wackeren Tabellenwerkes, welches Sr. k. Hoheit dem Kronprinzen zugeeignet ist, umfaßt den Zeitraum von 1803 — 1815 (Kaiserreich). Alle denkwürdige Begebnisse, Kriege, Verhandlungen, Friedensschlüsse rc., sind vollständig aufgeführt, und auf eine eben so zweckmäßige, als originelle Art für den Ueberblick dargestellt.

Kurze Uebersicht der allgemeinen Weltgeschichte. Herausgegeben von Th. Em. Hohler. Wien und Triest. 1818. 12. Geistinger.

Herr Hohler, der gelehrten Welt bekannt durch mehrere politische und staatswirthschaftliche Abhandlungen, erläutert in vorliegendem Werkchen den bildlichen Strom der Zeiten. Es enthält eine Einleitung in die Geschichte, eine Erklärung des Stromes, endlich eine kurze Uebersicht der Weltgeschichte.

Uebersicht einer Urgeschichte der Welt und des Menschen rc., von Johann Konrad. Wien und Prag, 1818. 8. Haas.

Der Verfasser wollte etwas beytragen zur Ergründung des Ursprunges menschlichen Daseyns, zur Aufhellung des ersten Schauplatzes und zur Anregung des Forschungsgeistes, vorzüglich bey jüngern Leuten. Wie der Verfasser historischen Boden gewinnt, wird er achtbar; aber der Scharfsinn und die Idealität des Philosophen scheinen ihm zu mangeln, die bey ähnlichen Werken mit Recht erfordert werden.

Memoires der Madame Manson rc. Wien, 1818. 8. Strauß.

Der Prozeß, welchen Fualdes Ermordung nach sich zog, beschäftiget zunächst Frankreich, dann aber auch ein zahlreiches Publikum in dem übrigen Europa, welches die Ereignisse mit aufmerksamerem Auge verfolgt. Madame Manson, welche auf eine sonderbare Art in den entsetzlichen Vorgang verwickelt ist, concentrirt auf sich das Interesse. Vorliegende Memoires sollen von ihr selbst verfaßt und an ihre Mutter, Madame Enjalran, gerichtet seyn. Der Pariser Stenograph gibt sie

unverändert, doch mit unentbehrlichen Anmerkungen. — Die Uebersetzung ist gut.

Erdbeschreibung und Statistik.

Kleine Geographie des österreichischen Kaiserstaates, zum Gebrauche in den höheren Klassen der Mittelschulen und bey dem Privatunterrichte, von Joseph Max Freyherrn von Liechtenstern. Wien, 1818. 8. Bauer.

Dieses Werk soll weder ein mageres Compendium, noch ein umfassendes vollständiges Handbuch seyn. Der Verfasser beginnt dasselbe mit einer geschichtlichen Uebersicht des Ursprungs und ferneren Ausbildung des Kaiserstaates, und geht sodann auf die historisch=geographisch=topographische Beschreibung seiner Bestandtheile über. Jeder Abschnitt enthält zugleich eine kurze Uebersicht der Hilfsmittel zur nähern Kenntniß des abgehandelten Landes, sowohl an Karten, als gedruckten Werken, und endet mit allgemeinen, das Ganze umfassenden Bemerkungen. Dabey ist ein Inhalts= und Ortsverzeichniß. Ein um so erfreulicheres Werk, da einerseits die Monarchie in geographischer Beziehung sehr verändert wurde, andererseits aber, die ausländischen Werke über Oesterreich unrichtig sind.

Schöne Wissenschaften.

Geschichte der schönen Redekünste Persiens ꝛc., von Joseph von Hammer, k. k. Hofrath ꝛc. Wien, 1818. Heubner und Volke. gr. 4.

Ein Werk, welches dem Verehrer der Kunst ein ihm größtentheils neues Gebiet aufschließt, und als einer der wichtigsten Beyträge zur Darstellung des Ganzen der orientalischen Poesie betrachtet werden muß.

Padmana. Trauerspiel in fünf Aufzügen, von F. A. Kanne. Wallishauser, 1818. 8.

Weder in den früheren Erzeugnissen des Herrn Kanne, noch in diesem seinen letzten, lassen sich schöne dichterische Anlagen verkennen. Statt besonnener Ausdauer treffen wir indeß auch hier oft nur Eile und Unsicherheit. Manche Partien aber versöhnen durch wahrhafte Schönheiten.

Aglaja, ein Taschenbuch für das Jahr 1818. 12. Vierter Jahrgang. Wien. Wallishauser.

Dieses durch äußere Schönheit und Zierlichkeit ausgezeichnete Taschenbuch enthält zwar einige sehr gelungene Beyträge; doch wird im Ganzen der Inhalt von der äußern Ausstattung weit übertroffen; auch sind die von John gelieferten Kupfer nicht so gelungen, wie in den früheren Jahrgängen. Bey größerer Strenge in der Wahl der Aufsätze, kann sich dieses Taschenbuch zum vorzüglichsten in Deutschland erheben.

Malerisches Taschenbuch für Freunde interessanter Gegenden, Natur= und Kunst=Merkwürdigkeiten der österreichischen Monarchie. 6ter Jahrgang. Wien, 1818. 12. Anton Doll.

Mit diesem Bändchen schließt sich ein Werk, welches in vieler Hinsicht dem Freunde des Vaterlandes eine angenehme Erscheinung war.

Huldigungen der Gottheit, dargebracht in sieben Gesängen, von A. Pollak. Wien, 1818. 8. Wallishauser.

Metrische Nachbildungen der Schir=Hajichod (Gesänge der Einheit Gottes), des Samuel Chasid. In diesen Gesängen herrscht der religiöse, gotterfüllte Geist, welcher den Ebräern vor allen übrigen Völkern des Alterthums eigen, und der allein fähig ist, die Gottheit würdig darzustellen. Hr. Pollak hat das Original mit verständiger Freyheit, mit Sachkenntniß und im edlen Style bearbeitet, obgleich einige Härten sich eingeschlichen.

Malerische Reise auf dem Waagflusse in Ungarn. g. 4. Nro. I.

Es ist eine äußerst glückliche Idee der wackeren Künstler Fischer und Schlotterbeck, anziehende Ansichten vom Anfange der Waag, bis zu ihrem Ausflusse in die Donau, dem Publikum mitzutheilen. Die Zeichnung ist von Fischer, die Ausführung von Schlotterbeck, in Tuschmanier mit Farben, voll eigenthümlichen Reizes. Wenn die sechs zu erwartenden Hefte dem ersten entsprechen, kann dieses Unternehmen die Zahl österreichischer Prachtwerke vermehren. Die vier Blätter enthalten Sered, den Paß Markitta, Ovar und Betzko, wo der siebenbürgische Woywode Stiborius sein Unwesen trieb. Dabey ist eine gedrängte Beschreibung in deutscher, französischer und ungrischer Sprache.

Oekonomie.

Anleitung zu beträchtlichen Holzersparungen bey den Bräuhäusern, verfaßt vom Ritter von Lewenau. Zweyte verbesserte Auflage. Wien, 1818. 8. Mösle.

Diese Schrift, welche im Jahre 1802 von der k. k. Gesellschaft des Ackerbaues und nützlichen Künste in Mähren herausgegeben wurde, und welcher die Aufmerksamkeit und Belobung der Behörden zu Theil ward, erscheint nun in einer zweyten Auflage, um, wie es ihre bewährte Gemeinnützigkeit verdient, weiter verbreitet zu werden. Sieben Tafeln, gezeichnet vom Architekten Hardtmuth, sind zur Verdeutlichung beygefügt.

Ueber die Zertheilung der Gemeinweiden ꝛc. Pesth, 1818. 8. Hartleben.

Zwey von der k. k. Ackerbaugesellschaft in Kärnten herausgegebene Abhandlungen, wovon die erste den von ihr ausgesetzten, sich auf diesen Gegenstand beziehenden Preis, die zweyte das Accessit erlangte.

Trost und Rath für Landwirthe in Mißjahren, und Landesnöthen, von Joh. Carl Unger. Wien, 1818. 8. Beck.

Der Zweck dieser Schrift ist, Trost und Belehrung des Landmannes, damit er Mißjahre leichter trage und den Feinden seines Fleißes begegnen lerne. Gegenstände, die der Verfasser im, durch Erfahrungen und Beobachtungen gestärkten Auge hat, sind: feindliche Naturbegebenheiten, Krankheiten des Getreides, Verbreitung von Unkräutern, Vermehrung und Erscheinung schädlicher Thiere, und Ursachen, die das Brotkorn vertheuern.

Zeitschriften.

Theologische Zeitschrift. Herausgegeben von dem k. k. Hof- und Burgpfarrer Dr. Jakob Frint. 6ter Jahrg. 1. Band. Wien und Triest, 1818. 8.

Der gelehrte Herausgeber dieser für die Bildung katholischer Theologen wichtigen Zeitschrift setzt seine verdienstlichen Bemühungen fort. Vorliegendes Heft enthält I. die Missionär-Legende, vom Dr. Hochenegger. II. Ueber Empirie und Speculation in den theologischen Studien. III. Einige Bedenken über religiöse Schriften ohne Unterschied der Confession, von Dr. Jakob Frint. IV. Bemerkungen über den oft angeregten Vorschlag: die Landessprache in der Liturgie einzuführen, von Dr. Hoheneger. V. Fortsetzung der Betrachtungen über das Wirken Johann des Täufers, von Joseph Pletz. VI. Predigt auf den siebzehnten Sonntag nach Pfingsten, von Ignatz von Schumann. VII. Literarische Anzeige von der Schrift: Seitenstück zur Weisheit Dr. Martin Luthers 2c.

Medicinische Jahrbücher des österr. Kaiserstaates. Vierten Bandes drittes Stück. Wien, 1818. 8. Kupfer.

Die Jahrbücher, eine Zierde unserer Literatur, werden fortgesetzt herausgegeben von den Direktoren und Professoren der medicinischen Facultät zu Wien. Sie enthalten Abhandlungen und Recensionen, und insbesondere Verordnungen, welche die Organisation des Medicinalwesens im österreichischen Kaiserstaate bestimmen.

Medicinisch-chirurgische Zeitung. Fortgesetzt von Ehrhart. 1818. Salzburg. 8.

Erhält sich in ihrer anerkannten Vorzüglichkeit.

Oesterreichische militärische Zeitschrift. 1. 2. und 3. Heft. Wien, 1818. 8. Strauß.

Eine Zeitschrift, welche nach vierjähriger Unterbrechung wieder auflebt, und ihren alten Ruhm bewährt. Zu den vorzüglichsten Aufsätzen gehören: der Auszug aus Vaudoncourt's Geschichte der Feldzüge in Italien in d. J. 1813 und 1814 mit Anmerkungen; des Prinzen Eugen von Savoyen Original-Korrespondenz, oder der Sieg bey Turin, und Italiens Eroberung; Suwarow's Originalien (Bruchstücke, die der Feldmarschall theils dictirte, theils mit eigener Hand aufsetzte); über

den Einfluß der Schriften des Herrn von Jomini (Rede des Herrn von Butturlin, begleitet von patriotischen und tüchtigen Bemerkungen); der Feldzug in den Niederlanden 1794; Betrachtungen über die französische Taktik, die republikanischen Generäle und Soldaten. Antwort auf die im Januarheft 1817 der europäischen Annalen enthaltenen Bemerkungen über den Feldzug Sr. kais. Hoheit des Erzherz. Karl im Jahr 1796; freymüthig, treffend und durchaus männlich und gründlich. Mit diesen drey Heften ist der erste Band der erneuerten Zeitschrift geschlossen.

Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst. Wien, 1818. 4. Strauß.

Eine durch gehaltvolle Gründlichkeit und den seltenen Reichthum ihres Inhalts ausgezeichnete Zeitschrift, besonders für österreichische Geschichte, im weitesten Sinne des Wortes, von Wichtigkeit.

Geist der Zeit. 1818. 8. Wien. Franz Härter.

Eine größtentheils aus fremden Zeitschriften gezogene Sammlung interessanter Aufsätze historischen und politischen Inhalts, das Interesse der Gegenwart in mannigfaltiger Hinsicht berücksichtigend

Erneuerte vaterländische Blätter für den österreichischen Kaiserstaat. 1818. 4. Januar und Februar. Wien. Strauß.

Dieser bereits durch eine Reihe von Jahren bestehenden Zeitschrift, in welcher Gegenstände des mannigfaltigsten Interesse für den Freund des Vaterlandes ihre Stelle finden, ist nunmehr eine Chronik der österreichischen Literatur, und ein der Literatur und Kunst gewidmetes Intelligenzblatt beygegeben. Den Eingang der Blätter dieses Jahrganges eröffnen interessante Auszüge aus den Berichten und Briefen der nach Brasilien abgeschickten österreichischen Naturforscher. Chronik und Intelligenzblatt sind dem gebildeteren Oesterreicher eine erfreuliche Zugabe, indem sie die Leser mit den neuesten Erscheinungen sogleich bekannt machen.

Hesperus, ein Nationalblatt für gebildete Leser, herausgegeben von Christian Karl André. 1818. 4. Prag. Calve.

Die zahlreichen Verbindungen des Herausgebers im In- wie im Auslande setzen ihn in die Lage, den Hesperus hauptsächlich mit Originalaufsätzen zu versehen die sich auf Vaterlandskunde, Wissenschaft und Kultur beziehen. Im Januarhefte findet man ein anziehendes Fragment: Schiller vor Gericht.

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode. Wien, 1818. 8. Strauß.

Diese bereits im dritten Jahre bestehende Zeitschrift, seit ihrem Entstehen durch geschmackvolle Auswahl der Moden-Zeichnungen die erste Deutschlands, und reich an gehaltvollen Aufsätzen über verschiedene Gegenstände der Literatur und Kunst, hat mit dem gegenwärtigen Jahrgange eine sich noch mehr über Kunstkritik verbreitende Richtung genommen, und ist eben so sehr durch Mannigfaltigkeit als durch die strenge Gründlichkeit

ihrer Beurtheilungen, insbesondere jener über die Schaubühne, empfehlenswerth.

Allgemeine musikalische Zeitung, mit besonderer Rücksicht auf den österreichischen Kaiserstaat. 1818. 4. II. Jahrgang. Wien. Steiner.

Enthält Anzeigen und Beurtheilungen der öffentlichen und Privat=Musiken, Miscellen, Vorschläge und Andeutungen zu einem besseren Zustande der Tonkunst, einen Ueberblick theatralischer Leistungen, Erfindungen, Biographien und Nekrologe berühmter Tonkünstler und Tonsezzer, Correspondenz=Nachrichten ꝛc. Besonders löblich ist es, daß die Zeitschrift auch die Kirchenmusik berücksichtiget.

Der Sammler. 1818. 4. Strauß.

Der Sammler hat, wie in den früheren Jahren, meistentheils Auszüge aus ausländischen Taschenbüchern und Zeitschriften, mitunter einheimische Erzählungen und Gedichte, dann Kritiken der hier gegebenen Theaterstücke und Opern, und Berichte von fremden Bühnen.

Beyträge zur Bildung für Jünglinge. 2tes Bändchen. Wien 1818. 8. Franz Härter.

Die Zeitschrift begann im vorigen Jahre, der zweyte Band übertrifft an Gehalt den ersten. Zweckmäßige Uebersetzung griechischer und römischer Schriftsteller, Auszüge aus den vorzüglichsten Werken der Deutschen, philosophische, historische und poetische Arbeiten von Anton von Spaun, Ottenwald, Mayrhofer, Kreil (Verfasser der Mnemosyne), Renner ꝛc., bilden den Inhalt. Die Zeitschrift äußert unverkennbar die Tendenz, unter der Jugend Bildung und Liebe zum Vaterlande zu verbreiten.

Oekonomische Neuigkeiten und Verhandlungen ꝛc., herausgegeben von Christ. Carl André. Prag, 1818. 4. Calve.

Für den Oekonomen von vielem Werthe. Das Januarheft enthält: Mittheilungen der k. k. mährisch=schlesischen Gesellschaft des Ackerbaues, zu beherzigende Notizen für den Feld= und Futterbau, die Fellenberg'sche und Ugazy's Säemaschine; etwas über die Lungenentzündung des Rindviehes, und die Anwendung des heißen Eisens in derselben. Von Dr. Schwarz. Getreidepreise ꝛc.

Der Aufmerksame. 1818. 4. Grätz.

Eine Beylage der Grätzer Zeitung; besteht aus ökonomischen, literarischen Aphorismen, Charaden, Beurtheilungen der zu Grätz gegebenen Theaterstücke ꝛc.

Karinthia. 1818.

Beylage der Klagenfurter Zeitung. Wie der Aufmerksame, durch manche gelungene Aufsätze empfehlenswerth.

Briefe des neu angekommenen Eipeldauers ec. Jahrg. 1818. Wien. 8. Rehm. 1. und 2. Heft.

Die Briefe beschäftigen sich in ihrer originellen, satyrisch-humoristischen Manier und üblichen wienerischen Volkssprache, die Sitten, Thorheiten und Ereignisse des Tages darzustellen, und wissen das Interesse, das sie früher einflößten, zu behaupten.

Wiener allgemeine Theaterzeitung. 1818. 4. Akkermann. 11. Jahrg.

Von diesen Blättern, welche Herr Adolf Bäuerle redigirt, erscheinen wöchentlich drey Nummern.

Beyträge zur gerichtlichen Arzneykunde für Aerzte, Wundärzte und Rechtsgelehrte. Von Dr. Jos. Bernt. 1. Band. Wien, 1818. 8. Gerold.

Der Verfasser beginnt eine Zeitschrift für gerichtliche Medicin, wo, durch die Bearbeitung und Ausübung derselben angeregt, die Summe ihrer Entdeckungen geordnet, vermehrt, und schnell verbreitet werden soll. Jährlich wird ein Band versprochen, welcher in fünf Abtheilungen zerfällt. I. Medicinisch-gerichtliche Abhandlungen solcher Streitfragen, die sowohl wegen ihrer Wichtigkeit an sich, als wegen Beziehung auf Zeitereignisse einer erschöpfenden Auseinandersetzung bedürfen. In dem ersten Bande wird die Frage erörtert: Ob ein Arzt die Untersuchung faulender oder bereits begrabener Leichen von sich abzulehnen berechtigt sey. II. Uebersichten der jährlichen medicinisch-gerichtlichen Untersuchungen. Es besteht nämlich im Wiener allgemeinen Krankenhause ein zur Leichenbeschau wohleingerichteter besonderer Hörsaal, worin das Jahr hindurch unter Aufsicht des Herausgebers oder von ihm selbst mit möglichster Genauigkeit mehr als hundert gerichtliche Untersuchungen vorgenommen werden. Die Beyträge nun sind die Jahrbücher dieser herrlichen Anstalt, und vorliegender Band enthält ihre Entstehung und die in drey Jahren sich ergebenden Resultate. III. Auszüge aus älteren, praktischen, medicinisch-gerichtlichen Schriften. Hier erscheinen Mich. Bernh. Valentin's gehaltvolle, aus den Schriften seiner Vorfahren und Zeitgenossen gesammelte medicinisch-gerichtliche Beobachtungen. IV. Medicinisch-gerichtliche Literatur: 1) Abhandlungen aus dem Gebiete der gerichtlichen Medicin von Ad. Henke. 2) Allgemeine Toxikologie, oder Giftkunde; nach dem Franz. des Herrn M. P. Orfila, mit Zusätzen und Anmerkungen herausgegeben von Dr. Hermbstädt. V. Correspondenznachrichten.

Fundgruben des Orients. 1818. Fol. V. Band. IV. Heft. Heubner und Volke.

Diese ausgezeichnete Zeitschrift erhält sich in ihrer wissenschaftlichen Vortrefflichkeit. Vorliegendes Heft enthält: Sur l'indroduction du sang oriental des chevaux en Europe. Par M. le Cte. Wenc. *Rzewuski*. 2) Uebergang der Oberherrschaft von den Ommiaden auf die Abbasiden, nach dem syrischen und arabischen Texte des Abu-l Faradsch zusammengestellt. Merkwürdig als Probe der syrischen Schrift, die durch die Betriebsamkeit des Landschaft-Buchdruckers, Anton Schmid, neu gegossen wurde. 3) Proben einer Uebersetzung des Schâhnâmeh durch S. F. Günther Wahl. Fortsetzung. 4) Description des nôces de

Bouran. Trad. du discours préliminaire de l'histoire *d'Ibn Khaldoun*, par M. de *Hammer*. 5) Inschriften türkischer und persischer Klingen, übersetzt von Jos. von Hammer. 6) Examen critique des historiens d'Alexis *Comnène*, et des trois princes de sa famille etc. et principalement de leur politique envers les Croisés. Par M. de *Hammer*. 7) Auszüge eines Schreibens von Herrn Eduard Rüppell, an Herrn von Hammer. Notizen historischen und antiquarischen Inhalts, gesammelt auf einer Reise durch Aegypten und das steinigte Arabien. 8) Some general remarks on the Romaic *Language*; diese Bemerkungen über das Neugriechische sind aus einem Manuscripte des Herrn Ignatz Plener entlehnt, unter dem Titel: An introduction to modern greek Grammar for the use of those English who travel through Greece. 9) Descrizione della Macedonia.

In Ungern erschienene Bücher.

A Gallyás-Rabszolga, vagy az én életemnek szomorú történetei, mellyeket saját jobb kezemmel irtam. (D. i. Galeerensklave, oder traurige Begebenheiten meines Lebens, von mir selbst beschrieben.) Uebersetzt von Czöfek, ref. Professor in Losoncz. Pesth, bey Trattner. 1818. 8. S. 114.

Mostani idök szükségeihez alkalmaztatott Vasárnapi, Ünnepi, alkalmatosságbéli Beszédek. (Für den Bedarf der Gegenwart berechnete Sonn- und Feyertags Predigten, vom Pesther Universitäts-Professor Georg Fejér.) Pesth, bey Trattner, 1818. 8. III. Band. S. 368. IV. Band. S. 320.

A ditsö Marczibányi Familia tudományos Jutalom-Tétele, 's annak elsö fenyes kiosztása a nemzeti Museum épületében etc. (Wissenschaftliche Preisausstellung der Familie Marczibány, und die erste glänzende Vertheilung des Preises im National-Museum am 23. November 1817.) 8. S. 40.

Isten imádáse a keresztény katholikusok' számára. (Anbethung Gottes, für katholische Christen, von Franz Papp.) 2te Aufl. 1818. Pesth, bey Trattner. 8. S. 192.

Szent út, vagy gyakorlása azon fájdalmas útnak, mellyet ahalálra itéltetett, kereszttel terheltetett Jésus Kristus Pilátus hazáto'l Kalváriа hegyére járt. (Der heilige Weg, welchen der zum Tode verurtheilte und mit dem Kreuze belastete Jesus Christus vom Pilatushause auf den Kalvarienberg wandelte.) Pesth, bey Trattner, 1818. S. 40.

Hármas Kis-Tükör. (Dreyfacher kleine Spiegel). Mit zwey illuminirten Landkarten. Eben da, S. 240.

Regék a Magyar Elö-Idökböl. (Sagen der ungrischen Vorzeit.) Ofen, in der Universitäts Druckerey, 1818.

Magyer Ország Uralkodóinak származások, és jelessebb tetteik rövid leirasa. (Abstammung und merkwürdigere Thaten ungrischer Herr-

scher, beschrieben von Elias Georch). Pesth, bey Trattner, 1818. Zum schnellern Ueberblick in der Form einer Landkarte.

Die ökonomische Zeitschrift: Nemzeti Gazda, wie auch die Magyar'sche Pesther Zeitung: Hazai és külföldi Tudósitások; nicht minder der Wiener Magyar kurir werden auch heuer fortgesetzt.

Tudományos Gyüjtemény. (Wissenschaftliches Magazin.) Pesth, 1818. Trattner. 8. Unter diesem Titel erschien im Jahre 1817 eine Monatschrift, welche auch in diesem Jahre fortgesetzt wird. Die Redaktion besorgen, so viel man weiß, die rühmlich bekannten Gelehrten Schedius, Fejér und Pethe. Kurze, belehrende Originalaufsätze, zur Beförderung der vaterländischen Geographie, Statistik, Geschichte; zur Ausbildung der ungrischen Sprache und Schreibart; zur Verbreitung naturhistorischer, philosophischer Kenntnisse, zur Beförderung der schönen Künste; Oekonomie, Handlungswissenschaft; Beurtheilungen in Ungern erschienener Bücher; Kunst= und Industrieprodukte — bilden dessen Inhalt.

Angekündigt ist die Herausgabe eines neuen, magyarischen Journals: Lelki pásztori Tárház. (Archiv für evangelische Seelsorger, beyder Confessionen.) Der Herausgeber ist: Herr Jos. Fábián, reformirter Prediger und Senior in Tót=Vásony. Diese Zeitschrift soll in vierteljährigen, 9 — 10 Bogen starken Heften, aus der Trattner'schen Druckerey in Pesth erscheinen, und kostet jährlich im Wege der Vorausbezahlung nur 8 fl.

Nachtrag vermischter Schriften.

Anleitung zum Unterrichte im Rechnen für Taubstumme, verfaßt von Michael Venus. 1. Theil. Wien, 1818. 8. Strauß.

Eine nützliche und klare Auseinandersetzung des Stufenganges und der Methode des Unterrichtes für Taubstumme im Rechnen, wie man sie von einem Praktiker zu erwarten berechtigt ist.

Zur Mnemosyne des Hern Joseph Kreil. Nachschrift eines Triestiners. Triest, 1818. 8. Locatti's Erben.

Diese Schrift, deren Verfasser sich Dr. D. von Rosetti nennt, ward durch Herrn Kreils Mnemosyne (Tagebuch einer Reise durch das lombardisch=venetianische Königreich. Pesth, bey Hartleben. Zwey Bände. 8.) veranlaßt, und berichtigt manche Angaben und Ansichten jenes Werks. Eine zu leidenschaftliche Stimmung verführt indeß Herrn von Rosetti zu unerwiesenen, durch das Werk, welches er zu berichtigen sucht, keineswegs begründeten Beschuldigungen gegen dessen Verfasser.

Exempelbuch, oder Sammlung von Beyspielen, moralischen Erzählungen ꝛc., von einem Weltpriester aus Mähren. Brünn und Olmütz. 1818. 8. Gastl.

Das Exempelbuch wurde in der Absicht geliefert, um durch Beyspiele und sittliche Erzählungen Glaubens= und Sittenlehren zu begründen, welche im christlichen Lehr= und Sittenbuche vorkommen. Insbesondere soll es die Sonntagsschulen in den k. k. österreichischen Staaten heben, indem es Katecheten und Lehrer in den Stand setzt, praktisch auf die wichtigeren Lehren hinzuweisen. Snell's, Salzmann's, Gutmann's und Wagnitz's Schriften sind zum Grunde gelegt, und mit zweckmäßiger Freyheit benützt.

Theorie der Schönschreibekunst ꝛc., verfaßt von Franz Thom. Hirsch. Wien. Strauß. 8.

Der Verfasser schrieb diese Abhandlung in der Ueberzeugung, daß, ungeachtet die höhere Kalligraphie an Geschmack und Zierlichkeit zunahm, die gewöhnliche deutsche Current und im Allgemeinen jene Schriften, welche eigentlich im gemeinen Leben vorkommen, Rückschritte gemacht haben; er zeigt die Ursachen dieser Erscheinung an, und sagt vieles, was beherzigt werden soll.

Tancred. Heroische Oper. Nach dem Italienischen von Christ. Grünbaum. Wien, 1818. 8. Wallishauser.

Der Uebersetzer hat mit Fleiß und vieler Sprachkenntniß den Text der bekannten Oper Rossini's für die deutschen Bühnen bearbeitet.



